



# *Basler Stadtbuch*

*Swi 28.1.5*

**Harvard College Library**



THE GIFT OF  
**WILLIAM BAYARD CUTTING, JR.**  
(Class of 1900)  
OF NEW YORK  
FOR BOOKS ON SWITZERLAND







OSWALD VON THIERSTEIN.

# 18ter Jahrgang

1883



Veranschaulichung

von Richard Diefenbach und Adolf Wackerling.

Verlag

von D. Hoffmann und Compagnie

1883.



# Basler Jahrbuch

1883



Herausgegeben

von

Albert Burckhardt und Rudolf Wiskernagel.

Basel.

C. Detloff's Buchhandlung.

1883.





BLDG 1883  
NOV 22 1887

# Basler Jahrbuch

1883



Herausgegeben

von

Albert Burckhardt und Rudolf Wackernagel.

Basel.

C. Detloff's Buchhandlung.

1883.

*Swi 28.1.6*



W. Bayard Cutting, Jr.

## V o r w o r t.

---

Vor allem fühlen sich die Herausgeber des Basler Jahrbuches an dieser Stelle verpflichtet, dem herzlichsten Dank Ausdruck zu verleihen für das Wohlwollen, welches allenthalben ihrem Unternehmen entgegengebracht wurde. Mit großer Freude sind wir daher diesmal zur Arbeit geschritten, um auch für das Jahr 1883 den verehrten Lesern in reicher Abwechslung Belehrung und Unterhaltung auf dem Boden der vaterländischen Geschichte bieten zu können. Auch dieses Mal unterstützte uns in zuvorkommenster Weise eine ansehnliche Anzahl gelehrter Mitarbeiter, denen hier nochmals der verbindlichste Dank soll ausgesprochen sein.

Was den Inhalt des diesjährigen Bandes anlangt, so finden unsere Leser zuerst ein Lebensbild des leider nicht mehr in unsrer Mitte weilenden Künstlers Friedrich Weber, dessen irdische Heimat gewesen zu sein der Stadt Basel stets zur großen Ehre gereichen wird. Die mittelalterliche Geschichte ist in erster Linie vertreten durch einen Cyclus von Gedichten; sie schildern uns jene hochwichtige mit dem tragischen Ende König Albrechts in engstem Zusammenhang stehenden Streitigkeiten zwischen dem damaligen Bischof von Basel, Otto von Grandson, und dem unglücklichen Habsburger. In die innere Entwicklung der Vaterstadt zu jenen Zeiten gewährt uns die Arbeit über Bruderschaften und Zünfte einen Einblick, während die gewaltige Gestalt Oswalds von Thierstein den Leser hinaus in Kampf

und Krieg führt. Der Held zeigt sich uns als der letzte muthige Sproß eines Grafengeschlechtes, welches tief in die Geschichte Basels eingegriffen hat. Wir sehen eine große Begabung, viel Thatkraft und Tapferkeit, allein auch viel Tücke und Bosheit noch eumal in diesem Ritter vereinigt, ein letztes Aufflackern vor dem gänzlichen Erlöschen des Hauses Thierstein.

In das siebzehnte Jahrhundert versetzt uns die kleine Novelle, welche jedermann gewiß eine willkommenene Gabe sein wird; hat es doch die Verfasserin schon längst verstanden, einen großen Leserkreis durch ihre anmuthigen und heimeligen Erzählungen zu fesseln. Daß die glückliche Verbindung des Gelehrten mit dem Buchdrucker in einer Person, welche einst der berechtigte Stolz der Basler Typographie gewesen ist, bis ins XVIII. Jahrhundert gedauert hat, lehrt die Geschichte der Familie Schweighauser. Ein erfreulicher Beweis, daß auch in jener, oft allzusehr verschrieenen Zeit der wissenschaftliche Trieb in unsrer Stadt durchaus nicht ausgestorben war; in Bezug auf die bildenden Künste ist allerdings ein Rückschritt nicht zu verkennen, welchem erst durch die romantische Schule dieses Jahrhunderts mit Erfolg begegnet worden ist, sonst hätten die Basler nicht so leichtfertig eines ihrer merkwürdigsten Kunstwerke, der Todtentanz im Jahre 1805, der Zerstörung preisgegeben, wie uns dies an Hand der Acten und durch das Bild Feyrabends so drastisch dargestellt wird.

Unser Jahrbuch beschränkt sich endlich nicht auf das Weichbild der Vaterstadt; das benachbarte Elsaß findet Berücksichtigung durch Aufnahme eines in politischer Erregung gedichteten und deshalb nicht uninteressanten Liedes von 1743. Ja selbst die Geschichte des Königreichs beider Sicilien wird hier auf das Genauiste untersucht, da mit derselben

die Schicksale desjenigen Baslers auf das engste verflochten sind, welcher es von allen seinen Mitbürgern in Hinsicht auf hohe politische Stellung am weitesten gebracht hat, des Vicekönigs Don Emanuel Burckhardt.

Den Schluß des Ganzen bilden einige Miscellen, ein Verzeichniß der literarischen Erscheinungen in den letzten Jahren, welche die Geschichte Basels betreffen, sowie eine Uebersicht der wichtigsten Begebenheiten, welche vom 1. Jan. bis 1. Nov. 1882 sich in Basel zugetragen haben.

Fast überflüssig mag es erscheinen, die Leser des Jahrbuches auf die beiden Bilder aufmerksam zu machen, von denen das eine, von Feyrabend gezeichnet und von Wechel gestochen, den Abbruch des Todtentanzes darstellt; das andere hingegen, ein Werk unfres benachbarten Künstlers Janslin, in flotten Zügen den Grafen Döswald von Thierstein wiedergiebt.

Zum Schluß möchten wir auch diesem zweiten Jahrgang ein freundliches und zahlreiches Entgegenkommen von Seiten der hiesigen Bevölkerung wünschen, damit durch ein solches sowohl die uneigennützigte Unterstützung der Mitarbeiter, als die selbstlose Arbeit des Verlegers belohnt würden, was zugleich auch für die Herausgeber die beste Anfeuerung zu fortgesetzter, freudiger Thätigkeit auf dem Boden vaterländischer Geschichte sein wird.

Basel, am St. Nicolausentag 1882.

Albert Burckhardt.  
Rudolf Wackernagel.

## Inhaltsverzeichnis.

---

	Seite
H. Heusler: Friedrich Weber . . . . .	1
Alb. Burchardt: Ein politisches Gedicht aus dem Elsaß vom Jahre 1743 . . . . .	35
M. Birnmann: Graf Oswald von Thierstein und der Ausgang seines Geschlechts . . . . .	48
C. Wieland: Ueber die Schweighauser in Basel . . . . .	87
H. v. Salis: Bischof Otto's Rache . . . . .	100
Th. Burchardt-Niedermann: Don Emanuel Burchardt, Generalcapitain des Königreichs beider Sicilien . . . . .	111
Nch. Burchardt: Abbruch des Todtentanzes in Basel . . . . .	174
Elisabeth Hezel: Die muthige That einer Baslerin . . . . .	202
R. Wackernagel: Bruderschaften und Zünfte zu Basel im Mittelalter . . . . .	220
Uebersicht der baslerischen hist. Literatur (1878-82) . . . . .	250
Miscellen: Brief einer ausgewanderten Zürcherin von Phila- delphia in ihre Heimat (1736) . . . . .	260
Kaiser Joseph in Basel (1777) . . . . .	264
Anrede des Herrn Rath's-Substitut Bischofs (1796) . . . . .	268
Basler Chronik des Jahres 1882 . . . . .	271

---



## Friedrich Weber

geb. 10. Sept. 1813, gest. 17. Februar 1882.

Der wiederholten Aufforderung der Redaktion, für das Basler Jahrbuch einen Aufsatz über Weber zu schreiben, unterzieht sich der Verfasser nur mit Widerstreben. Seine nahen Beziehungen zum Verstorbenen, welche vielleicht den Vorwurf der Parteilichkeit veranlassen, verbürgen zwar andererseits eine genaue Bekanntschaft mit dessen Leben und Wirken; aber um so schwerer wiegen die sachlichen Bedenken. Nicht nur ist es, vorab für einen Laien, keineswegs leicht, in richtiger und dennoch faßlicher Weise, wie es an dieser Stelle geboten ist, von einem Stecher und seiner Kunst zu reden, sondern das Beste ist überhaupt schon vorweggenommen durch die Autobiographie, welche Weber im Jahre 1874 zu Händen der Berliner Akademie verfaßt hat,\*) sowie durch die bei seiner Beerdigung verlesenen Personalien. Diese Bedenken aber müssen schließlich weichen vor der Rücksicht auf die allgemeine und große Theilnahme, welche des Künstlers Tod in unserer Stadt hervorgernsen hat, und vor der Erwägung, daß der Mann, welcher zu Basel's Ehren die Pais, den Amerbach

\*) Veröffentlicht in den ersten Nummern der „Kunsthalle“, Beiblatt zur Schweizer Grenzpost, 1876, bei Weber's Tod in etwas verkürzter Form wieder abgedruckt in den Basler Nachrichten.



und den Erasmus gestochen hat, es in hervorragendem Maße verdient, daß ihm das Jahrbuch ein bescheidenes Denkmal ehrenvoller Erinnerung setze.

Von der Natur mit nicht geringem Talent zum Zeichnen ausgerüstet, jedoch erst nach weitläufigen Umwegen in die rechte Schule gelangt, hat Weber sich mit wenig Hilfsmitteln, aber mit um so größerer Energie emporgearbeitet. Mit dem jeweiligen erreichten Ziele nie zufrieden, sondern über alle beengenden Schranken hinausstrebbend, hat er nur in mühsamstem Ringen die Meisterschaft erreicht. Wie lang und schwierig sein Vollendungsgang gewesen ist, zeigt das unserm Aufsatze beigegebene Verzeichniß seiner Stiche und die beinahe vollständige Sammlung derselben in unserm Museum. Ungefähr 150 Blätter hat sein Stichel geschaffen, von den frühesten schwachen Versuchen an bis zu den Hauptwerken seiner alten Tage.

Die ersten 14 Jahre seiner künstlerischen Laufbahn (1827—1840) verlebte Weber in Straßburg, Karlsruhe und München, die letzten 24 (1859—1882) beinahe ganz in Basel; dazwischen fällt der für seine Entwicklung entscheidende Aufenthalt in Paris.

Seine Einführung in die Kunst war äußerst mangelhaft. Nachdem er nämlich ein halbes Jahr in Straßburg Lithographielehrling gewesen, trat der Fünfzehnjährige ebenda bei Kupferstecher Oberthür in die Lehre, welcher sich im Contract verpflichtete, „ihn das Fach der Kupferstecherei nebst den damit verbundenen Kunstzweigen zu lehren“. Da er jedoch selber ohne gehörige Schulung war, konnte Oberthür auch seinen Schülern nicht viel bieten. Aus seinem Atelier giengen nur geringe Kupferstiche hervor, ja es fanden sich darunter Arbeiten ganz handwerksmäßiger Art, wie Vorlagen für Porzellanteller u. dgl. mehr. Daß

ein feuriger junger Mann in seinem Streben dadurch nicht befriedigt wurde, liegt auf der Hand. Weber sah sich darum genöthigt, neben seinen im Contract festgestellten Atelierstunden (des Sommers von 7 Uhr bis zum Mittag und von 2 bis 6 Uhr, des Winters von 8 Uhr bis zum Mittag und von 1 Uhr an bis zum Hereinbrechen der Dunkelheit) auf eigene Faust zu studiren. Zuerst stach er zu diesem Behuf, so gut es eben gehen wollte, Stiche früherer Meister nach, später wagte er sich an selbständige Versuche. Seinen ersten derartigen Stich, eine Abbildung des Türenme-Denkmal's in Saasbach, dedicirte er in gedruckter Widmung dessen Schöpfer, dem Bildhauer Friederich, der eine Zeit lang sein Lehrer in der Säulenordnung und Perspektive war.

Wie in Straßburg, so fühlte sich Weber auch anfangs noch in Karlsruhe unter hartem Druck. Mit unbändigem Fleiß arbeitend, mußte er von einer erbärmlichen Besoldung leben. So kam es auch, daß er bei Frommel nur die halbjährige Probezeit durchmachte. 1832 war er bei ihm eingetreten, von 1834 an arbeitete er definitiv auf eigene Rechnung. Welcher Jubel der Befreiung klingt aus den Worten: » En liberté! premiere planche faite à Carlsruhe chez moi ayant directement à faire avec un éditeur,« die er auf das jetzt im Museum befindliche Exemplar seines „Franklin“ (Nr. 16 unseres Verzeichnisses) nachträglich in Paris notirt hat. Bis zu diesem Zeitpunkt blieb er allerdings noch in einer loseren Verbindung mit Frommel, wie denn nach seinen Aufzeichnungen sich die in dessen Auftrag gemachten Stiche, von denen er die spätern in Gemeinschaft mit dem Straßburger Schuler verfertigte, bis ins Jahr 1834 hinein erstrecken. Wie viel er bei demselben profitirt hat, ist nicht leicht nachzurechnen. Jedenfalls hat er bei ihm, dem frühesten Stahlstecher Deutsch-

lands, die erst 1820 erfundene Technik des Stahlstiches erlernt. Weber's eigene Arbeiten waren von seiner Karlsruher Zeit bis 1856, d. h. bis die Stählung der Kupferplatten aufkam, ausschließlich Stahlstiche, mit Ausnahme der „Italienerin am Brunnen“, welche eine weichere Behandlung erforderte. Durch Frommel's Schule ist in ihm auch die Vorliebe für den ausgeführten Stich wenn nicht geweckt, so doch genährt worden, die ihn später von München nach Paris, und von Kaulbach zu den großen Meistern der Vergangenheit geführt hat.

Seine Freizeit benützte Weber in Karlsruhe, wie auch an den spätern Aufenthaltsorten, zum großen Theil zur geistigen Ausbildung durch Nachholung von Schuljahren und durch Lectüre (zu seinen Lieblingsen gehörte schon frühe Senne). Auch die Musik fand stets an ihm einen warmen Verehrer, indem er mit seiner Flöte auf's eifrigste nicht nur zu Hause, sondern auch im Orchester exercirte.

Das Jahr 1835 führte ihn nach München und in das brausende und in der Romantik schwelgende Leben der dortigen Künstlerjchaft. Dasselbst betrieb er selbständig (nicht, wie behauptet worden ist, bei Anstler) den Stich, auf der Akademie dagegen zunächst das Zeichnen nach den Antiken und im Altjaal. Natürlich kam er in Berührung mit Cornelius, dem Direktor der Akademie, aber auch mit Kaulbach, nach dessen Zeichnungen zu Schiller's und Goethe's Werken er verschiedene Stiche fertigte. Derjelbe hätte ihn gern zu seinem Hauptkupferstecher herangezogen; andrerjeits machte ihm die Cotta'sche Kunstverlagshandlung den Antrag, in Paris und London den neueren Geschmack im Stich zu studiren und sodann in München ein Atelier für junge Stahlstecher zu leiten, in welchem zunächst Kaulbach's Reineke Fuchs zur Wiedergabe kommen sollte.

Schon damals, wie auch noch später von Paris aus, lehnte Weber diese Anträge ab, nicht zum wenigsten aus denselben Gründen, um deren willen er sich überhaupt von der Münchener Schule losjagte und nach Paris übergieng.

Zu diesem Schritt verleitete ihn nicht etwa bloß der Glanz überhaupt, welcher die Namen der damaligen großen Pariser Stecher, Desnoyers, Forster, Henriquel, umgab, sondern ihre ganz andere Auffassung des Stichs bestimmte ihn dazu. Allerdings wurde ihm der große Gegensatz zwischen München und Paris erst später vollständig klar. Während die Münchener Stecher hauptsächlich dem sog. Carton- oder Contourstiche huldigten, war Paris die hohe Schule des ausgeführten Stichs. Zwar machten die Münchener Arbeiten auf den Unkundigen einen durchaus idealen Eindruck; sie wurden aber von den besten Kennern wegen ihres oft herben und starren Contours, wegen der nur relativen Wiedergabe sowohl der Formen als des vollen Scheines der Natur verurtheilt.

„Zwei nachtheilige Seiten“, lauten Weber's eigene Worte, die er bei einer später anzuführenden Gelegenheit aussprach, „hat meines Erachtens der Stich nach den Cartons, nämlich: den Mangel an Naturstudien, die sie enthalten, und die Schwierigkeit, mit dem Grabstichel den Umriß der Kreide wiederzugeben. Ersteres entzieht uns alle Beihilfe zum Verständniß der Form, die zuweilen nur mangelhaft angedeutet ist; der Contour wird hingegen meistens zu hart oder zu mager und sieht hölzern aus.“ Eben dahin gehört der folgende Passus: „Das ist eben der Haken. Zeichner waren sie nicht, und ich habe nie gesehen, daß sie die Natur genau studirt noch richtig wiederzugeben gesucht. Hier ist kein Vergleich (nämlich mit Marc Anton oder Albrecht Dürer) anzuführen; denn gerade das Geistreiche, die höhere Em-

pfindung, die in einem Umriss liegen soll, fehlt der neuern Münchner Schule total. Es konnte aber nicht anders sein. Die Münchner Akademie, wo sich diese Cartonstecher bildeten, war keine Anstalt, um Zeichner zu bilden; das ist allgemein bekannt. Ausführen konnten diese Gründer der neugebildeten deutschen Schule nicht; ihre Bestrebungen waren mehr auf die historische Composition gerichtet, die bei den meisten Jüngern zur Manier geworden, und worein sich auch die Stecher gegeben haben. Von Natur keine Spur, tendenziöse Auffassung, harte, leblose Contouren an der Tagesordnung, und die Stecher haben es noch gräulicher nachgeahmt. Diese Zeit ist vorüber, glücklicher Weise, und es wird gewiß etwas Besseres daraus erwachsen, wenn sie sich mit der französischen Schule vereinigen und immer mehr vereinigen, um das zu erlangen, was nöthig ist, um einen schönen Gedanken auch vortheilhaft und schön darzustellen und gehörig in Haltung zu bringen.“

Diese Worte schrieb Weber in fachmännischem Eifer als private Antwort auf einen ihm von Freundesseite mitgetheilten Artikel der Allg. Ztg. (20. und 21. Juli 1867: „Ueber Reproduktion in der bildenden Kunst“, unterzeichnet „ein Kupferstecher“).

Wie ganz anders stand damals Paris mit seiner Jahrhundert alten Tradition da, wo die schon erwähnten Meister in technischer Vollendung wie auch in geistreicher Uebersetzung der Originale wetteiferten.

Erst viel später, nachdem er bereits die »Vierge au linge« gestochen, nahm Weber vorübergehend wieder den Cartonstich vor, indem er sich um's Jahr 1860 zugleich mit Mandel, Schäffer, Raab u. A. an der Herausgabe der Goethe'schen Frauengestalten nach Kaulbach betheiligte. Seine beiden Blätter, „Hermann und Dorothea“, sowie „Faust

und Helena“, verleiteten ihn aber endgiltig diese Art des Stichs, da er vergeblich und mit großem Zeitverlust versuchte, im Stiche anatomische Formen und andere wichtige Details auszuführen, welche die Originalbilder überhaupt nicht hatten.

Weber kam 1840 nach Paris. Daß er in München nicht nur das fidele Künstlerleben mitgemacht, sondern auch ernstlich gearbeitet hatte, beweisen die warmen Empfehlungen, die ihn in den neuen Wirkungskreis begleiteten. Von Cornelius hatte er Briefe an Desnoyers und Mercury, von Gonzenbach und Kirner an Forster und die beiden Brüder Winterhalter, mit denen er später so nahe befreundet wurde. Desnoyers ermahnte ihn angelegentlich zu eifrigem Zeichnen, und Forster sprach zu ihm gar die ersten Worte: „Sie können noch gar nichts, mein junger Mann, weder stechen noch zeichnen, und müssen sich tüchtig dran machen, alle Energie aufbieten, wollen Sie nicht in Paris zu Grunde gehen.“ „Solch ernstes und kräftiges Wort,“ heißt es in Weber's Autobiographie, „übte natürlich eine mächtige Wirkung auf einen Menschen, der über sich selbst nicht blind war.“

1841 trat der Künstler für kurze Zeit in das Atelier von Paul Delaroche. Eben damals machte er den Anfang mit seinen beinahe 50 Stichen für die von Gavard im Auftrage Louis Philippe's besorgte Herausgabe der Versailler Gallerie. Die verhältnißmäßig einfachen Blätter, an denen er bis tief in die vierziger Jahre arbeitete, erhielten in der Folge öffentliches Lob gerade für ihre Einfachheit, speziell die Damenporträte für ihre graziöse Ausführung. Diese Bildnisse, und zwar namentlich die der Princesse de Lamballe, der Herzogin von Orleans, der Königin Leszczyńska, der Kaiserin Josephine, waren die Anfangsglieder jener langen Reihe von stets vollendeten Frauenbildern,

unter denen wir später u. A. die Italienerin am Brunnen, die Elisabeth, die Kaiserin Eugenie und die Violanta finden. Das Damenbild war geradezu Weber's von andern unerreichte Spezialität.

Die nähern Beziehungen zu Forster begannen 1843, als Weber eine Wohnung in dessen Haus bezog, und bald nachher durfte er sich, nach einer Zeit gegenseitiger Zurückhaltung, als eigentlichen Schüler Forster's betrachten.

Francois Forster, geb. 1790 in Voce (sein Leben lang hat er mit Stolz von seinem »village« gesprochen), war als Schüler von Langlois gänzlich in der französischen Kunsttradition aufgewachsen und hatte seine große Berühmtheit durch die flotte, klassische, breite Wiedergabe vieler, namentlich raphaeleischer Bilder, durch seinen systematischen Stich erworben.

Bei diesem unerbittlichen und kritischen Lehrer, der auf der vollen Höhe der glänzenden französischen Schule stand, legte Weber den Grund zu seinem spätern so großen Können. „Im vollsten Vertrauen“, sagt er in der Autobiographie, „und mit großem Fleiß übergab ich mich nun der Leitung meines neuen Meisters. Fast täglich erhielt ich eine tüchtige Lektion in feierlich kräftigen Worten, die mich nie einen Augenblick im Unklaren ließen über meine schwachen Seiten. Allmählig giengen mir die Augen auf. Zuerst behandelte er die plastische Wiedergabe der Formen durch enge und weite Strichlagen, durch die perspektivische Einbiegung der Strichlagen, wodurch die Zeichnung an Relief gewann, klar und verständlich wurde. Da keine Form der andern ganz gleicht, so wollte er auch eine vielseitige Abwechslung der Strichlagen, wobei aber nie der Gesamteindruck derselben, die Harmonie der Arbeit, außer Acht gelassen werden durfte. Bei Verkürzungen, zurückweichenden

Partien, bei verschiedenen Plänen von Vorder-, Mittel- und Hintergrund mußten die Töne berechnet werden, weil nur dadurch der richtige Ton und Effekt des Bildes erzielt und selbst in der Färbung wiedergegeben wird; dabei kam dann im Gegensatz zur Behandlung des Fleisches diejenige der Stoffe noch ganz besonders in Betracht. Hierzu gehörten auch Abwechslungen von schiefer und von viereckiger zweiter Lage, und ob diese stark oder schwach, ob sie durch Zwischenpunkte oder Zwischenstriche gedämpft den Charakter des Bildes zu geben hatte. In der Behandlung eines Bildes mit mehreren Figuren gieng Forster von der Hauptgruppe, von der Hauptfigur aus, die als hervorragend auch am meisten und am deutlichsten durch die Strichlagen modellirt werden mußte. Das gab ihm den Maßstab für die übrigen Figuren, für den Hintergrund, für alle Nebensachen, die in ruhiger Stimmung bloß da sind, um die erstern hervorzuheben, zu verherrlichen.“

Man muß Weber's mündliche Schilderungen angehört haben, um ganz zu begreifen, welchen disciplinarijchen Einfluß der eben so große als pedantische Meister auf ihn ausübte. Vor diesem Richter fanden die romantischen Anhängsel, die er von seiner bisherigen kometenhaften Bahn und namentlich von München her an sich haben mochte, keine Gnade. Forster war die Genauigkeit selbst. Als er bereits auf Weber's Rath, den er mit einer Gewissensfrage ihm abgenöthigt, zu stechen aufgehört und ihm Arbeitstisch und Grabstichel feierlich übergeben hatte (1851), stellte er sich noch immer pünktlich nach der Uhr jeden Tag in seines Schüler's Zimmer ein, nachdem er eben so pünktlich seinen Moniteur bis auf die letzte Zeile gelesen hatte.

Die wichtigsten Werke nun, die Weber in Paris geschaffen hat, sind folgende:



Vor allem war für ihn epochemachend der mit allen Mitteln seiner Kunst ausgearbeitete Stich nach dem Selbstporträt des Giulio Romano in der salle carrée des Louvre (1844), nicht nur weil dies sein Hauptschritt in größere Dimensionen hinein war, sondern vor allem, weil es für den Fremdling äußerst schwierig und nur durch die Empfehlung eines Forster möglich war, den Credit zur Ausführung auch nur einer solchen Platte zu erhalten. Darauf folgte (1846) »Napoleon et son fils« von Steuben, das erste Blatt, welches Weber eine Medaille eintrug, und zwar die zweite goldene des Salon; daselbe mag allerdings ebenso sehr durch die packende Idee des Bildes selbst gewirkt haben, das den großen Eroberer mit seinem Kinde, ein umgeworfenes Kegelspiel am Boden, darstellt, als durch die Vorzüge der Stecherei. Bedauerte doch der Künstler später, daß er, namentlich auf Forster's Andringen, zwei Monate zu wenig auf diese Platte verwendet hatte. Dagegen war die »Italienerin am Brunnen« nach de Keyser (1851), eine weibliche Figur mit nackten Fleischpartieen in größerem Format, eine Leistung, die ihm nicht nur die große goldene Medaille der Brüsseler Ausstellung (1851), sondern, was mehr sagen wollte, das größte Lob von Seiten des Malers selbst, sowie auch Forster's eintrug. »Permettez-moi, Monsieur,« schrieb ihm de Keyser, »en vous adressant mes remerciements, de vous exprimer aussi non seulement mon entière satisfaction mais mon admiration pour votre beau talent et de la manière dont vous l'avez appliqué à la reproduction de mon œuvre. Croyez à tout le plaisir que j'éprouverais de voir mes productions confiées à un talent aussi distingué.« Forster dagegen sagte zu einem Bekannten Weber's die Worte: »Jamais bras de femme n'a été

mienx fait. « Die „Gitanos“ nach M. Artaria (1854), ein an sich nicht sehr bedeutendes Bild, bezeichneten immerhin für den Stecher eine neue Etappe seiner Kunst, weil sie ihm Gelegenheit gaben, einmal an einer größeren Gruppe „die verschiedensten Lichteffecte und Nüancen zur Geltung zu bringen“ — es war ein Effectstich par excellence. Winterhalter's Elisabeth (1856), welcher später in Basel ihre Schwester Madeleine folgte, eine, der Leistung nach, wie schon bemerkt, höhere Potenz der Parisailler Damenporträts, hatte weniger einen akademischen und offiziellen, als einen gewaltigen populären Erfolg.

Endlich ist die große Arbeit zu nennen, mit der Weber seine Pariser Zeit abschloß und im Cinquecento sich gleichsam festsetzte, die »Vierge au linge« nach Raphael (1854 bis 1859). Es war schlimme Zeit angebrochen; das Daguerrotyp und später die Photographie eroberte immer mehr Boden, und bei der allgemeinen politischen Unsicherheit wagte es ein Verleger nicht leicht, sich auf Jahre hinaus zu binden. Um so wichtiger war es für Weber, als ihm Doudorf zu Frankfurt diesen Stich bestellte, durch dessen Ausführung er zum ersten Mal mit andern Fachgenossen in die Schranken treten sollte. Diese berühmte Madonna war nämlich früher schon 15 mal gestochen worden, u. A. von Desnoyers.

Wie groß die Wirkung dieses Stiches war, sieht man u. A. aus einem Aufsatz im belgischen Journal des beaux-arts (vom 31. Dezember 1861) von Ad. Siret, dem bekannten Verfasser des »Dictionnaire historique des peintres de toutes les écoles.« Dieser Aufsatz ist gewiß ein Muster eleganter und dennoch in's Detail eindringender Kunstkritik. So sagt Siret vom Vordergrund des Stiches: »Là, le travail du burin est d'une admirable puis-

sance et semble se jouer des difficultés. La transparence de la chair et le modelé sont surtout ce qu'il y a de précieux dans l'œuvre de Weber. Je signalerai particulièrement le beau et suave visage de la Vierge, et, peut-être avant lui, le corps de l'enfant Jésus, d'une souplesse, d'une pondération, d'un moëlleux et d'une pureté dont je n'ai pas encore trouvé d'exemple. Les parties charnues sont d'un burin presque invisible; telle est la flexibilité de ce burin, telle est la combinaison des lignes droites, courbes, croisées, pointillées, continues, interrompues, qu'elles finissent par se fondre pour n'être plus que de la couleur, de la lumière, de la vie. Je crois qu'il n'est pas possible d'obtenir d'aussi admirables résultats avec tant de sobriété dans les moyens; involontairement on se rappelle tout ce qui est grand dans l'art pour se convaincre une fois de plus combien la simplicité est la seule source du beau et du vrai. « Der Ausdruck, sagt Siret, sei der des Originals, die Zeichnung » d'une netteté et pureté raphaëlesque, « mit Ausnahme der (in Folge einer Unklarheit des Originals) etwas verwischten rechten Hand der Madonna; in der Stoffbehandlung bemerkt er » une taille d'une énergie et d'un sentiment qu'il est plus facile de constater que de définir. » De plus, ces tailles ont une extraordinaire puissance de coloris: le jour, la demi-teinte, l'ombre transparente et l'ombre obscure, ont des gammes de lumière tout à fait harmonieuses entre elles. « Der Verfasser schließt mit den Worten: » Ce qui frappe dans cette planche avant son examen et ce qui séduit encore plus après l'avoir analysée, c'est la communication intime qui s'est

établie entre le graveur et la pensée du maître, communication dont l'œuvre est tout imprégnée. Tout système, toute velléité, toute école même, disparaît quand il s'agit de graver Raphaël. C'est ce que bien peu ont compris, c'est ce qu'a fait Weber avec un tact qui est un des précieux caractères de son talent et avec un succès qui constitue le plus beau rayon de son auréole d'artiste. «

Mit diesem Stich, den Siret auch dem von Desnoyers namentlich in der Zeichnung vorzieht, war Weber auf der Höhe seiner Kunst angelangt. Welche bestimmten, aber von der Ausführung verdeckten Contouren seinen Stichen zu Grunde liegen, hat jedermann an der bei wiederholten Gelegenheiten hier in Basel ausgestellt gewesenen Reihenfolge der Probedrücke gerade dieser Madonna studiren können, wo sich von allem Anfang an und vor jeder weiteren Ausarbeitung des Stichts die Linien z. B. der linken Hand der Jungfrau mit größter Präcision gezeichnet finden.

Daß Weber neben seinen Arbeiten auch von den Vortheilen und Genüssen, welche das großstädtische Kunstcentrum ihm bot, namentlich von den Sammlungen, sowie von den Concerten des Conservatoire, soviel als möglich profitirte, braucht nicht erst gesagt zu werden. Namentlich aber auch in gesellschaftlicher Beziehung fand er in Paris Anregungen, die er später oft schmerzlich vermißte. Um hier zu schweigen von dem Stern'schen Gesangsverein der vierziger Jahre, dessen hauptjächlicher Mitgründer er war, darf dagegen der Verkehr mit bedeutenden Malern, Musikern und Kunstkennern nicht übergangen werden, der die spätere Zeit seines Pariser Aufenthalts verschönerte, als er jeden Samstag bei Winterhalter, und etwa Sonntags im Hotel Bristol, mit Knans, Goldschmidt, unserm Landerer, Leo Bürkli, Mündler

u. Ahd. zusammenkam. Von daher hatte er die Gewohnheit des technischen Kunstgesprächs und die Abneigung gegen alles geistreiche Geklunker. Außerdem war auch seine Wohnung in der Rue Royer-Collard, nachdem er sich 1852 verheiratet hatte, für die Basler, welche sich in Paris aufhielten, gelegentlich ein gerne aufgesuchtes Heim.

Abgesehen von verschiedenen Besuchen in der Heimat, machte W. von Paris aus auch zwei größere Reisen, die ihm viele Anregung brachten, die eine, schon 1842, mit Freunden nach der Normandie, London und den Niederlanden, die andere, 1847, mit Forster nach Berlin und Potsdam, wo er mit seinem Meister durch Alexander von Humboldt dem König Friedrich Wilhelm IV. vorgestellt wurde.

Die schon bei der Verheiratung in Aussicht genommene Uebersiedelung nach Basel war nicht unabhängig von der eigenthümlichen Gestaltung, welche Weber's Verhältnis zu Forster in den fünfziger Jahren annahm. Er wich nämlich zu dessen großem Verdruß in einem Hauptpunkt immer mehr von Forster's System ab. Dieser glaubte, abgesehen von seiner Vorliebe für eine möglichst brillante Stechweise, kraft der bekannten Theorie der klassischen Schule, willkürlich gewisse Partien der Originalbilder in's Klassische der napoleonischen Zeit übertragen zu dürfen (er pflegte zu sagen: *il faut qu'un nez soit formé comme cela*), während Weber sein Ideal, das auch in der oben benützten Kritik Siret's deutlich zu Tage tritt, bei späterer Gelegenheit mit den einfachen Worten andeutete: „Die Hauptaufgabe eines Kupferstechers ist diejenige, ein Bild in Charakter und Form getreu wiederzugeben, so daß uns der Stich denselben Eindruck macht wie das Bild.“

Man braucht nur den Gegenstand, in dessen Wieder-

gabe Meister und Schüler mit einander concurrirt haben, den Jeune homme von Raphael, in ihren beiden Stichen vorzunehmen, um den großen Unterschied der Behandlungsweise zu erkennen: bei Forster in breiten Strichlagen ein großartiges Bild mit greller Beleuchtung, bei Weber ein dem Original näherstehendes, weich behandeltes Porträt mit mäßigstem Lichteffect. Die Bekehrung von Forster's Klaisicität und seiner etwas fremd anmuthenden Eleganz zu vollendeter Treue gegen das Original und zu einfacher, unmanierirter Stechweise vollzog sich natürlich nur ganz allmählich; jedoch zeigt schon die 1850 angefertigte Zeichnung nach der Vais eine von Forster ganz verschiedene Auffassung.

So verließ Weber 1859 Paris und siedelte nach Basel über, um hier die ersten 9 Jahre in ungestörter Ruhe an der Klybeck zu verbringen. Dieß geschah nicht ohne den auch später fortdauernden Widerspruch seiner Pariser Freunde, wie dieß ein Brief von Franz Winterhalter noch aus dem Jahr 1867 bezeugt.

„Mein lieber Freund!“ schrieb ihm dieser, „Vorerst meinen besten Dank für die Vais! Es gefällt dieser Stich jedermann sehr wohl, wie begreiflich. Wir haben schon oft zusammen gesprochen, Mündler, Bingham, mein Bruder und ich, wie schade es um Sie sei, daß Sie die kostbare Zeit so verlieren, und sich mit elenden Bildern (die zu stechen wir Ihnen sehr abrathen!\*) hernunplagen, wobei denn doch nun und nimmermehr etwas weder für Ihre Finanzen noch für Ihre Kunst herauskommen kann. Sind Sie denn gar so verliebt in Ihr Basel, als wenn außer Basel keine Welt mehr existirte? Es thut mir wehe, daß

---

\*) Es sind in erster Linie die Porträte gemeint.

Sie, einer der größten jetzt lebenden Kupferstecher, so versauern und verschwinden sollen! Noch wäre es Zeit, daß Sie etwas Bedeutendes, Würdiges unternähmen und in die Welt schickten, wenn Sie sich entschließen könnten, Basel auf mehr als 24 Stunden zu verlassen, und bin dessen gewiß, daß Sie in der großen lebendigen Welt etwas begegnen, etwas erfahren könnten, was für Sie geeignet wäre. Man achtet Sie, man schätzt Sie als Künstler und ist Ihnen gewiß gerne behülflich. Mündler spricht von einem Bilde in Brescia, ich sprach Ihnen von einem in Burgoß, vielleicht in Wien, auch in Berlin wäre jetzt vielleicht etwas zu machen. Raffen Sie sich auf, suchen Sie Ihre alte Energie wieder hervor, und versinken Sie nicht in Basel, wie die Römer in Capua! — Wenn ich Ihnen auch das Bildchen der Frau Bohren (die Madeleine) schicke, so ist dieß doch nur den Mäusen gepiffen und zieht Sie den Frühling und Sommer herum, nachher werden Sie des Winters wegen nichts mehr unternehmen. Nur in der großen Welt ist es möglich, sich zu entfalten, und sogar das Bildchen der Frau Bohren wird Ihnen in Basel Verlegenheiten in der Ausführung machen, die hier ganz wegfallen, wegen meiner Hülfe, da es nicht so sicher und klar dasteht, wie jenes der Elisabeth.

„So spreche ich Ihnen jetzt als Künstler zum Künstler und Freunde; wenn Sie mir aber nun als Papa und Ehegemahl und einfacher Landedelmann antworten aus dem Schloßchen Nybeck, so habe ich freilich nichts mehr zu sagen und bitte, diese meine Epistel zu vergessen! Auch möchte ich mich nicht mit Ihrer Frau entzweyen, die ich im Gegentheile herzlich zu grüßen bitte.“

Von den Basler Stichen der ersten Jahre haben wir die beiden Blätter nach Kaulbach, sowie den Jeune homme

von Raphael, schon erwähnt; der letztere war bestellt von der Calcographie des Louvre, was natürlich eine Auszeichnung für den fremden Künstler war. In dieselbe Zeit fällt eine ganze Reihe von Stichen nach Winterhalter, welcher für Weber wenigstens zeitweise dieselbe Bedeutung hatte, wie früher etwa Lebrun für Edelinck, d. h. die Bedeutung des angeesehenen zeitgenössischen Malers, in dessen Stil sich der Stecher immer mehr hinein arbeitete. Die beiden Künstler waren in mehreren Beziehungen verwandt; namentlich aber war Winterhalter in gleichem Maße unter den Malern der unerreichte Schöpfer präziöser Damenbilder, wie Weber unter den Stechern.

Während von diesen Stichen nach Winterhalter die Porträte des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Preußen, sowie das oben genannte Bild der Madeleine, erst in's Jahr 1868 fielen, vollendete Weber in den Jahren 1863—1864 das Porträt der Prinzessin Korjakoff, den Typus zierlich-koletter Weiblichkeit, und die im Contour des Gesichtes ebenso feine Halbfigur des Herzogs von Hamilton; diesen allen aber gieng voran der berühmte Stich nach dem Bildniß der Kaiserin Eugénie, in welchem nicht nur, wie unten zu lesen, der Contour, sondern, man kann sagen, das System überwunden ist.

Dieser Stich giebt in seinem vollen Reize das zauberhafte Bild Winterhalter's wieder, das mit dem der Mediceischen Venus entlehnten Achselmotiv und dem träumerischen Helldunkel die Besucher der Londoner Ausstellung vom Jahre 1862 so sehr entzückte. Derselbe war damals neben dem Gemälde zur Vergleichung aufgehängt; über ihn sagte im Conseiller des Artistes vom 1. Januar 1863 Charles de Mutrécy: »Les plus célèbres graveurs pouvaient peut-être faire aussi bien, ils n'eussent



certainement pas fait mieux, « und ein unbekannter Autor veröffentlichte im belgischen Journal des Beaux-Arts vom 27. März desselben Jahres eine feine Kritik, der wir bloß die schönen Worte entnehmen: »Je ne saurais dire que cette œuvre diaphane et séduisante soit dessinée. Il n'y a pas de contour; le graveur a imité en cela la nature qui ne fait jamais de contours; la matière cesse et aussitôt voilà que la forme se révèle. Le dessin des contours est l'œuvre de l'homme impuissant à procéder comme la création qui produit la masse sans s'occuper de la ligne tandis que l'homme indique cette masse par la ligne. Je mentionnerai particulièrement le travail du fond aux approches de la silhouette du modèle. C'est un pointillé extrêmement fin et presque invisible qui donne à tout ce qui l'entoure une atmosphère et une suavité d'un délicieux aspect «.

Das Bild der Kaiserin hat noch ein besonderes Interesse dadurch, daß in diesem Falle einmal praktisch der ewige Streit zwischen Stich und Photographie zu Gunsten des erstern entschieden wurde. „Der beste Photograph nach Bildern,“ schreibt Weber in der Autobiographie, „der mir befreundete Bingham, hatte vorher alle Mittel erschöpft, um nach dem Bild der Kaiserin gute Abdrücke zu erstellen; die hohe Frau aber schickte dieselben immer wieder als ungenügend zurück. Erst als der gute Bingham förmlich insolvent war, entschloß man sich, das Bild meinem Grabstichel zu übergeben, und die Partie habe ich gewonnen.“ „Die Kaiserin selbst,“ heißt es ebenda von diesem Stich, „hatte eine solche Freude daran, daß sie mir in einer Audienz persönlich dafür gedankt hat.“

1866 stach Weber die sogenannte Bella Visconti aus der

raphaelischen Schule und vollendete im selben Jahr seine *Vais*, für welche er, wie schon angedeutet, die Zeichnung sowie die Vorbereitung der Platte schon 1850 vorgenommen hatte. So lange gieng es, bis er sich mit dem Stichel an Holbein wagte; denn er hatte vor ihm Respekt.

Seit 1870 stach Weber nur noch nach Bildern des 16. Jahrhunderts. Im genannten Jahre beendigte er Luini's *Madonna di Lugano*, 1872 Holbein's *Amerbach*, 1876 Tizian's *Amor sacro e profano*, 1878 Holbein's hiejiigen *Erasmus* und 1879 Paris Bordone's sog. *Violanta*, die letztere nicht nach dem Exemplar der Münchuer Pinakothek, sondern nach dem seines Freundes Winterhalter in Karlsruhe. Diese Blätter repräsentiren die vollendete, abschließende Thätigkeit Weber's. Angesichts der großen Anerkennung, die sie gefunden haben (es sei hier der Kürze halber nur auf die drei dießbezüglichen Aufsätze in Herman Grimm's *Essays* hingewiesen), braucht hier nicht weitläufig darüber gesprochen zu werden. Nur mit einem Wort sei der Geschicklichkeit und Objektivität gedacht, mit welcher der Stecher sich in so gänzlich verschiedene Stile hineingefunden hat, wie die Holbein's, Luini's und der beiden großen Venezianer. Kann es doch z. B. keinen größern Gegensatz geben, als zwischen der Farbengluth des Tizian'schen Gemäldes und dem matten Freskovortrag der *Madonna di Lugano*; diese war mit trockenster Linienführung wiederzugeben (noch auf der letzten Seite seines Tagebuchs citirt Weber die Worte: »Luini est doux, mais il n'est pas mou«), jenes dagegen mit allen Mitteln des Farbenstichs.

Ueberhaupt sind ja in Weber's Stichen die verschiedensten Schulen vertreten, während nicht wenige gerade der allerersten Stecher wesentlich dadurch in ihrer Arbeit gefördert worden sind, daß sie hauptsächlich nach einem Maler gestochen haben;

so Marc Anton nach Raphael, Bolswert nach Rubens, Edelink und Andran nach Lebrun, in unserer Zeit Henriquel Dupont nach Delaroche u. s. w.

Der schwierigste Vorwurf von allen war für Weber, sowohl wegen des Gesamteindrucks als wegen der nackten Figur, das Bild Tizian's, zu dessen Studium er 1873 zum ersten und einzigen Mal in der ewigen Stadt weilte. Von diesem Stich sagte Künkel im Bericht über die schönen Künste der Schweiz auf der Pariser Weltausstellung von 1878: „Die himmlische und irdische Liebe nach Tizian, welche den schönsten weiblichen Körper in Tagesbeleuchtung wiedergiebt, der vielleicht jemals gemalt worden, giebt gewiß auch schon dem Laien den Eindruck einer wunderbaren Arbeit; aber nur wer vom Kupferstich etwas versteht, wird den künstlerischen Verstand ahnen, womit hier die Linien geführt sind.“

Wir haben von den vielen Medaillen, die Weber zu Theil geworden sind, absichtlich nur die beiden ersten erwähnt, um damit seinen Eintritt in die Reihen der anerkannten Meister des Fachs zu markiren. Dagegen brachten ihm die siebenziger Jahre eine Reihe von Auszeichnungen, die hier nicht dürfen übergangen werden. Außer der Ehrenmitgliedschaft des Basler Kunstvereins und der Basler historischen Gesellschaft, von denen die erstere schon von früher her datirt, erhielt er 1874 die Ernennung zum auswärtigen ordentlichen Mitglied der Berliner Akademie, im selben Jahr zum korrespondirenden Mitglied des Institut de France, 1878 zum Ehrenmitglied der Wiener Akademie, sowie 1876 zum korrespondirenden und 1880 zum Ehrenmitglied der Société pour l'avancement des arts in Genf.

Wie manches Bild hätte Weber nicht gerne noch gestochen! Lüfternen Auges musterte er z. B., da er in der letzten Zeit

seines Lebens mehrmals in die Lombardei kam, jene erhabene Ruine in Mailand, Lionardo's Abendmahl; aber er hätte 10 bis 12 Jahre zu dessen Stich gebraucht. Wie gut, daß er ihn nicht begonnen! Denn auch Luini's Madonna aux roses in derselben Stadt, die er für den schweizerischen Kunstverein zu stechen übernahm, konnte er nicht mehr ganz beendigen. Der Tod verhinderte ihn daran. Den beinahe vollendeten Stich übernahm zur gänzlichen Ausführung Francois, nachdem zu seinen Händen Henriquel, der immer noch arbeitende Patriarch der französischen Schule, selber eine Retouche davon angefertigt hatte. So werden merkwürdigerweise die Namen von drei berühmten Kupferstechern mit dieser Platte verknüpft sein.

Noch ist zu reden von einer Hauptseite der künstlerischen Thätigkeit Weber's, nämlich vom Zeichnen. Muß doch der Stecher von jedem im Stich zu reproducirenden Bild, ehe er zur Anlegung der Platte schreitet, eine möglichst getreue Kopie anfertigen. Diese führt er nun ganz anders aus, als z. B. auch die besten Maler zu zeichnen pflegen; denn, da dieselbe dem Grabstichel zum Muster dienen soll, so muß sie schon in ähnlicher Weise, wie der auszuführende Stich selbst, nicht nur den Gesamteffekt des Originals wiedergeben, sondern auch dessen ganze koloristische Symphonie in Licht und Schatten übertragen. In welchem Grade Weber dieß verstanden hat, zeigen die im öffentlichen Besitz vorhandenen Muster. Auf dem Museum in Basel befinden sich bekanntlich seine Zeichnungen zur „Himmlichen und irdischen Liebe“ und zum Erasmus, im Rathhaus ist die zum Amerbach. Von solchen, welche nicht zur Ausführung im Stich bestimmt waren, besitzt das Museum die Kopie des in hiesigem Privatbesitz befindlichen lionardesken Johannes des Täufers; im Rathhaus dagegen sind die Por-

träte von Felix Plater und Andreas Ryff. Aber nicht nur vor dem Beginn des Stechens, sondern auch während des Verlaufs der Arbeit hat der Künstler reichliche Gelegenheit zur Uebung im vollendeten technischen Zeichnen; denn er pflegt an den einzelnen in der Ausführung stets fortschreitenden Probedrücken, die ihm zugleich eine auf andern Gebieten unerhörte periodische Recapitulation der Arbeit bieten, jeweilen diejenige Retouche vorzunehmen, welche bis zum nächsten Abdruck für den Stich maßgebend sein soll. Ein noch vorhandener retouchirter Probedruck des „Giulia Romano“ ist hiefür ein besonders bezeichnendes Beispiel, weil Weber da zum ersten Mal diese ausführende zeichnerische Thätigkeit entfalten konnte.

Dazu kommen nun noch diejenigen Leistungen, in denen er nicht der Uebersetzer fremder Meisterwerke, sondern selbst der originale Schöpfer war. Sag ihm das Komponiren gänzlich fern, so war dagegen das Studium des lebendigen Daseins, in der Landschaft und im Porträt, ein zwischen der berufsmäßigen Arbeit von ihm oft und gern geübter Zeitvertreib, und er zeichnete sich darin aus durch seine klare Auffassung und lebenswarme Wiedergabe der Natur. Während aber viele gerade seiner besten Zeichnungen nicht im Stiche ausgeführt wurden, ist es zu beklagen, daß er für eine ganze Anzahl seiner Porträtstiche solche Studien nicht machen konnte. Muß doch der heutige Kupferstecher in vielen Fällen das Bild verstorbener Personen, die er wenig oder gar nicht gekannt hat, aus dem zufällig vorhandenen, d. h. oft dem unrichtigsten Material herstellen, so daß die Hauptarbeit in einem Ringen nach der Aehnlichkeit aufgeht. Wenn Weber bei Gelegenheit die Werke seiner Hand überschaute, so überschlich ihn darnum ein Gefühl der Wehmuth, daß er, der Natur seines Be-

rufes nach, darunter auch unvollkommenere Schöpfungen erblicken mußte. Wie ganz anders war es im umgekehrten Fall! Wie vortrefflich sind die Porträtstiche, für die er die Zeichnungen nach gutem Material oder gar nach der Natur anfertigen konnte! Zu diesen gehören, so weit hier von ihnen die Rede sein kann, von den frühern z. B. das Porträt des Herrn Fritz Stehlin, von den spätern in größerem Format die vorzüglichen Bildnisse von Professor Rud. Merian, Rathsherr Wilh. Vischer, Rathsherr Christ und Bürgermeister Stehlin, sowie das gegenwärtig in Publikation begriffene Bild des Herrn Minister Kern.

Vielleicht ist hier der Ort dazu, einmal im Zusammenhang ganz kurz auf die besondern Schwierigkeiten hinzuweisen, die mit dem in jeder Weise so bedingten Beruf der Stecherei verknüpft sind. Dieselben beginnen mit der Herstellung der Zeichnung und hören erst auf mit dem Druck des vollendeten Stichs. In der Wahl des Vorwurfs nur äußerst selten frei, sondern gewöhnlich an das Belieben des Verlegers, bzw. an den Geschmack des Publikums, gebunden, hat der Künstler seine große Noth mit der korrekten Zeichnung oft auch von Bildern ersten Rangs; denn auch in solchen finden sich bisweilen maßgebende Formen falsch oder vielleicht nachgedunkelt vor. Daher stammte zum Theil die freie Souveränität der klassischen Stecher, welche ihre konventionellen Formen in die Bilder hineintrugen. Kann der Stecher nicht selber das Original abzeichnen, sondern muß er sich mit der Kopie eines Andern behelfen, so kommt er unter Umständen erst recht in die Klemme; denn es kann vorkommen, daß z. B. auch bedeutende Mater beim Kopiren den Ausdruck des Originals verfehlen. So gieng es, wie man sich noch heute täglich davon überzeugen kann, unserm Hieronymus Hefß mit der

Kopie des Holbein'schen Selbstporträts, nach welcher zu seinem spätern großen Bedauern Weber 1847 seinen bekannten Stich aufertigte. Was ferner die Wiedergabe des Eindrucks anbelangt, welchen ein Bild auf den Beschauer sowohl im Ganzen als auch in seinen einzelnen Partien macht, so sind die Kunstmittel der Stecherei äußerst beschränkt; mit Schwarz und Weiß und den dazwischen liegenden Schattirungen soll sie alle Tonverhältnisse der Farben wiedergeben und ausschließlich mit der mannigfachen Modifikation der Linien die ganze Plastik der Formen ausdrücken. Endlich ist der Erfolg eines Stiches mit abhängig von der Kunst des Druckers. Auch hierin hat Weber mehrfach üble Erfahrungen gemacht. Um so intimer ist darnach das Verhältniß, in dem ein Mann, wie sein Hauptdrucker Charden in Paris, zu den Stechern steht.

Ein abschließendes Urtheil über Weber's Leistungen und seine Stellung in der Geschichte des Kupferstichs zu geben, ist nicht unsere Sache. Darum sei nur auf einen Punkt hingewiesen. Man hat ihm mehrfach das Compliment gemacht z. B. Weltmann im Weibblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst, 1867, Nr. 136, daß er „die Vorzüge der deutschen und der französischen Technik im Kupferstich in glücklicher Vereinigung zu bieten wisse.“ Genauer und richtiger könnte man sagen: Weber ist durch unvollkommenste deutsche Anfänge hindurch und über diese hinaus in französische Kunst und Schule hineingewachsen und hat es darin zu einer Technik gebracht, welche ihn befähigte, Natur und fremde Bilder in freier Weise und so wiederzugeben, wie er sie persönlich aufsuchte und empfand. Mühterte er natürlich mit größter Aufmerksamkeit die ihm zukommenden Werke der hervorragenden deutschen Kollegen, so blieben doch die großen Meister der französischen Schule seine Vorbilder.

Sein Ideal war Edelstein, von dessen Werken immer einige in seiner Nähe hiengen, nämlich, außer mehreren der besten Bildnisse, vor allem die „Familie des Darins“ und das „Engelkreuz“; von neueren Franzosen hatte er stets um sich Desnoyers und Henriquel.

Während dagegen manche Franzosen ihr Können benützten zu möglichst glänzendem Effekt, machte Weber, wie wir oben ausgeführt haben, den Prunk der Eleganz immer mehr der einfachen Wahrhaftigkeit unterthan. Zwar hatte er sich der Bedingungen des vollendeten Stiches: der Zeichnung, der Metalltechnik und der getreuen Uebertragung eines Totalindrucks, völlig bemächtigt; er besaß, wie ihm Henriquel nach der Vollendung der *Lais* schrieb, »un brillant burin« und brauchte ihn, nach dem Briefe eines andern Franzosen, »avec une habileté singulière«, aber — und das ist die Hauptsache — »sans aucune affectation d'habileté.«

Wie sehr der Künstler in seinem Fach lebte, zeigen folgende Worte, die er, wie auch schon früher citirte Aeußerungen, im Verlaufe zweier guter, und gern gehörter Vorträge ansprach, welche er im Basler Kunstverein hielt: „Ich fühle mich zu Dank verpflichtet gegen die Vorsehung, daß ich gerade ein Fach ergriffen, das mir so unendlich viel edlen Genuß gegeben und noch geben wird. Mit Aufrichtigkeit muß ich hier gestehen, daß ich — wenn ich die Wahl wieder vornehmen könnte — kein anderes auf der Welt vorziehen würde.“

Er war eigentlich immer an der Arbeit, so lange es für ihn Tag war. Mußte er seine Hauptplatte zur Auefertigung eines Probedrucks fortzuschicken, so hatte er stets einen andern Stich in Reserve. Auch in die Ferien begleitete ihn mindestens eine seiner Platten, und seine weitem Reisen galten fast ausschließlich seiner Kunst. Wer ihn bei



hellem Tageslicht besuchte, war darauf angewiesen, sich mit ihm zu unterhalten, während er ruhig fortarbeitete. Der Besuchende durfte es schon für etwas halten, wenn Weber sich vom Arbeitstische weg begab, um ruhiger zu plaudern, oder wenn er gar sein Holzpfeifchen anzündete, um mit seiner etwas hastigen Art daraus zu rauchen.

Die Gespräche bezogen sich nur zur Seltenheit auf die Kunst, und wenn er darauf zu reden kam, vernahm man von ihm keine hohen Worte darüber. Ja, vielleicht waren manche verwundert, bei der Besprechung etwa eines Gemäldes ihn kaum von dessen geistigem Gehalt, sondern, wie er es von Paris her gewohnt war, höchstens von den technischen Eigenschaften reden zu hören. Er hatte, ohne es begrifflich so zu formuliren, die Ueberzeugung, daß das Innerste der Kunst nicht in Worte gefaßt werden kann. Darum fanden auch diejenigen von seiner Seite keine günstige Beurtheilung, welche ohne die unzuganglichen Kenntnisse sich in gewählter Rede über Kunstgegenstände zu verbreiten pflegen.

Weber war ein durchsichtiger Mensch, und sein ganzer Habitus ließ auch den weniger Bekannten einen guten Theil seiner Entwicklung errathen. Schon sein ganz undefinirbarer Individualdialekt, gleichsam ein eklettisches Sprachsystem, das von allen Stationen seiner Lebensreise an ihm haften geblieben war, mußte zeigen, daß seine Bildung nicht einheitlicher Art gewesen war. Sein Gebahren war das eines Mannes, der lange in größeren Kunstkreisen und in einer Großstadt gelebt hatte und darum mit Vornehm und Gering den jeweiligen passenden Ton der Unterhaltung trefflich zu finden wußte. Das Erbtheil aber einer langen Schule in der Zucht strenger Arbeit war seine schlichte Einfachheit, eine Eigenschaft, die man auch seinem großen Vorbild Edelinc

nachrühmt, und die vielleicht mit dem so mühsamen Beruf der Stecherei in einer gewissen Wesensverwandtschaft steht.

In mancher Beziehung hatte Weber viel vom weiblichen Naturell an sich. Er war mit seiner ganzen Energie auf seine Sphäre concentrirt. Mit der Logik der Gründe, die bei ihm oft leise Ausreden waren, stand er gelegentlich auf gespanntem Fuß. Auch sein trefflicher, drastischer Ausdruck in den Briefen gehört hieher, indem er, wie man dieß von den Frauen rühmt, gerade deßhalb so gut schrieb, weil er nur sich selber gab, ohne das künstliche Medium eines Stils.

Im Uebrigen war er, wenn das Wetter für seine Arbeit nicht gar zu schlecht war, durchaus fröhlicher und geselliger Natur und verweilte, so lange es seine Gesundheit zuließ, gerne bei vergnügten Leuten.

Seinem Bedürfniß nach Unbeengtheit ist es theilweise zuzuschreiben, daß er weder Schüler im Kupferstich nachgezogen noch auch sich Berufungen an offizielle Lehrstellen günstig bezeigt hat. Doch hat er sich in Basel einmal bewegen lassen, eine Zeit lang eine Art kleiner Zeichnungsakademie für Damen zu leiten; auch außerdem hat er mehrere Schülerinnen im Zeichnen herangebildet.

Geschäftlichen Sinn hatte er nicht. Nur in den Kontrakten mit den Verlegern, die von der Pariser Zeit an noch sämmtlich erhalten sind, war er nach Forster's Beispiel äußerst präzis. Dagegen hätte es ihm fern gelegen, wie dieß doch sonst so häufig der Brauch ist, zu seinem ökonomischen Vortheil ein geschäftsmäßig organisirtes größeres Atelier einzurichten.

Still und ruhig stach er an seinen Bildern fort, unbekümmert um das draußen sich laut machende hastige Getreibe dieser Welt. Hatte sein Arbeitstisch in den letzten

Jahren, wie schon früher zu Paris, als ideales Centrum der kleinen Familie, in der Wobustube seinen Platz gehabt, so bezog Weber im vergangenen Herbst eine neue Wohnung, diesmal mit geräumigem, abge sondertem Arbeitsgemach, in dem er sich mit wohligen Gefühl einrichtete. Leider sollte er in dieser Heimstätte nicht mehr zu freudigem Schaffen gelangen.

In den letzten Jahren hatte ihn zweimal sein Asthma genöthigt, des Winters im Süden Erholung zu suchen. Diesmal kam der Angriff auf seine Gesundheit von anderer Seite. Ein schweres Leberleiden zwang ihn Ende des vorigen Jahres, den so lange mit höchstem Ruhm und eisernem Fleiß geführten Grabstichel niederzulegen. Des Künstlers letzter Kummer war es, das ganz ausnahmsweise schöne Winterwetter im Lehusuhl unthätig versäumen zu müssen, während die Madonna Luini's noch unvollendet auf seinem Tisch war; „das wäre jetzt ein blauer Himmel zu meiner Arbeit,“ rief er täglich aus.

Nach verhältnißmäßig kurzer Krankheit starb er, ruhig und gefaßt, und nachdem er sein Haus bestellt, in der Nacht vom 17. auf den 18. Februar. Geschmückt mit Palmen und Lorbeer, den Symbolen des Sieges, und überreichem Blumenflor, schlummerte der müde Arbeiter auf seinem Lager, noch im Tode die zarte weiße Hand, wie zur Führung des Stichels, gebogen.

## Verzeichniß von Friedrich Weber's Stichen.

Dieses Verzeichniß beruht auf dem Katalog des Basler Museums, den der Künstler selbst zur dortigen Sammlung seiner Werke angefertigt hat. Dasselbe führt, mit Weglassung der bloß ornamentalen Arbeiten (aus der ersten Zeit Vorklagen für Porzellanteller, später einige Bignetten für Bankscheine), Weber's Stiche, soweit sie dem Verfasser bekannt geworden, möglichst in der Reihenfolge auf, in der sie beendigt worden sind. Von der Angabe der genauen Jahreszahlen ist abgesehen worden, da dieselbe nicht mit vollständiger Sicherheit hätte durchgeführt werden können.

Die mit \* bezeichneten Blätter aus älterer Zeit finden sich nicht im Museum.

Mit Anführungszeichen sind Weber's eigene Bemerkungen citirt, die er theils im Katalog der obigen Sammlung, theils auf den Blättern selbst notirt hat.

### I. Straßburg. 1828—1832.

1. „Erster Versuch“ (Porträt), nach Wille.
2. Karl der Große, nach Mettenleiter.
3. Caesar und Arvest.
4. Eine Erscheinung im Mondschein.
5. Monument de Turenne près de Saasbach dédié à M. Friederich, statuaire à Strasbourg, par son très humble serviteur F. W.
6. „Beste Arbeit (Buch-Illustration) bei meinem Meister Oberthür in Straßburg, womit ich in das Atelier von C. Frommel in Karlsruhe aufgenommen wurde, um den Stahlstich zu erlernen.“

II. Karlsruhe. 1832—1835.

7. Die heilige Magdalena. „Erste Arbeit in Stahl bei Frommel.“
8. Lasset die Kindlein zu mir kommen.
9. Ecce homo, nach C. Dolci.
10. Châteaubriand.
11. Mädchen von Saragossa. Mit Eduard Schuler.
12. Guttenberg. Mit Eduard Schuler.
13. \*Zelter, nach Begas. Mit Eduard Schuler.
14. Der verlorene Sohn. Mit Eduard Schuler.
15. Dante. Mit Eduard Schuler.
16. Franklin. »En liberté! première planche faite à  
Carlsruhe chez moi ayant directement à faire  
avec un éditeur.«
17. \*Fenimore Cooper.
18. Janthe, ein englisches Mädchenköpfchen.
19. Die Brüder.
20. Johanna von Arc, nach einer Bleistiftzeichnung von  
Ketsch.
21. Goethe.
22. Goethe. Wiederholung.
23. Christuskopf, altdutsche Schule.
24. Victor Hugo.
25. \*Die Kirchgängerin.
26. \*Das Klostermädchen auf der Altane.
27. Cromwell.
28. Lionardo da Vinci, nach Raphael Morghen.
29. \*De Scharpe.

III. München. 1835—1840.

30. \*Seppina.
31. Tirolerin (Porträt).

32. Der Verbrecher aus verlorner Ehre, nach Kaulbach.
33. Faust und Mephistopheles, nach Kaulbach.
34. Livornejerin (Porträt), nach Grevedou.
35. \*Dolores.
36. Der Gang nach dem Eisenhammer, nach Kaulbach.
37. Zweite Livornejerin (Porträt), nach Grevedou.
38. \*Johannes von Müller.
39. Die Wahlverwandschaften, nach Nuttenthaler.
40. Clavigo, nach Nuttenthaler.
41. Egmont im Kerker, nach Kaulbach.
42. Hermann und Dorothea am Brunnen, nach Bendel.
43. Die Messe, nach Walch.
44. Der Kapuziner und der Schulknabe, nach Walch.
45. Madonna mit dem Jesuskind, nach Murillo.
46. Newton, nach Wilkie.

#### IV. Paris. 1840—1859.

47. Westöstlicher Divan, nach Van Nuyden.
48. Goethe in Italien, nach Van Nuyden.
49. Ein König von Frankreich.\*)
50. Eine Königin von Frankreich.
51. Chilperich I.
52. Clotar II.
- 53—56. Vier männliche Porträte.
57. Porträt eines mit dem Heiligen-Geist-Orden Decorirten.
58. Montesquieu.
59. Porträt eines Prälaten.
60. Eine Königin von Frankreich.

---

\*) Die Sujets der im Museums-Katalog nur unbestimmt bezeichneten Stiche konnten bis zur Drucklegung dieser Arbeit leider nicht mehr konstatiert werden.

- 61—64. Vier Biquetten zur Histoire des papes publiée par M<sup>r</sup> de la Châtres.
- 65—68. Vier Porträte von Maréchaux de France.
69. F. J. Comte de Bernis. 1744.
70. Ch. Deloménie de Brienne. 1770.
71. Porträt eines Maréchal de France.
72. Henri IV.
73. St. Vincent de Paule.
74. Philippe de Champagne.
- 75—78. Vier Porträte von Maréchaux de France.
79. Grabstein von Pierre de Navarre.
80. Grabstein von dessen Gattin.
- 81—82. Zwei Porträte von Maréchaux de France.
- 83—84. Porträte der Rechtsgelehrten Bartholus und Balbus, Professoren zu Bologna 1250.
85. Sartines, préfet de police à Paris.
86. Mirabeau, nach Waffard.
87. Kardinal Alberoni.
88. Monge, nach David.
89. Jeane, reine de Naples.
90. St. Louis à l'âge de 12 ans.
91. Casimir Perrier.
92. Duchesse de Vendôme.
93. Kaiserin Josephine, nach David.
94. Marie Adélaïde, duchesse de Bourgogne.
95. Princesse de Lamballe.
96. Louise Adélaïde de Bourbon, duchesse d'Orléans, mère de Louis Philippe.
97. Königin Leszczyńska.
98. Giulio Romano, Selbstporträt.
99. Madame Louise Colet, nach Winterhalter.
100. Ste. Cécile, nach Vandelle.

101. Napoléon et son fils, nach Steuben. »Première planche de grand format.«
102. Hans Holbein, Selbstporträt, nach der Kopie von Hier. Neß.
103. Canova, nach Gérard.
104. L'Italienne à la fontaine, nach de Keyser.
105. Prinz Moriz zu Nassau, nach E. Peter.
106. Leonhard Euler, nach Handmann.
107. Heinrich Heine, nach Rieg.
108. Jesuskind, nach Deichwanden.
109. Die Königin von Saba, nach Barrias.
110. Los Gitanos, nach M. Artaria.
111. Johannes der Täufer als Kind, nach M. Artaria.
112. Elisabeth, nach Winterhalter.
113. Porträt von Herrn Rektor A. Heußler.
114. " " " Eduard Geigy.
115. " " " Fritz Stehlin.
116. " " " Bankdirektor J. Speiser.
117. Vierge au linge, nach Raphael.

V. Basel. 1859—1881.

118. Hermann und Dorothea, nach Kaulbach. Großes Format.
119. Porträt von Herrn J. Niggenbach-Huber.
120. " " " Rathsherr Karl Geigy.
121. Hermann und Dorothea, nach Kaulbach. Kleines Format.
122. Kaiserin Eugénie, nach Winterhalter.
123. Faust und Helena, nach Kaulbach.
124. Prinzessin Korjakoff, nach Winterhalter.
125. Madame de Grignan.
126. Herzog von Hamilton, nach Winterhalter.
127. Porträt von Herrn Oberst Hans Wieland.
128. Le jeune homme, nach Raphael.



129. La bella Visconti, raphaeliſche Schule.
130. Lais Corinthiaca, nach Holbein.
131. Porträt von Herrn Oberſt Wilh. Geigh.
132. Madeleine, nach Winterhalter.
133. Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, nach Winterhalter.
134. Kronprinzessin Viktoria von Preußen, nach Winterhalter.
135. Madouma di Lugano, nach Cuni.
136. Bonifacius Amerbach, nach Holbein.
137. Porträt von Herrn Prof. Rud. Meriau.
138. " " " Prof. Karl N. Hagenbach.
139. " " " Wilhelm Burckhardt-Preiswerk.
140. " " " Prof. Wilh. Bijcher.
141. Amor ſacro e profano, nach Tizian.
142. J. P. Hebel.
143. Erasmus, nach Holbein.
144. Porträt von Herrn Rathsherr Ad. Chriſt.
145. Violanta, nach Paris Bordone.
146. Porträt von Herrn Bürgermeiſter J. J. Stehlin.
147. " " " Oberſt Siegfried.
148. " " " K. Burckhardt-Bijcher.
149. " " " Miniſter J. Kern.

# Ein politisches Gedicht aus dem Elßaß

vom Jahre 1743.

Herausgegeben

von

Albert Burckhardt.

Das Gedicht, welches hier wiedergegeben wird, führt den Leser in eine sehr bewegte Zeit, da es schien, als ob das alte Europa plötzlich in seinen bestimmenden Machtverhältnissen eine ganz andere Gestalt annehmen, als ob nach dem Aussterben des habsburgischen Mannesstammes mit Kaiser Karl VI. die durch Heirathen und Kriege so mühevoll zusammengebrachte Monarchie auseinander fallen und den übrigen Mächten Europas zur Beute werden sollte.

In diesem Basler Jahrbuch lassen wir das handschriftlich auf der hiesigen Bibliothek aufbewahrte Lied erscheinen, weil es einen Einblick gewährt in die Stimmung des damaligen Elßasses. In der Regel wurde angenommen, daß erst mit der französischen Revolution dieses Land vollständig für Frankreich gewonnen und dem deutschen Reiche entfremdet worden ist; allein das vorliegende Dokument belehrt uns eines andern, und wenn auch die in demselben enthaltene Stimmung nicht die einzig herrschende gewesen ist, so sehen wir doch, daß schon damals in gewissen Kreisen

wenigstens vollständig französisch gedacht wurde, und daß man sich schon so frühe darin gefiel, einen unnatürlichen, heftigen Deutschenhaß an den Tag zu legen, eine feindselige Gesinnung gegen die eignen Stammesgenossen zu Gunsten einer fremden Nationalität, wie wir sie in der Geschichte bei verschiedenen Völkerschaften und Bevölkerungsschichten hie und da anzutreffen pflegen.

Die politische Lage Europas im Jahre 1743, der Abfassungszeit unsres Viedes, war kurz folgende:

Am 20. Oktober 1740 hatte Karl VI. die Augen geschlossen, männliche Nachkommen waren keine vorhanden, seine einzige Tochter, Maria Theresia, vermählt mit Herzog Franz Stephan von Lothringen, sollte das ganze Erbe antreten, worunter natürlich die Kaiserkrone nicht inbegriffen war. Mit vielem Gelde und großen Conzessionen hatte der kaiserliche Vater durch die sogenannte pragmatische Sanction die Zustimmung der europäischen Höfe zur Erbfolge der Erzherzogin erlangt; sobald er jedoch das Zeitliche gesegnet hatte, war man in den meisten Kabinetten entschlossen, das Versprechen nicht zu halten, den Eid zu brechen, die begehrtlichen Feinde Oesterreichs zu unterstützen und wo möglich selbst noch einen Fegen von der habsburgischen Löwenhaut an sich zu reißen. Am meisten kam auf die Haltung Frankreichs an, welches gegen die zugesicherte Abtretung des Herzogthums Lothringen die pragmatische Sanction ebenfalls unterzeichnet hatte. Für dieses eröffnete sich die Aussicht auf Verwirklichung der Politik Heinrich's IV. und Richelieus, wenn man die Erbansprüche des Kurfürsten Karl von Bayern unterstützte, welcher neben der Kaiserkrone auch noch die ganze österreichische Monarchie, gestützt auf einen alten, gewalttham interpretierten Erbvertrag, verlangte und sofort Anstalten zu deren Eroberung traf. Sollte Frankreich, seinen

Eiden treu, der Fockung widerstehen, ähnlich wie hundert Jahre zuvor die Schiedsrichterrolle in Deutschland zu übernehmen, eine Stellung, welche auch dieses Mal sichern territorialen Gewinn und Mehrung des Ansehens versprach. Kardinal Fleury, bisher die Seele der französischen Politik, zählte damals 88 Jahre, sein Alter machte die Fassung eines so wichtigen Entschlusses unmöglich, obichon große Bedenken wegen des Eidbruches auch bei ihm nicht vorhanden waren. Um so eifriger wünschten einige junge verwegene galante Herren und Damen am Hofe, an ihrer Spitze der Graf von Belle-Isle, den Krieg mit Oesterreich. Allein noch während man sich in Versailles besann und in München protestierte, griff ein Dritter zu den Waffen, welcher sich als wenigstens ebenso rücksichtslos gegen Eid und Vertrag wie Frankreich und Bayern, jedoch besser gerüstet als beide erwies, Friedrich II., König von Preußen. Schon am 22. Dezember rückt er in Schlesien ein, seine Anträge, wonach er gegen theilweise Abtretung Schlesiens die von seinem Vater beschworene pragmatische Sanktion halten will, werden von Maria Theresia mit Entrüstung zurückgewiesen. Um so eifriger suchte Belle-Isle auch sein Land in den Krieg zu verwickeln, um mit Friedrich ein Bündniß abzuschließen, während die übrigen Garantiemächte, England und Rußland, unthätig der Eroberung Schlesiens durch die Preußen zusahen. Im Juni 1741 kam dann der geheime Vertrag zwischen Ludwig XV. und Friedrich II. zu Stande. Preußen verzichtet auf die Landschaften Berg und Jülich und verspricht bei der Kaiserwahl für Karl VI. zu stimmen, wogegen Frankreich dem König den Besitz von Niedererschlesien gewährleistet und zwei Armeen zur Unterstützung Bayerns und Preußens nach dem Reiche absendet. Nun erfolgte Schlag auf Schlag. Bayern und

Franzosen dringen bis gegen Wien vor, Sachsen fällt von Oesterreich ab, verführt durch das ihm vorgepiegelte Herzogthum Mähren; Georg II. von England, zu schwach, um den Krieg allein zu führen, sucht Neutralität für sein Hannover zu erlangen. In der äußersten Gefahr wendet sich Maria Theresia an die Ungarn und findet, allerdings nicht ohne beträchtliche ConzeSSIONen machen zu müssen, die gewünschte Unterstützung. Im Anfang 1742 wurde die bayrisch-französische Armee aus Oberösterreich vertrieben, Bayern selbst besetzt, so daß zu derselben Zeit, als Kurfürst Karl zu Frankfurt mit der Krone des deutschen Reiches geschmückt wurde, seine Hauptstadt München den Feinden in die Hände fiel. Allerdings mußte im Sommer 1742 Maria Theresia im Breslauer Frieden Schlesiens den Preußen Preis geben, erhielt aber dadurch vollkommen freie Hand in Böhmen, so daß im Winter Belle-Isle Prag verlassen und unter unsäglichen Beschwerden nach der Oberpfalz marschieren mußte. Um diese Zeit griff nun auch Georg II. thätig in den Krieg ein, indem ein englisches Heer zum Schutze der österreichischen Niederlande und des Kurfürstenthums Hannover über den Kanal geschickt wurde, auch Holland trat nun entschieden auf die österreichische Seite, indem es sich anheischig machte, 20,000 Mann Hilfstruppen für die Königin von Ungarn auszurüsten. Im Mai 1743 überschritt König Georg mit etwa 35,000 Mann den Rhein, um Bayern von einem französischen Heer, das der Herzog von Noailles gesammelt hatte, abzuschneiden, während zu gleicher Zeit Karl von Lothringen, der Schwager der Maria Theresia, die Staaten Karls VII. von Osten angreifen sollte. In der That wurden die Bayern unter Seckendorf und die Franzosen unter dem Herzog von Broglie geschlagen und zurückgeworfen, München wurde auf's neue von den Oester-

reicheru besetzt und am 27. Juni besiegten die Engländer uebst ihren Verbündeten den Herzog von Noailles bei Dettingen am Main. Mit diesen Ereignissen wuchs nun auch der Muth und stiegen die Ansprüche des Wiener Kabinetts; man wollte nicht mehr sich damit begnügen, die Grenzen der Monarchie, wie sie beim Tode Karls VI. bestanden hatten, zu behaupten, sondern glaubte auch die günstige Gelegenheit benützen zu müssen, um die frühern Besitzungen und Reichsgebiete Elsaß Lothringen und die Freigrafenschaft Burgund zu erobern. Man kann sich denken, welchen Schrei des Entsetzens ein solches Unterfangen in Frankreich hervorrief, und einen Wiederhall desselben treffen wir auch in unserm Gedichte an. Karl von Lothringen dringt durch Süddeutschland gegen den Sundgau vor, zu gleicher Zeit setzt Georg II. bei Mainz über den Rhein und bedroht so Lothringen und den Norden des Elsasses. Die Ereignisse, welche sich im Herbst 1743 abspielten, bilden den Gegenstand des Liedes. Auf österreichischer Seite that sich neben Karl von Lothringen hauptsächlich der Husarenoberst Johann Daniel Menzel hervor. Er hatte sich schon früher ausgezeichnet durch seine persönliche Tapferkeit und seinen waghalsigen Unternehmungsgeist. Seine Kenntniß der slawischen Sprachen ermöglichte ihm die Anführerschaft einer wilden Schaar kroatischer Reiter, mit welchen er auch jetzt die Grenzen des Elsasses und Lothringens durch Senzen und Breunen, Plündern und Morden beunruhigte. Im August 1743 erfolgte sein Haupteinbruch in diese Landschaften; die angsterfüllte Bevölkerung wurde durch Proklamationen zum Aufgeben der französischen Herrschaft und zur Rückkehr unter die Fittige des deutschen Adlers aufgefordert. Bis an die Saar und in die Nähe von Metz gelang es dem kühnen Abenteurer vorzudringen; vor Saar-



burg jedoch wurde er gefährlich verwundet und fand im folgenden Jahre durch eine feindliche Kugel seinen Tod, als er unweit Worms die Tiefe des Rheines untersuchen wollte. Während Menzel seinen Zug nach Lothringen unternahm, suchte Karl von Lothringen von Breisach aus mit seiner Armee den Rhein zu überschreiten. An drei Punkten, bei der genannten Festung selbst, etwas unterhalb derselben und bei Rheinweiler, sollte der Uebergang geschehen, als ein plötzlicher dichter Nebel das ganze Unternehmen zu Nichte machte. Weitere Versuche scheiterten an der Wachsamkeit der auf dem linken Ufer aufgestellten französischen Posten, über welche der Marschall Coigny den Oberbefehl führte, nachdem Broglie in eine Art von Ungnade gefallen war. Coigny, damals ein Mann von 73 Jahren, stand nicht zum ersten Male den Oesterreichern gegenüber; 1734 hatte er den General Mercy bei Parma geschlagen und darauf gegen Prinz Eugen gefochten, jetzt bewies er seine Geschicklichkeit dadurch, daß er das ganze Jahr hindurch den Herzog von Lothringen am Rheinübergange zu verhindern und so das obere Elsaß vor einer Plünderung, welche in der Ernte- und Herbstzeit besonders drückend gewesen wäre, zu bewahren im Stande war. Zu dem untern Theile des Landes stand Noailles dem König von England gegenüber, allein auch hier kam es zu keinen weiteren Kriegsthaten, indem Georg II. sich im Oktober wieder auf Speier und Worms zurückzog, um Winterquartiere zu beiden Seiten des Rheines zu beziehen. Karl von Lothringen hingegen setzte sich über die kalte Zeit in Breisach und Freiburg fest. Auf diese Weise wurde allerdings das Elsaß von einem feindlichen Einfälle im Jahre 1743 bewahrt und konnte die reiche Ernte an Getreide und Wein eingeheimst werden, ohne daß der Bauer von den plündernden Feinden an der

Arbeit gestört wurde. Der weitere Verlauf des Krieges gehört nicht hieher; nur noch kurz sei erwähnt, daß im folgenden Jahre 1744 schließlich doch ein Einbruch Karls von Lothringen erfolgte, daß es ihm gelang, Lauterburg, Hagenau und Weißenburg einzunehmen. An Stelle Menzels durchzog Trent mit seinen Panduren das Land, überall drangen die Oesterreicher vor, so daß Coigny sich schließlich auf Straßburg allein angewiesen sah. Französische Verstärkungen langten im Sommer an, es schien, als ob es zu einer Entscheidungsschlacht in der Nähe Straßburgs kommen müßte, als Karl von Lothringen plötzlich mit seinen Truppen den Rückweg antrat; in Böhmen und Mähren waren die Preußen auf's Neue eingefallen, seine Anwesenheit war zum Schutze der Monarchie in jenen Ländern unumgänglich nöthig. Es wäre damals für Noailles und Coigny nicht schwer gewesen, den sich durch Süddeutschland zurückziehenden Oesterreichern die größten Schwierigkeiten zu bereiten, dafür begnügte man sich mit der Einnahme der Waldstädte am Rhein und der Stadt Freiburg. Der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich dauerte noch bis in's Jahr 1748 fort, nachdem schon drei Jahre vorher Friedrich II. und Bayern mit Maria Theresia Frieden geschlossen hatten. Frankreich hat bei der ganzen Aktion nichts gewonnen, große Summen wurden ausgegeben und schließlich nicht nur das Erbe der Maria Theresia, sondern auch die Kaiserwürde ihres Gemahls, Franz I. anerkannt. Allerdings wurden auch durch den Frieden von Aachen (1748) die Erwerbungen, welche Frankreich hundert Jahre vorher auf Kosten des Reiches gemacht hatte, nicht in Frage gestellt, ja man konnte von Versailles aus mit einer gewissen Befriedigung auf diese östlichen Provinzen hinblicken, welche zur Zeit augenblicklicher Schwäche trotz den eindringend-



lichen Aufforderungen von Seiten Oesterreichs niemals daran gedacht hatten oder daran zu denken wagten, ihre Herrschaft zu ändern und zum alten natürlichen Verbande zurückzukehren. Als Ausdruck dieser französischen Gesinnung im österreichischen Erbfolgekrieg soll denn auch dieses politische Lied, welches mit seiner kleinen Beurtheilung der großen Habsburgerin die französische Unzulänglichkeit, erlauchte deutsche Charakteren schätzen zu können, sehr sprechend an der Stirne trägt, hier wiedergegeben werden.

1. Straßburg preise deinen Gott  
Und verlach der Feinde Spott,  
Die dich suchen zu bekriegen  
Und dein Elsaß zu besiegen  
Carly, Menzel halten dir  
Mord, Blut, Brand und Rauben für.
2. Doch die Riegel deiner Thor  
Hielten ihne wieder vor,  
Wie sie fest gebauwet wären,  
Daß kein Feind sie könnt zerstören,  
Deiner Kinder Wohlergehn  
Wird auch stets im Segen stehn.
3. Droben schon zwei Krieges Herre  
Im ersehnten Ruhm und Ehre,  
Demnach mußten ihre Degen  
Sich nicht in der Scheiden regen;  
Frankreichs Grenzen an dem Rhein,  
Schlossen Friedens vestung ein.
4. Unser Waizen stund ja schön,  
Doch der Feind konnt ihn nicht jehn;

Die Panduren und Hujaren  
Nebst der Oesterreicher Scharen  
Dachten der giebt uns Zwiback  
Nein, der Waizen ist im Sack.

5. Ja der edle Nebenjaft  
Welcher dies Jahr voller Kraft  
Sollt der Teutichen Gurgel nehen  
Wann sie wurden rüber sehen,  
Aber Coigny und der Rhein  
Sprechen, dies mal kanns nicht sein.
6. Der Carthannen Donnerknall  
Hörte man zwar überall;  
Aber weil bei uns war Friede  
Wurden auch die Bomben müde,  
Dann der uns getreue Rhein  
Schlucket sie wie Pilsen ein.
7. Selbst der Himmel half darzu,  
Straßburg, daß du bleibst in Ruh.  
Dann er ließ des Feinds Armeen  
Nichts als lauter Regen sehen,  
Jeder gieng draus ohne Schmaus  
Unverrichter Sach nach Hans.
8. Des Prinz Carls und Wenzels Wuth  
Raubte kein Elässer Gut  
Wenzel muß statt haun und stechen  
Noch zuletzt ein Bein zerbrechen,  
Dieses war sein Heldenthät  
Die er uns gezeiget hat.

9. Dort saß Moses auf der Höh  
Bei der Israels Armee  
Canaan von ferne liegen  
Kommt es aber doch nicht kriegen,  
Ja er kam gar nicht hinein  
Weilen es nicht sollte sein.
10. Fürst und Prinz gedenk daran  
Dir gieng's wie bei Canaan  
Elsaß konntest du zwar sehen  
Aber nicht hinüber gehen,  
Deine Macht war viel zu klein  
Unser Elsaß lachte dein.
11. Drum geh fort, durchlauchter Prinz  
Denk nicht mehr an die Provinz,  
Die dich so viel Geld gekostet,  
Daß dein Schwert darob verrostet.  
Trauren, Schulden und kein Geld  
Gehen mit dir aus dem Feld.
12. Eile, dann jezt hast du Zeit,  
Höre wie der Franzos schreit  
Weicht Panduren, fleucht Hufaren  
Nicht mehr könnt ihr zu uns fahren  
Ein Suidgäner Banernsohn  
Jagt euch wie der Blitz davon.
13. Ihr habt ja bereits erfahren  
Was Suidgäner Banern waren,  
Und da euer Schiff verschoffen  
Kam der Teutschen Blut gestossen,  
Die noch leben schreien schon  
Franzmann, gieb uns doch Pardon.

14. Elsaß fürcht sich nicht vor euch,  
Wärt ihr auch den Türken gleich,  
Fener, Kugeln und Carthannen  
Seht ihr uns ja nicht erstammen  
Und der Generalen Muth  
Streit für Elsaß bis ans Blut.
15. Elsaß hat Courage noch  
Weg mit euerm Teutschen Joch;  
Frankreich pranget mit Duplonen  
Und mit tausend Millionen  
Auch den ganzen Schlangen Rhein  
Schließet Endovicus ein.
16. Kein Provinz ist noch versetzt,  
Darin sich der Feind ergökt;  
Holland sein wir auch nichts schuldig,  
Engelland ist ungeduldig  
Denke dran Theresia  
Schulden hast du gung allda.
17. Ja du sprichst mein Kriegesheer  
Geht zu euch, ich kann nicht mehr,  
Alles hab ich schon versetzt  
Und umsonst mein Schwert gewetzt;  
Kommt ihr Hunger, geht nach Haus,  
Denn bei uns sieht's hungrig aus.
18. Straßburg wünscht euch tausend Glück  
Nur auf euer Heis zurück.  
O ihr fast ergrimmete Feind  
Werdet doch bald wieder Fremd:  
Suche Fried, Theresia  
So glingt drauf Victoria.

19. Ganz Europa haltet dir  
Tausend Friedensvorschläg für,  
Weil du aber stets wilt kriegen,  
Bleibet Frankreich doch im Siegen  
Und wer weiß, was noch geschieht  
Königin bedenkst du's nicht?
20. Alles wechselt in der Welt  
Carl gedacht sein Kriegeszelt  
Hier im Elß aufzuschlagen  
Und viel Leute zu verjagen  
Held gedenkt, das Glück verspricht  
Oft gar viel und hält es nicht.
21. Jezo schlagen dir bereits  
Unzre Völker deinerseits  
Ihre Zelten auf mit Freuden,  
Das müßt ihr geduldig leiden,  
Freiburg sieht mit Augen an,  
Wie das Glück sich wenden kann.
22. Freiburg stehet in Gefahr  
Und eilt zu der Todesbahr;  
Breisach wanket hin und wieder  
Und sinkt in die Ohnmacht nieder,  
Königin schick Volk und Geld  
Oder räume gar das Feld.
23. Suche Fried, Theresia  
Suche Fried die Zeit ist da;  
Dann wer große Krieg will führen  
Muß oft Land und Leute verlieren  
Und wo nicht klingt Gold und Geld,  
Räumen der Soldat das Feld.

24. Deine Ungarisch Hujaren,  
Die sonst wie die Teufel waren  
Kommen ja zu uns geloffen,  
Weil sie gar kein Geld zu hoffen  
Denk daran Theresia  
Dann dein Untergang ist nah.
25. Laß die Kriegsgedanken fahren  
Wahrlich du wirst viel ersparen  
Zahl die Schulden, leb in Frieden  
Frankreich machst du doch nicht müden  
Ludovicus und der Rhein,  
Weißt du was, die lachen dein.

1743.

Finis.

Sträßburg.

# Graf Oswald von Thierstein

und

der Ausgang seines Geschlechts.

Von

M. Birmann.

Das Geschlecht derer von Thierstein hat für unsre Landesgeschichte seine hohe Bedeutung gehabt für die Zeitdauer eines halben Jahrtausends. Das erste Blatt seiner Geschichte, wie wir es im ersten Jahrgang dieses Jahrbuches zu geben versuchten, mußte geschrieben werden gleichsam in der Morgendämmerung, da die maßgebenden Gegenstände noch verhüllt dastehen und dem Auge nicht klar erkennbar, da von Einem Punkte das spärliche Licht erborgt werden muß, um den andern zu beleuchten, da Combination und Schluß helfen müssen, die historischen Gestalten zu un-  
reißen und faßbar zu machen. Das heute gebotene Blatt dagegen ist beleuchtet vom hellen Mittag der Geschichte. Nicht nur die abgebrochene Notiz eines Klosterbriefs oder zusammenhangslose Blätter der Archive nennen uns die Namen der letzten Grafen von Thierstein, sondern die Protokolle der Häupter und Räte der Städte, die Chroniken der zeitgenössigen Geschichte und selbst das Volklied beschäftigen sich mit ihnen und ihrer Bedeutung. Aber ge-

rade darin liegt wieder eine neue Schwierigkeit des richtigen Erkennens: den in die großen Zeitfragen tief verflochtenen Grafen ward in reicher Fülle Haß und Liebe zu Theil; ihr Ruf und Namen wurde von den Einen hoch erhoben, von den Andern tief erniedrigt, je nachdem der Zeitgenossen Vortheil oder Stimmung es mit sich brachte. Da sind die tausend vereinzeltten Notizen der Urkunden mit ihrem rein thatfächlichen Inhalt doppelt willkommen; denn sie geben uns Spätern bestimmte Winke zur richtigen Würdigung.\*)

## I.

Es war an einem der letzten Märztagte des Jahres 1452, als auf der Tiberbrücke zu Rom in glänzendem Aufzuge deutsche und wälsche Herren, zweitausend an der Zahl, einherritten. Die Bevölkerung der ewigen Stadt war versammelt, die Vornehmen auf dem hohen und weiten Rund der Engelsburg, die andern auf den Gebäuden und den Anhöhen der Umgebung, um Zeugen zu sein des großartigen Schauspiels des Ritterschlags durch kaiserliche Hand, um — es war freilich zum letzten Mal — einen von der Hand des Papstes geweihten römischen Kaiser deutscher Nation zu sehen in erneuter Machtfülle und Herrlichkeit. Zur bestimmten Stunde ritt Friedrich mit seinem Gefolge

---

\*) Hauptsächlichst benützte Quellen sind: v. Mülinens Bibliothek in Bern; Staatsarchive von Solothurn, Baselstadt, Baselland; Urkunden bei Trouillat, Schöpflin hist. Zar. Bad., Schienbein 3. Gesch. d. Schl. b. Murten; Eidg. Abschiede; Chroniken v. Knebel, Wurrisen, Fischachlan, Hafner; Arch. f. Schw. Gesch.; Joh. v. Müller, Schw. Gesch.; Lidnowsky, Gesch. d. Hauses Habsburg; Doh, Gesch. v. Basel; Rone, 3. Gesch. d. Oberrheins.

Jahrbuch 18.3.



einher, strahlend von innerm Glück und äußerem Glanz; denn innert dreier Wochen war ihm vom hl. Vater die portugiesische Gemahlin angetraut und war ihm die lombardische Königskrone wie die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt worden; und das Alles hatte er erreicht mit sorgfältiger Vermeidung jeder Gefahr und um geringes Geld. Huldvoll hatte er darum die Boten der Länder und Städte empfangen, freigebig Ehren und Titel, Privilegien und Patente ertheilt und auch den Boten der getrennen Reichsstadt Basel gerne die alten kaiserlichen Briefe erneuert. Heute nun galt es, den jugendlichen Genossen des Römerzuges an geschichtlicher Stelle den ersehnten Mitterschlag zu ertheilen; unter ihnen erhielt auch die Weihe Graf Oswald von Thierstein.

Wohl waren hierbei sorgfältig die feierlichen Formen alter Zeiten beobachtet worden; aber doch fehlte dem Tage die alte Würde, weil es an innerer Kraft fehlte. Die heute gethanen Gelübde wurden nur zum kleinsten Theil erfüllt; denn fort und fort litten im Reiche Wittwen und Waisen, litten die Wanderer auf freier Heerstraße Bedrängniß und Gefahr, an die Erlösung des hl. Grabes dachte Niemand mehr, und ungehindert von der abendländischen Ritterschaft, sprengten schon im folgenden Jahre die Ungläubigen die Thore Konstantinopels, des letzten Bollwerks der Christenheit im Morgenlande.

Kaiser Friedrich freute sich auf dem Heimwege des neuen Glanzes der höchsten Würde, an seine erhöhten Pflichten gegen das zerrissene, bedrängte Reich dachte er weniger; denn der österreichische Hausstreit war seine schwerste Plage. Anders die junge Ritterschaft: verlangend nach Thaten und Kriegsrühm kam sie aus Rom in die deutschen Lande zurück.

II.

Während Ritter Oswald im Dienste des Kaisers dem größern Krieg oder den kleinern Fehden oblag, verlebte sein alternder Vater, Graf Hans von Thierstein, nach bewegtem Leben noch einige ruhige Jahre auf Schloß Pfeffingen. Als Kastvogt des Klosters Beinwil und als Vertrauensmann der Parteien schlichtete er die Streitigkeiten geistlicher und weltlicher Herren; als österreichischer Landvogt im Elsaß überwachte er die dortige Verwaltung, und neben alledem hatte er immerfort zu thun mit der Vereinigung seiner Schulden. Der einstige Kriegermann, der sein Schwert mit allem Fleiß gebraucht und gegen die Ungläubigen bis zur untern Donau getragen, der im Dienste deutscher Städte und Fürsten, zumeist Oesterreichs, gekämpft und mit den Eidgenossen und besonders der nahen Stadt Basel bald in offenem Streit, bald in verhaltenem Mißtrauen gelebt, er betrieb nur noch die Werke des Friedens.

Nicht, daß ein inurer Frieden ihn erfüllt hätte; denn dazu war seine Lage nicht angethan. Die einst so belebten Burgen Thierstein und Pfeffingen erschienen ihm wie ausgestorben. Sein Bruder Bernhard hatte einst gehofft, durch die Verbindung mit der Schwester des letzten, des reichen und kinderlosen Grafen von Toggenburg des Hauses sinkende Kraft wieder zu heben. Aber er hatte es selber noch erleben müssen, wie sein Sohn Walraf am Hoflager des Rheins zu Feldkirch bei ausgebrochener Feuersbrunst durch ein brennendes Pulverfaß getödtet worden, war dann selber gestorben, und ihm war der jüngere Sohn, noch in Kinderjahren gefolgt. Das uralte, einst so weit verzweigte Geschlecht, es stand nur noch auf dem Grafen Hans und seinen beiden Söhnen Oswald und Wilhelm.

Dazu war die Lage des Hauses mit den Jahren eine immer gespanntere geworden. Die alte Einrichtung des Lebenswesens und der Adels Herrschaft, in der ganzen abendländischen Welt schon lange in der Umbildung begriffen, war diesseits des Rheines so viel als gefallen. Ganze Länder hatten sich der Herrschaft des Adels entzogen, ebenso die Städte, und beide im Bunde der Eidgenossen bestrebten sich, den letzten Rest der Adelsmacht zu brechen und in die Burgen der Herren ihre bürgerlichen und ländlichen Landvögte zu setzen. Ihnen hatte geholfen das große Erdbeben, das so manches alte Haus verarmter Geschlechter für immer von den Höhen gestürzt, ferner der Tag von Sempach, der manchen Stamm geknickt, auch den Vater und den Oheim des Grafen Hans ins Grab gebracht hat. So waren Graf Hans und seine zwei Söhne noch die letzten Vertreter nicht nur ihres uralten Hauses, sondern der einstigen Grafengeschlechter in den deutschen Landen Helvetiens überhaupt.

Und auch ihrem Hause war die Art an die Wurzel gelegt. Die vielen im Lande zerstreuten Güter und Rufe waren auf dem Wege des Erblichens ihren Händen entglitten und fast werthlos geworden, oder sie waren den vielen kleinen und großen Gläubigern verpfändet; selbst auf Thierstein waltete ein solothurnischer Landvogt und auf dem nahen Angenstein ein Bürger Basels. Zwischen Solothurn und Basel, gleichsam in einer Fange gefaßt, lag der Rest thiersteinischer Macht. Mit jenem hatte es das Haus in Freundschaft, mit diesem in Feindschaft versucht, und die Folge war gewesen, daß jenes zum Lohne stets bereiter Hilfe einen großen Theil thiersteinischer Güter an sich gezogen, dieses in kräftiger Fehde den Rest derselben empfindlich geschwächt hatte.

Unter dem Druck dieser Umstände verzichtete nun der alt gewordene Graf Hans auf den weiteren Kampf mit dem Schicksale seines Hauses. Er starb den 27. August 1455 und ward in der Schloßkapelle zu Pfeedingen begraben.

### III.

Nach der Beerdigung seines Vaters blieb Graf Oswald, nun des Hauses Haupt, noch einige Wochen in Pfeedingen; er ordnete den Nachlaß, ließ sich von Kaiser und Bischof neu belehnen und verließ wieder die lange Reihe der von seinen Vorfahren zu Erblehen gegebenen Güter.

Zu dem heimischen Kreise mußte er sich eben sehr beengt fühlen; denn Alles mahnte an des Hauses sinkende Macht. Vor zehn Jahren noch war er in diesen Mauern Zeuge gewesen des baslerischen Ueberfalls, hatte er, noch ein Knabe, mit seiner Mutter, seinem Bruder und schwächlichen jungen Vetter unter der Führung des Bischofs und des Ramsteiners und unter dem Hohngeschrei der bürgerlichen Kriegsmannen Pfeedingen fluchtähnlich verlassen müssen. Wie ganz anders war das Leben dort über dem Rheine, wie festgewurzelt erschien dort im Wiejenthale, das wie ein offenes Buch vor seinen Augen lag, das wachsende Nöteln, die Feste seiner Verwandten. Und weiter hinter jenen Spitzen des Schwarzwaldes lag Bilingen, wo er in jugendlichem Uebermuth den ersten Streich gegen die gehakten Städte geführt. Als vor fünf Jahren Schaffhausen den Muth gehabt, der Gräfin von Sulz wegen einiger Plünderung ulmischer Kaufleute Schloß Balm zu verbrennen, da hatte er mit dem kriegslustigen Junker Peter von Mörnsberg für die letzte Erbtöchter von Habsburg-Kaufenburg fed der Stadt Fehde angefangt, und die Sache war noch zu gutem Ende gekommen. Dort drüben

im Reich, im Gefolge des streitlustigen Erzherzogs Albrecht, hatte er in der Folge manch fröhlichen Strauß mitgefochten und darauf im Gefolge des Kaisers und von dessen Hand Ehren und Gaben und die Rechte des Ritters erlangt. Dort klang noch helle der Schwerter Schlag und der Krieger lustiger Ruf, es gab Burgen zu stürmen, reiche Kaufleute zu erleichtern, Dörfer im Rauche gen Himmel zu schicken und in stürmischem Reitergefecht oder kühnem Zweikampf seinen Muth zu zeigen. Dorthin zog es den jugendlichen Herrn von Thierstein-Pfeffingen.

Mit Freuden vernahm Graf Oswald den Ruf des Kaisers, der ihm befahl, über die Güter des Burchard von Ellerbach herzufallen. Solches Handwerk liebte und verstand er, und bald war der Auftrag gründlich erfüllt. Als weitbekannter Reiterführer kam er dann nach Augsburg, wo die Söhne der Kaufmannsfürsten auf glänzendem Turniere mit den Trägern alten Adels um die Wette sich übten im Kampfspiel. Als einer der preisgekrönten Sieger verließ er nach frohen Tagen die gastliche Stadt.

Da machte der Erzherzog Albrecht endlich Frieden mit seinem Bruder, dem Kaiser, und die weiten Lande des Hauses Oesterreich konnten sich von den Folgen des schrecklichen Bruderkrieges erholen. Als Preis seiner Dienste erhielt Graf Oswald hohe Summen verpfändet auf die dem Kaiser sonst so treue Freistadt; dahin setzte er seinen Bruder Wilhelm als Verwalter der Pfandschaft; aber die Bürger wollten für ihre treuen Dienste gegen das Erzhaus nicht den fremden Söldnern untergeben sein und machten sich selber und dem Grafen Wilhelm das Leben recht sauer. Oswald indessen suchte einen andern kriegerischen Wirkungskreis: als Reiterführer trat er in den Sold der freien Reichsstadt Augsburg.

Das Bild seines bedrängten Vaterhauses begleitete den Grafen Oswald auch in die Ferne, auch in's Gewühl des Kriegeslebens. Die Erinnerung an jenen Ueberfall des Schlosses Pfeffingen durch die Basler konnte er nicht vergessen. Es erschien ihm immer wie ein Hobu, daß die Dreifacher Richtung, welche einst den langen St. Jakobkrieg abschloß, der Stadt Basel bloß eine Entschädigung von fl. 100 auferlegt hat. Er machte selber die Rechnung und stellte noch von Oesterreich aus an die Stadt eine Forderung von fl. 17,000 für erlittenen Schimpf und Schaden. Als Basel nicht zahlte, rief er kaiserliches Recht an. Ein Bote des Landgerichts zu Nürnberg kam im Namen des Markgrafen Albrecht nach Basel und meldete dem Bürgermeister, daß Graf Oswald auf alle Güter, welche die Bürger Basels in der Landgrafschaft Nürnberg haben möchten, Arrest ausgewirkt hätte, und daß die Stadt sich innert sechs Wochen und drei Tagen dort ins Recht stellen sollte. Eine schriftliche Vorladung, wie der Bürgermeister sie verlangte, ward nicht abgegeben, da es dieses Gerichtes Herkommen sei, „solches bloß von Mund aus zu Mund zu verkünden.“ Der Welthandel war das Lebenselement Basels, mit Nürnberg bestand ein lebhafter Verkehr, und im dortigen Kaufhause lagen gewöhnlich baslerische Güter; darum mußten sofort Boten eilen zum hl. Vater nach Mantua und zum Kaiser nach Wien, und sie waren so glücklich, einen Verbotbrief wider Grafen Oswald auszuwirken.

#### IV.

Nach mehrjähriger Abwesenheit war Oswald von Thierstein heim gekommen und saß nun wieder auf seinem Schlosse Pfeffingen. Bürgermeister, Rath und Bürgerschaft von Basel waren auf ihrer Hut, sorgfältig wurde beachtet, er-

forscht und verzeichnet, was er that, und selbst was Solothurn und Andere redeten. Er hatte gleich nach seinem Eintreffen sein Schloß und Dorf Brunstatt bei Mülhausen um fl. 2900 verpfändet und Pfeffingen ausgerüstet; er hatte im erneuten Bürgerrecht mit Solothurn nicht nur Schloß Thierstein und Beinwil inbegriffen, sondern auch Pfeffingen und Augenstein als jener Stadt offene Häuser anerkannt und sich zur Zahlung eines jährlichen Bürgergeldes von zwei Mark Silbers verpflichtet. Basel fühlte sich ohnedies schon lange durch die eidgenössischen Städte Bern und Solothurn immer mehr eingeengt, und letzteres hatte nun mit Hilfe des Grafen freie Hand bis Gundelbingen. In den Gassen der Stadt wurden allerlei Kriegskente bemerkt, deren Herkommen nicht bekannt war. Der Landvogt auf der neu erkauften Farnsburg, Peter von Offenburg, meldete sogar, es habe „der alte Schultheiß von Olten, ein Gewerk seines Handwerks, einem Knecht in Gelterkinden unter Anderm gesagt: Lieber, du sollst wissen, daß mine Herren von Solothurn dinen Herren nit hold sind. Ueber kurz oder lang werden sie ihnen eine Schmachheit erbieten. Dine Herren hand drei Ämter, Waldenburg, Viestal und Homburg, die werden minen Herren wenn sie wollen. Denn die von Waldenburg händ mine Herren lieber als die von Basel. So werden ihnen die von Viestal und Homburg auch wohl. Farnsburg wäre auch minen Herren billiger als denen von Basel, denn die von Basel hand Farnsburg minen Herren us der Hand gekauft, da sie solches von ihnen in Geding gehabt hatten.“ Der Landvogt meldete ferner, daß einige Tage vorher bei nächtlicher Weile etliche verdächtige Kerle um das Schloß herum argwöniglich gegangen wären. — Der Rath sah nun seine Landschaften wie die Stadt selber in großer Gefahr. Er erhob Kundtschaften und sammelte

Beweisstücke und ließ auch Graf Oswalds Schulden gegen die Stadt neu verbrießen. Selbst die thiersteinischen Klosterfrauen, Gredlin und Katharina im Guadenthal, mußten solche bezeugen. Der Rath ließ die Ausgänge der Stadt gegen den Rhein hin vermauern, die Papiermühlen zu St. Alban mußten des Nachts stille stehen, damit nicht ihr Geräusch heimliche Anläufe verdeckte. Die Wachen mußten von der Bürgerschaft persönlich geleistet werden; Viestal erhielt eine Besatzung, und Mannschaft aus den Aemtern wurde in die Stadt gezogen.

Basel sah in all diesen Sticheleien und Feindseligkeiten der Solothurner das Treiben des Grafen von Thierstein. Wirklich gingen die Beiden mit einander Hand in Hand in der Meinung, daß jeder Theil den andern suchte zum Helfer seiner Pläne zu machen. Basel ging soweit entgegen, daß es auf Verwendung Oesterreichs und für Rechnung des Erzherzogs Sigmund die von diesem dem Grafen Oswald schuldigen fl. 4100 zu zahlen übernahm. Aber damit waren seine persönlichen Ansprüche in der Stadt nicht erledigt. So währten die Neckereien fort: thiersteinische Knechte rannten auf dem Gundelbinger Felde harmlose Bürger an und drohten ihnen mit gespannter Armbrust; Graf Oswald wußte sich durch Bestechung eines Spetterknechts am Kaufhause Mittheilungen zu verschaffen, wenn Waaren nach Mümpelgard, mit dem er Fehde hatte, abgingen, und rannte dann diese Wagen auf offener Straße an. Als Basel wiederholt sich bei Solothurn über den Thiersteiner beklagte, ward nichts geändert; vielmehr wurde in Erfahrung gebracht, daß solothurnische Knechte ungebührliche Worte gebrauchten und sich nach der Macht und dem Vermögen der Büenste erkundigten; ja, ihr Rathschreiber hatte sogar offen in Viestal gefragt, wann es wohl daran



sein werde, daß er da den Schultheißen setze; und Graf Oswald's Trompeter hatte selbst die Frechheit, gleichsam zur Uebung oder zum Spott, bei des Brunneisters Hause über die Stadtmauer zu steigen. Alles das mehrte das allgemeine Mißtrauen gegen den Grafen und steigerte solches gegen den Schluß des Jahres hin zur offenen Feindschaft.

Zu gleicher Zeit hatte Graf Oswald nach einer andern Seite hin eine ernstliche Fehde zu führen. Seine Standesgenossen im Elsaß waren erbittert gegen ihn wegen seines Anschlusses an Solothurn, die den Eidgenossen so nahe stehende Stadt. Am 28. Oktober 1465 kam Marquard von Stein, der württembergische Landvogt zu Mümpelgard, mit Heeresmacht nach Aesch und Pfeffingen und braunte beide Ortschaften vor den Augen des Grafen großentheils nieder. Höhnend riefen sie zum Schlosse hinauf, er möchte es nun seinen städtischen Freunden klagen. Da ritt er eilends über die Berge, und schon am 3. November erschien unter der Stadt Banner die rüstige Mannschaft Solothurns, Alle in der Stadt Farben gekleidet, weiß und roth, und sie eilten hinaus in die sundgauische Ebene und standen am 9. November vor Mümpelgard. Da aber regnete es fort und fort, die Gräben der Stadt flossen über, und sie konnten nicht an die Mauern gelangen; als sie auszogen, die in der Ebene angelegten Schlösser des Adels heimzujuchen, da stauden auch diese Steinhäuser alle in einer wahren Flut. Bornig braunten sie Dorf um Dorf nieder, nahmen das nicht geflüchtete Vieh und beluden sich mit den armen Habseligkeiten der Bauern, mit Bettwerk und Plunder, mit Kesseln und Pfannen, Werkzeug und Lebensmitteln und kamen Dienstags nach Martini frisch und fröhlich, ohne den Verlust auch nur Eines Mannes, zu müniglicher Freude in Solothurn wieder an.

Dieser Streit des Grafen Oswald mit dem Herrn von Stein erschien von größter Bedeutung; denn hinter diesem stand sein Herr, der Graf Eberhard von Württemberg, hinter Jenem die Stadt Solothurn, zwischen beiden die große Streitfrage der Zeit, ob die Herrschaft des Adels oder der Städte. Der Bischof von Basel schrieb und ritt hin und her, um den Frieden zu erhalten; er lud die Beteiligten, die eidgenössischen Städte und Länder, die Stadt Basel, den hohen Adel in weitem Umkreis zum Werke der Verständigung und der Ansgleichung nach Basel, und er brachte es nach mühsamen Verhandlungen dahin, am 7. Jenner 1466 selben den Spruch geben zu können. Eine Menge von Streitigkeiten, welche, gefahrdrohend wie Funken um den gehäuftten Zunder, mit dieser Fehde sich berühren wollten, wurden geschlichtet.

Unter den vielen und vornehmen Gästen und Theilnehmern dieses Friedenstages konnte Basel auch seinen Nachbarn von Schloß Pfeffingen sehen. Es war das um so auffallender, da wenige Tage vorher seinetwegen die Stadt in eine furchtbare Aufregung versetzt worden war.

Am Neujahrstage saßen die Zünfte wohlgenuth beim friedlichen Schmause, als auf einmal das Geschrei ausbrach, es wäre soeben ein Knecht im Wirthshause zum Schnabel, dem Kaufhause gegenüber, ob der Brandlegung ergriffen worden. Derselbe hätte bekannt, vom Grafen Oswald gedungen zu sein, das Feuer anzulegen, damit beim Zuströmen der Bürger des Grafen Leute zum Leichenthor einbrechen und der Stadt sich bemächtigen könnten. Man hatte schon vorher bemerkt, daß an zweihundert von Bewaffneten, als ob sie aus Frankreich kämen, sich in den Gassen umhergetrieben und an verschiedenen Orten Herberge genommen hatten.

Nun brach der Lärm aus, die Zweihundert, meist Eidgenossen, wurden einfach fortgewiesen, und während der Bischof seinen Friedenstag abhielt und die Boten des Herzogs von Burgund, der Städte Basel, Zürich, Bern, Freiburg, Luzern, Biel und der Länder Schwyz und Glarus mit dem Grafen Oswald in der Stadt weilten, wurde der Prozeß des Brandstifters verhandelt. Solothurn hatte verlangt, bei der Gerichtsverhandlung zugegen zu sein, und als schließlich der Angeklagte sein ihm vorgelesenés Geständniß nochmals bejahte, trat der solothurnische Seckelmeister vor und mahnte ihn, seine Seele zu räumen und diejenigen zu nennen, die das Verbrechen ihm befohlen. Da gab er zur Antwort, der Seckelmeister sei nicht einer von denen gewesen; er wolle aber auf seine Aussage hin sterben. Graf Oswald schien von der ganzen Geschichte, als berührte sie ihn nicht, keine Notiz zu nehmen.

Die Durchsicht solcher Akten wäre wohl eine interessante Aufgabe. Die schon bestehende und in diesen Neujahrstagen aufs höchste gesteigerte Feindschaft und öffentliche Anklage gegen den Plagegeist Basels stellt sich seltsam zusammen mit seinem persönlichen Kommen und unbehelligten Gehen am 7. Jenner; seine sonst überlegte Handlungs- und Kriegsweise nicht minder seltsam mit dem abenteuerlichen Plan, mit einigen Hunderten die Stadt zu bewältigen an einem Tage, da die Bürgerschaft auf den Zünften oder gar auf dem Brandplatze in Aufregung versammelt war. Mußte nicht vielmehr das klare Ergebniß jeder überlegten Berechnung die Gewißheit sein, daß am Abend eines solchen Neujahrstages die ganze erbitterte Mannschaft Basels vor dem Schlosse Pfeffingen zu erwarten war? — Man hielt ihn eben der That fähig, war in Aufregung und glaubte daran. Der Uebelthäter wurde hingerichtet, und das Geschrei zu

Stadt und Land gegen den Grafen von Thierstein und gegen Solothurn dauerte fort. Solothurn sandte nach Basel, um dem Rath in Erinnerung zu bringen, daß der Verbrecher in Gegenwart ihres Seckelmeisters den Oswald von Thierstein wie die von Solothurn, zuerst öffentlich im Rath und dann im Hofe vor dem Gericht und der ganzen Gemeinde, ganz unschuldig gegeben, und gleichfalls hätte auch der Oberstzunftmeister sie öffentlich vor der ganzen Gemeinde verantwortet und schuldlos erklärt. Das Geschrei aber dauerte fort gegen den Grafen und gegen Solothurn, und es kamen zuletzt der Stadt Schultheiß, Seckelmeister und Rathschreiber zusammen nach Basel, um ernstliche Beschwerde zu führen vor kleinem und großem Rathe. Sie erklärten, einem Jeden gegen solche Anklagen der Mordbrennerei rechtlich Rede stehen, dann auch Jeden, wenn auf ihrem Gebiet über solchen Reden betroffen, als Verleumder vor Gericht stellen zu wollen. Beide Rätze bezengten ihr Mißfallen über das fortdauernde Gerede und anerbaten sich, die Verleumder, wenn namhaft gemacht, strafen zu wollen.

Der Knecht war zu Tode gebracht. Graf Oswald war nicht verjöhut, sondern noch mehr verbittert.

## VI.

Die alte Römerstraße von Augst nach Bisanz führte einst über die Birs bei St. Jakob, den Brüglinger Rain hinan, am Fuße des Margarethenhügels über den Birsig. Das Stück vom Brüglinger Rain bis zum nächsten Gündel dingen hieß schon vor 400 Jahren und heißt heute noch der Walenweg, Weg der Wälschen, der Römer. Er wurde gekrenzt durch die von Basel nach Reinach führende Straße, heute die alte genannt und mehr am Fuße des Bruderholz hinführend, während jetzt die neue dem einstigen München-

steinerweg nachgeht und von diesem beim Ruchfelde abzweigt. An der alten Kreuzungsstelle am Walenweg, der Grenze zwischen seinem und der Stadt Basel Gebiet, errichtete nun Graf Oswald eine Zollstätte. Sofort schickte der Rath an den Zoller eine Abordnung, um ihm das Ungehörige klar zu machen; dieser aber berief sich auf den erhaltenen Auftrag und auerbot, dem Herrn das Gehörte mitzutheilen. Am folgenden Tage jedoch amtete er wieder.

Sogleich ritt Peter Schönkind im Auftrage des Rathes nach Solothurn, um dort den Grafen zu verklagen, und dieser, vorgeladen, redete mit dem Boten „gräßliche zornige Worte.“ Er beschwerte sich über die fortwährende Verleumdung der Mordbrennerei; die Metzger, wenn sie die Seinen in den Gassen der Stadt träfen, erbödeten sich nicht zu sagen: das sind die Böjewichter von Pseffingen. Er drohte, wenn er Einen von Basel sähe, ihm ins Gesicht zu sagen: das sind die Böjewichter von Basel. — Solothurn konnte oder wollte Basel nicht helfen, da der Graf sein Bürgerrecht bei ihnen aufgesagt hätte.

Am 28. April 1466 beschäftigten sich die Tagherrn der Eidgenossen zu Luzern mit dem Handel; am 7. Mai beschloffen sie auf die Klagen des Bischofs und der Stadt Basel „eine Botschaft von allen Orten nach Solothurn zu senden und mit denen von Solothurn ernstlich reden zu lassen, daß sie mit dem Grafen verschaffen, daß er den Zoll abthue; sie wollten an dem Ende keinen Zoll dulden, selbst wenn Basel am kaiserlichen Hofe im Recht unterläge.“ Am 9. Mai erklärten die Tagherrn einhellig, „daß si den zolle, so graf Oswald fürgenommen hat, in dheinen weg zugean lassen noch haben wellent, und haben auch das grafe Oswalten und den von Solotoru luter geseit; denn wo das nit beschee, so wolten si das selbs abtun, und ee sie den

zoll liden wellent, ee wolten sie Pseffingen umbkeren oder zu iren handen nemen.“ Aber den Boten gab Graf Oswald den Bescheid „mit lachendem Munde,“ der Zoll bleibe so lange er selber lebe, er werde sich zu wehren wissen. Da zogen die Basler aus, verbrannten das Zollhäuslein, und führten den Zoller in die Stadt.

Einem Mann von großen Kräften des Verstandes und des Willens zu sehen, wie er in kleinlichen Kämpfen sich aufreibt, das ist kein erhebender Anblick. Graf Oswald erscheint hier eben als der Vertreter seines Standes in damaliger Zeit. Der Adel, dessen älteste Häuser einst zum Schutz der offenen Straße erbaut worden sind, erscheint nun geradezu als ein Staud privilegirter Wegelagerer; es gab schon lange keinen Kaiser mehr, der wie der Barbarossa mit fester Hand oder wie König Rudolf mit geschwinder List Zucht und Ordnung aufrecht erhielt. Der Kaiser suchte auf Kosten des Reiches seine Hausmacht zu heben, der Adel auf Kosten Anderer seine sinkende Kraft zu erhalten. Der ideale Geist des Ritterthums und seine hohen Ziele waren vergangen und vergessen; der Kampf und Streit für eiteln Sold, ob für Recht oder Unrecht, selbst der Kampf um des Kampfes willen, war getreten an die Stelle der Gelübde der Christentreue, des Schutzes der Wittwen und Waisen, der Bewahrung des Reichsgutes. Graf Oswald von Thierstein, Ritter, hatte völlig vergessen, wie sein Bruder Wilhelm als *vir strenuus in armis, capitaneus imperatoris* in der Verfolgung der Türken bis zur Grenze des österreichischen Landes kam; wie sein Vater, Graf Haus, noch vor kaum 27 Jahren zu Sanktmund in Ungarn vom ritterlichen Kaiser Albrecht als reichen Lohn die Güter erhalten hatte des verstorbenen Patriarchen von Aquileja, Ludwig von Teck. Ihn zog es nicht in den edlern Kampf für die Ehre und

den Bestand der Christenheit im Osten, für die einst so viele des Adels auch aus unserem Lande das Leben gelassen, wie Burkhard Münch von Landskron, wie der Schwiegersohn des Bürgermeisters Hans Pulicort von Eptingen, Gößmann Münch, dessen Wittwe ihn so lange beweinte und dessen Wappen mit dem seiner Gattin heute noch den Kirchturm zu Muttenz ziert. Graf Oswald kämpfte ziellos und gegen den natürlichen Verlauf der Dinge und gewann nur Schaden statt des Erfolges.

Indessen pflegte und unterhielt er seine häuslichen Verhältnisse. Auf seiner zwölfjährigen Kriegsfahrt draußen im Reiche hatte er sich eine Gattin gefunden in der Gräfin Ottilia von Nassau, der Tochter Heinrichs, Herrn von Breda. Sie war eine ganz junge Wittve und hatte ein Töchterlein, Ottilia, von Philipp, dem letzten Grafen des alten Hauses Ragenellenbogen (phonetische Verdeutschung des Namens Chattimelibocus). Von ihrem Schwiegervater, dem Grafen Philipp, hatte sie reiches Widmungut, vom Grafen Heinrich von Hessen, ihrem Schwager, 4000 Gulden erhalten. Ihr Töchterlein sollte später die Gattin werden Christophs, des einzigen Stammhalters des alten zähringisch-badischen Geschlechtes, des Neffen Kaiser Friedrichs; sie wurde durch 15 Kinder die neue Stammutter des badischen Hauses.

Fort und fort hatte Graf Oswald zu urkunden über seines Hauses Güter. Eine Menge alt-thiersteinische Höfe und Häuser, Matten und Aecker, Zinse und Zehnten, Kirchensätze und andere Gerechtigkeiten in Gelterkinden, Normandingen, Notensflue, Sissach und vielen anderen Dörfern des Sisgau, waren von jeher ausgethan zu Erblehen; größere Besitzungen, wie die Schlösser zu Thierstein, Angenstein, Büren, Brunnstatt im Verlaufe geldnöthiger Zeiten weggegeben worden zu Pfandlehen. Mit den Veräußerungen hatten die Erwerbungen nicht Schritt gehalten. Im Ver-

laufe der Zeit waren viele Verhältnisse und Rechte dunkel geworden, und mit ihrer Vereinigung in möglichst vortheilhafter Deutung für sich suchte der Graf seinem Hause den fernern Besitz zu sichern. Aber Alles hielt so schwer; wie manchen Ritt hatte er doch zu machen, wie manchen Tag zu besuchen, bis nur zwischen ihm und Henmann von Ramstein die Rechte an Schloß und Herrschaft Büren klargestellt waren.

Solothurns Freundschaft drückte ihn immer mehr. Er konnte es vorsehen, wie die ganze Herrschaft Thierstein sammt der Kastvogtei von Beinwil der Stadt zufallen mußte. Die Freundschaft wollte pünktlich bezahlt sein; für ihre schnelle Hilfe gegen Mümpelgard hatte die Stadt sich von Marquard von Stein eine Entschädigung von fl. 400 zahlen lassen. Dem Grafen war für die verbrannten Dörfer Aesch und Pfeffingen nichts geworden. Mit getheilten Gefühlen mochte er zusehen, wie die Beamten der Stadt auf seinem Gebiete schalteten und den Peterhans Wötu, der den von Kenenstein wegfangen wollte, zu Aesch in seiner einzig ihm noch frei verbliebenen Herrschaft hinrichten ließen. Es ist möglich und wurde vielfach geglaubt, daß er von dem Plane Bernhards von Eptingen gewußt, der sich durch Thénion von Eß die Dörfer Runningen und Büsserach wollte verrathen lassen.

Basel war in den letzten Jahren stark und immer stärker geworden. Mit der einen Hand führte die Bürgerschaft das Schwert, gewandter und wuchtiger als der Adel es je vermocht hatte; mit der andern schuf sie sich im Handel bis Lyon, Köln, Nürnberg und Mailand, wie in der Pflege der Gewerbe fort und fort neue Hilfsmittel. In der Landgrafschaft des Sisgau, einst der Krone des thiersteinischen Besitzes, hatte die Stadt durch sorgfältige Erwerbung der



Rechte von Zwing und Bann, von Dorf zu Dorf, sich eine völlige Landeshoheit ausgebildet; in Basel selber fiel ihr ein Stück bischöflicher Gerechtsame um das andere zu, und der Bischof war weniger mehr der Herr, sondern der Gast der Stadt. Ja, mitten in Kriegsnoth und unter dem Drucke der Kriegssteuern, hatte die Stadt den Muth und die Kraft, in der Gründung einer Univerſität den Grundstein zu legen geistiger Größe.

Und wo war der Adel, wo die frohen Genossen festlicher Kampfspiele, die Gefährten ernstern Waffenganges? Ausgestorben, ausgewandert, ausgekauft von der Stadt; ihre Burgen als Sitze städtischer Vögte oder als Trümmer waren zu stillen Häusern geworden. Hans Münch von Münchenstein war auf dem Wege, ein Söldner der Stadt zu werden. Dem Adler der Eptinger von Pratteln waren die Schwingen bereits völlig gestugt. Der streitbare Bernhard sollte später bei seinem Tode nicht einmal ins Erbbegräbniß bei den Franziskanern kommen, sondern wegen des Interdikts über die Stadt vor dem Altar zu Pratteln bestattet werden.

Graf Oswalds Lage war eine schwere geworden. Seine Hoffnung waren seine zwei Söhne, Heinrich und Oswald, die einzigen, die letzten Sprößlinge des alten Geschlechtes. Wie er selber neben dem Schwerte die Feder zu führen verstand, so ließ er auch die Söhne unterrichten. Mancher Brief von ihrer Hand liegt in den Archiven aus einer Zeit, da der Schultheiß von Freiburg des Schreibens unfundig war.

## VII.

Indessen bereiteten sich große Ereignisse vor. Dem am 16. Juli 1467 verstorbenen Herzog Philipp von Burgund folgte sein Sohn Karl, der sich berufen fühlte, den uralten

Namen zum höchsten Glanze zu führen. Von der Nordsee bis zum Mittelmeer sollte das neuburgundische Reich sich erstrecken; darnm griff er freudig zu, als der genußsüchtige Erzherzog Sigmund kein anderes Mittel mehr wußte, als die Verpfändung uralter Erblande seines Hauses, um an Basel und die Eidgenossen seine Schulden zu zahlen. Aus der Geschichte ist bekannt, wie mehr und mehr durch das heimtückische Verfahren König Ludwigs und die arglistige Feigheit Kaiser Friedrichs zwischen dem Herzog Karl und den Eidgenossen ein Knoten geschürzt wurde, den nur das Schwert zerhauen konnte. Sigmund, der einzig durch die Eidgenossen wieder zur Erlangung seiner Erblande kommen konnte, hielt, aller Tradition seines Hauses entgegen, stets zu ihnen.

Graf Oswald war ein aufmerksamer Beobachter der Ereignisse; ob er den Herzog oder ob dieser ihn gesucht hat, wissen wir nicht; aber schon 1473 steht er mit dem Titel eines herzoglichen Rathes um jährlich Pfd. 4000 in des Burgunders Dienste.

Von den glänzenden Festtagen zu Trier, wo der Herzog in fabelhafter Pracht die Majestät des Kaisers überbot, kam am 11. November Graf Oswald nach Mülhausen mit dem Ansinnen an die Reichsstadt, sich an Burgund zu ergeben. Darauf ging er nach seinem nahen Bruunstatt, jah, wie Dorf und Schloß vor fünf Jahren so jämmerlich verheert worden war, als Mülhausen mit dem Zuge der Eidgenossen den ihm aufsässigen Adel bekämpfte und verfolgte. Indessen eilten die Boten der Stadt wieder zu den Eidgenossen und zu den anderen Reichsstädten des Elsasses, die alle den Burgunder fürchteten und sich vom Kaiser völlig verlassen, wenn nicht verrathen fühlten. Ueberall wurde gewaffnet und sorgfältig gewacht. Da kamen neue Boten

des Herzogs von Burgund nach Mülhausen mit dringlicherer Mahnung; aber die Bürgerschaft fühlte sich im Bunde mit den Eidgenossen stark genug, schickte die Boten trotzig fort und brach aus, um das Oswald von Thierstein zugehörige Brunnstatt ganz zu zerstören. Im festen Weiherchloß mit den vier runden Ecktürmen weilte Graf Oswalds Schwester; ihren dringenden Bitten gelang es, von ihren Leuten die Zerstörung der kaum aufgebauten Wohnungen abzuwenden.

Graf Oswald hatte in Brunnstatt gesehen, wie der Pfandinhaber Ze Rhin das durch die Mülhauser und Schweizer beschädigte Schloß schlecht hergestellt hatte. Er sann auf Vergeltung; dem Domcustos wollte er die schuldigen fl. 1000, wofür er ihm das Schloß verpfändet, nicht unbestritten abzahlen, und Domcustos Caspar Ze Rhin, der des Grafen Stimmung kannte, wick ihm vor der Hand aus und getröstete sich der bündigen Schuldbriefe.

Es war am 26. November, als der Domcustos mit zwei andern Domherren und dem Bürgermeister Johann von Bärenfels von einer Sendung an den Bischof aus Bruntrut zurückkehrte, nicht durch das Birsthal an Pfeffingen vorbei oder über gräßliches Gebiet, sondern über Reimen nach Basel. Sie wußten nicht, daß Graf Oswald ihnen im weitesten Kreise anflauerte; daß er fünfzig Knechte als zur Jagd auf Repphühner und Hasen, mit Jagdhunden und Falken und Schußwaffen ausgerüstet und zum Streifen ausgesendet hatte. Beim Hofe Schönenbuch redeten die arglosen Reisenden solche Jäger an, der Custos wurde aber höflich und fest im Namen des Grafen eingeladen, auf Schloß Pfeffingen zu folgen. Der Bürgermeister und die Andern wollten ihren Gefährten nicht verlassen, und so traten die unfreiwilligen Gäste am späten Abend mit einander in den Schloßhof. „Ah, Sie sind's, Herr Custos,“ rief ihnen Graf Oswald entgegen,

„ich schulde Ihnen tausend Gulden, und Sie haben meinem Bürgen eine Mahnung zugesandt, obgleich Sie mir ein Jahr Aufschub gegeben hatten.“ Der Custos wollte nichts von letzterem wissen, er berief sich auf die Briefe und verlangte Zahlung nach deren Wortlaut und nach der bei der Rückgabe von Brunstatt geschenehen Abrede. „Führt sie in die Burg hinein!“ rief zornersüß Graf Oswald, worauf der Bürgermeister zu vermitteln suchte und es dahin brachte, daß Herr Caspar sich am achten Tage oder daß als seine Bürgen der Propst Werner von Flachsland und Domherr Hartmann von Halwil sich in Pfeffingen zu stellen hätten. Sie gaben hiefür das Ehrenwort und kamen spät in der Nacht nach Basel. Das Domkapitel und Abgeordnete des Rathes suchten den Zwist zu vermitteln und anerbaten, Recht zu nehmen vor dem Herzog von Burgund, vor dem Rath zu Solothurn oder vor den Eidgenossen. Aber Graf Oswald verlangte einfach die persönliche Stellung des Custos im Schlosse. Zwei Abgeordnete des Rathes gingen nach Pfeffingen, den Grafen inständig zu bitten um Zulassung gütlichen Vergleiches; er aber verlangte die Stellung des Custos oder der Bürgen, „eher wolle er sterben oder verderben oder aus dem Lande weichen.“ Eine Sendung seiner Vasallen, der Ritter Hermann von Eptingen und Johannes von Flachsland, hatte den gleichen Erfolg. — Der Bischof kam von Bruntrut nach Basel und vermochte den Grafen, in die Stadt und in den Bischofshof zu kommen, wo in Gegenwart einer großen Zahl von Vertrauensmännern nochmals eine Ausgleichung versucht werden sollte. Nach vergeblichen Verhandlungen und Zureden ergriff endlich, erregt, Ritter Hermann Waldner, der burgundische Nuterlandvogt, das Wort: „Herr Graf Oswald, Ihr seid nicht in des Herzogs Rath und Dienst aufgenommen, um Andere gefangen zu setzen

und zu berauben, sondern um solche Uebelthäter zu strafen. Ich fordere Euch bei Euren Eide auf, den Herrn Custos in Ruhe zu lassen und Euren Handel vor uns, des Herzogs Rätthe, zu bringen.“ Der Frieden kam endlich zu Stande und wurde besiegelt.

Indessen war von Trier weg auch Herzog Karl selber ins Elsaß gekommen. Umsonst hatte er Mülhausen eingeladen, an seinen Gnaden theilzunehmen und sich ihm zu unterwerfen. Nach vierzehntägigem Aufenthalt im Elsaß und Erweckung allseitiger Befürchtungen kehrte er wieder nach Burgund, ließ aber ein ruchloses Volk im Lande zurück, das zwischen Freund und Feind keinen Unterschied machte. Gerade zu Brunnstatt, als vor den Thoren Mülhausens, lagerte ein solcher Trupp, meistens lombardischer Söldlinge. Hatten sie nicht Stroh für die Pferde, so warfen sie denselben die Betten des Landvolks unter, Lebensmittel und bewegliches Gut nahmen sie einfach weg, Frauen und Kindern thaten sie unsagbare Schmach an. Kaum war der Herzog über die Grenze nach Burgund gezogen, als Graf Oswald mit 44 Pferden von Pfeedingen eilig durch das Althal über Altfirch nach Brunnstatt eilte und die Unholde so gründlich hinauswarf, daß die Bewohner dankend ihm ein Geschenk von fl. 100 anboten.

Sei es, daß die seinen Leuten angethane Schmach ihn erbitterte, sei es, daß er die Unhaltbarkeit der burgundischen Herrschaft erkannte: der Graf zog sich aus dem Dienste Karls zurück. Schon lassen sich auf allen Seiten die nächst kommenden Ereignisse errathen. Das Geschrei des vom Landvogt Peter von Hagenbach bedrückten Landes, die Sorge der als rechtlos behandelten und in ihrem innersten Wesen bedrohten Reichsstädte, die klaren Ausblicke der Eidgenossen, das gedemüthigte Oesterreich hatten sich schon seit geraumer

Zeit vereinigt, um dem Zustande ein Ende zu machen. Schon manche Konferenz hatte sich mit der Beschaffung der hohen Pfandsomme von fl. 80,000 beschäftigt; nach des Burgunders Abreise aus dem Elsaß reisten die Entschlüffe rasch zur That.

Das Geld ward zusammengelegt, und die Pfandschaft wurde aufgekündet, wenige Tage vor Ostern des Jahres 1474. Da athmete das ganze Land auf, die Freude wurde wach, Lieder wurden gesungen auf die glückliche Erlösung, und des Landvogts Ansehen war auf einmal gebrochen. Am 15 April wurde derselbe sogar gefangen und in gemeinschaftlicher Verhandlung durch die Vertreter der beteiligten Länder und Städte am 9. Mai zum Tode gebracht.

Damit waren die Kriegswürfel mit aller Ueberlegung geworfen worden. Deun daß der Herzog Karl solchen Tod seines Landvogts gelassen hinnehmen würde, glaubte Niemand.

Graf Oswald hatte sich, wenn Oesterreich seiner bedurfte, nicht lange zu besinnen, er wurde von der ersten Stunde dieser Krisis an eine der kräftigsten Triebfedern österreichischer Rüstung. Ihm, dem „obersten Hauptmann und Marschall,“ schreiben am 20. August: „Gemeiner Eidgenossen Boten von Städten und Ländern,“ daß er die Träger des Briefs, ihre Schreiber, welche ihm die von ihnen beschlossene Richtung zwischen dem Grafen, dem Bischof und dem Vogte von Zwingen zustellen, für Kosten, Mühe und Arbeit gnädiglich entschädigen wolle. Ihm empfehlen sie den Melchior Ruß von Luzern seiner Geschäfte halber, wie den Hans Schilling, Schreiber zu Luzern. Am 21. Oktober 1474 erfolgte von Luzern aus die Kriegserklärung der Eidgenossen an Herzog Karl von Burgund. Die Schweizer waren gewohnt, rasch vorzugehen, und so zogen sofort die Berner und Freiburger durch die Jura-

pässe in's obere Burgund und brannten und plünderten, und als durch den Erzherzog ein bestimmtes Ziel bezeichnet wurde, Ericourt, da sah auch Basel die Eidgenossen aus den obern Landen, aus den österreichischen Erblanden, aus dem Reiche erzherzogliche und kaiserliche Truppen heranziehen, hinüber in's Sundgan, Alle in gemeinschaftlichem Unternehmen mit den Städten der andern Vereinigung. Die Schlacht und die Einnahme von Ericourt war die erste große Kriegsthat, die den Verbündeten hohen Siegesruhm und Beute brachte.

Bald zeigte sich ihnen der Werth allerhöchster Freundschaft: der Kaiser schloß mit Karl von Burgund Frieden, ohne die Verbündeten einzuschließen, und König Ludwig traf ebenfalls mit seinem Todfeind ein gütliches Abkommen. So blieben noch die Eidgenossen und die Städte der niedern Vereinigung, die Bischöfe von Straßburg und Basel und vor Allem Oesterreich. Es lag viel Unnatur in diesem Bunde und darum fortwährender Argwohn und viel Mißtrauen. Hatte doch Erzherzog Sigmund einst gerade den Schweizern zu Trost und Schaden die Erblande dem Burgunder gegeben, stellte er nicht jetzt, wie den Baslern zu Leide, gerade den Grafen Oswald an die Spitze der Verwaltung und der Heerführung. Der Rath beschloß, es soll Graf Oswald, wenn er ausdrücklich als österreichischer Landvogt nach Basel kommt, als solcher empfangen, bloß von Pfessingen kommend aber nicht beachtet werden.

## VIII.

Graf Oswald von Thierstein hatte nun den Gipfel seiner Lebensstellung erreicht, er stand an der Spitze der österreichischen Vorlande zur Zeit ihrer größten Gefahr. Auf den Eidgenossen und auf ihm lag das Schwergewicht

der furchtbar erusten Zeit. Wie kam es ihm nun gut, daß er durch Solothurn mit den Schweizern verbunden war; wie mußte er's büßen, daß er so oft und so lang, namentlich mit Basel, in kleinlicher Streitsucht sich vergnügt hatte. Nun stand er wieder im großen Kriege und zwar als ein Führer desselben. Gewaltige Rüstung mußte er anzurufen, und ein Kriegszug der Verbündeten um den andern fand statt, bald nach Burgund, bald nach Lothringen. Eingenommene und geplünderte Städte, verbrannte Dörfer, gebrochene Burgen, erwürgte Besatzungen, in offenem Kampf erschlagene Feinde, geraubte Güter und Herden, bilden den Inhalt der Geschichte des Jahres 1475. Oft brach dabei der alte Groll und das Mißtrauen des gemeinen Mannes gegen den österreichischen Landvogt aus. Bald ward ihm bei der Beutetheilung Selbstsucht, bald auf den Zügen die eigennützigte Schonung seiner burgundischen Freunde und ihrer Burgen vorgeworfen. Es kam soweit, daß geordnete Züge ihm aneinander liefen, ja, daß er selber mit dem Tod bedroht wurde. Natürlich war er nicht der Mann, der sich so leicht meistern ließ; er stellte Trotz dem Trotz gegenüber und wählte sich seine eigenen Wege, so daß eine Zeit lang der Ritter Hermann von Eptingen die Elsäßer führte, und mit den Eidgenossen zog. Dann wandte er sich wieder an die Tagsatzung, und diese brachte ihm mehr Vertrauen entgegen als die Mannschaft im Felde. Ihm mit dem Erzbischof von Metz und dem neutralen Markgrafen von Hochberg zu Röteln vertrauten sie die Verwendung beim Herzog Carl für einige gefangene eidgenössische Kriegersleute. Mit Basel auf einen bessern Fuß zu kommen war ihm aber nicht möglich. Im November brachte er die Bürgerschaft auf's Neue auf durch die Gefangennahme eines Mailänder Kaufmanns, der mit Basels Geleitsbrief reiste und von



seinen Leuten von der Heerstraße zu Muttenz weg nach Pfeffingen geführt wurde. Basel stellte Wachen auf zum Schutze Handels und Wandels und verhielt den Born. Auch da noch, als er den Rajensfang in der Birs über Gebühr ausdehnte und den städtischen Fischern die Netze nehmen ließ und als man vernahm, wie er auf seinem Zuge nach Lothringen schmählich über Basel sich ausgesprochen. Nur hätte er zu dieser Zeit nicht in die Stadt kommen dürfen ohne ausdrückliches Geleit des Raths.

Als diesen Mißverhältnissen machte ein plötzliches Ende die Nachricht von dem Heereszug des Herzogs Carl.

Mit dem Beginn des neuen Jahres 1476 bewegte er sein durch das Gerücht ins Endlose gesteigerte Heer aus dem eben weggenommenen Lothringen nach dem Oberlande. Schon am 12. Februar hatte er den Paß von Jougne hinter sich, aber am 2. März beschien die Abendsonne die entsetzlichen Trümmer burgundischer Herrlichkeit auf dem Felde vor Granjon.

Oswald von Thierstein war nicht bei Granjon, wohl aber Hermann von Eptingen. Ihn selber finden wir 16 Tage später als Vertreter Oesterreichs auf dem gemeinschaftlichen Tage zu Luzern. Es wurde das Aufgebot aller Kräfte beschlossen; denn Herzog Carls Wiedertekehr wurde als sicher erwartet. Der Graf versprach durch seine Boten „von uns gnedigen herrn von Oesterreich wegen alles das zutun, das den eidgnossen lieb und dienst sig, und lib und gut und was er vermag trülich mit macht zu inen zu setzen.“

Der österreichische Landvogt entfaltete auch wieder seine Thätigkeit, selbst von der Etsch kamen 40 Reiter durch Basel; Fußvolk und Reiter übten sich zu Ensisheim und zu Thann. Dabei schützte er in der bewegten Zeit Handel und Wandel, sicherte die Fahrt der Schiffe auf dem Rhein, gab den zu

Rheinfelden bedrohten Boten des Erzbischofs von Mainz das Geleite und gab zu Neuenburg am Rhein ein glänzendes Exempel landesväterlichen Schutzes gegen die Ränke kleinstädtischer Gerichte. Es ging ihm der Ernst der Zeit so nahe, daß er selber zu einem weissagenden Priester nach Mümpelgard ging und beim Bischof von Basel in einem beweglichen Schreiben die Anordnung wöchentlicher Gebete und Kreuzgänge nachsuchte, welchen durch etwas Indulgenz und Ablass besserer Zuspruch verschafft werden könnte. Dazwischen führte er nun Kriegs- und Raubzüge nach Bizanz und drüber hinaus. Selbst in die Ferne griff er mit bewehrter Hand und nahm drüben im Breisgau den niemals ruhenden Thomas von Falkenstein gefangen, der ihn wegen Büren mit unberechtigten Ansprüchen vor Gerichten und vor hohen Herren plagte. Ende Mai ließ er das allgemeine Aufgebot ausgehen, und am 12. Juni forderte er den Landschreiber Michel zu Ensisheim auf, Alles zum Zuge nach der Schweiz, nach Murten anzubieten, wo Herzog Carl sein Lager aufgeschlagen. Alle Edeln im Sundgau und Elsaß müssen persönlich und beritten erscheinen auf den 20. zu Habsheim, das Fußvolk auf den 21. zu Muttenz, Viestal und Umgebung, „die Brisgover und Swarzwalder wollend wir selber lassend schriben und zu Friburg die brieff fertigen, tuon das best, das den edlen allen geschriben und keinem übersehen werde — lieber landschreiber gedenk — als lieb dir lib und leben sige — daß die brieff gemacht und botten ylendts hinweg geschickt werden.“ Schon am 20. Juni sandte Bern den Seinen im Feld die Abschrift eines Briefes von Graf Oswald, worin er heiter und trostlich seinen raschen Zuzug meldet und die Hoffnung auf ein gutes Ende ausspricht. Am 21. meldete der Rath von Solothurn den Mitbürgern vor Murten, wie Jung

und Alt Gott und St. Ursen um Sieg anrufen und täglich andächtige Kreuzgänge machen, wie am Vormittag der Herzog von Lothringen mit 300 Pferden durch die Stadt gekommen. „Unser gnediger herre und getrüwer mitbürger der landvogt (Oswald von Thierstein) ist uff nächt mit 10 Pferden in der 10. stund vor mitternacht von uns gen Bern gerhthen, und in hoffnung gewesen zu dem angriff zu kommen — sin reißiger gezüg ist och hüt früh durch gen Bern zu ryten, die sich och nit sumen werden, so verre sie mügen. viel hüpscher pferdt werdent ab gerhthen und binden gelassen.“ Graf Oswald hatte Eile, er ritt mit 700 Pferden seinem Fußvolk voraus, um noch zur rechten Zeit nach Murten zu kommen. Der folgende Tag sollte sein Ehrentag sein.

Auf einer Anhöhe vor Murten stand Herzog Carls Zelt, um ihn stand sein Heer. Sein Auge war bald auf die bestürmte Stadt, bald auf den nach Osten hin sich ausdehnenden Wald gerichtet, in dem er die Eidgenossen versammelt wußte. Diese hatten sich nach dem regnerischen Vormittage aufgestellt, der Kriegs Rath ging aneinander, und es brach vorerst die gesamte Reiterei mit 5000 Mann Fußvolks hinaus ins Feld gegen das burgundische Lager. Rasch und kurz, bloß um des Feindes Aufstellung zu erkennen; nach kurzem Scharmügel kehrten sie zum Gewaltthausen zurück. Der entscheidende Moment, für Viele der letzte, war da: Graf Oswald erhob sich, mit feierlichem Ritterschlag die Tapfern zu weihen für den Sieg oder den Tod. Der Herzog von Lothringen, Graf Ludwig von Dettingen, Ragenek von Straßburg, von Zürich Hans Waldmann und der Bürgermeister Künst, etwa achtzig drängten herzu, um das geweihte Zeichen zu empfangen. Dann rief der Graf Alle auf zur Anrufung des Herrn der Heerschaaren,

und sie fielen auf die Kniee, einen Augenblick sich sammelnd, dann stürmten sie auf und bei durchbrechendem Sonnenschein in gedrängter Ordnung hinaus, vorwärts in den Feind, in den Kampf, und errangen den blutigen Siegespreis von Murten.

Das war Graf Oswalds schönster Tag.

Freilich nicht viel mehr als Ein Tag unbestrittener Ehre. Schon am 26. Juli meldet Ritter Hermann von Eptingen den Eidgenossen, daß der Erzherzog seinen obersten Hauptmann und Landvogt, Oswald von Thierstein, „etlicher Ungeschick halb“ entlassen habe, und an nächster Tagsatzung ersuchten die versammelten Orte einstimmig den Fürsten, er möchte den ihnen Allen besonders lieb gewordenen und dem Herzog treu erfundenen Wilhelm Herter an Graf Oswalds Stelle setzen.

Herzog Renat von Lothringen säumte nicht, den gewandten Krieger für sich zu gewinnen, und sofort zog unter Aufsicht und Leitung Graf Oswalds eine Schaar geworbener Kriegsgesellen nach der andern durch Basel, zu Fuß oder zu Schiff, hinunter auf den entscheidenden Kriegsschauplatz vor Nancy. Oesterreichische und schweizerische ordentliche Hilfstruppen schlossen sich den Söldnern an, und am 26. November 1476 ließ der Herzog von Lothringen zu Basel Schaaren solcher Zuzüger an sich vorüberziehen. Am 21. December musterte er mit seinem Marschall Grafen Oswald die Truppen von Luzern und Zug und wenige Tage darauf die 500 Bewaffneten aus der Landschaft Basels. Dann, eilig, zog Alles abwärts, siegesfroh und fast zügellos, um mit dem Burgunder den letzten Kampf zu bestehen. Am 5. Januar 1477 ordneten vor Nancy Graf Oswald und Ritter Wilhelm Herter den Angriff, der rasch das Schicksal des Tages entschied und mit dem Leben Herzog Karls den Burgunderkriege ein Ende machte.

Allgemeiner Jubel erfüllte die Schweiz, Deutschland und Frankreich; den burgundischen Länden aber standen schwere Zeiten bevor. Bei Nancy waren die Schweizer weniger getragen vom Gedanken der Nothwehr für Vaterland, Weib und Kind, wie zu Granjon und Murten; Abenteuerlust und frevler Muth wie die Erinnerung an Granjons märchenhaften Reichthum der Beute hatte Viele sich anwerben lassen; auf der Hin- und Rückreise wurden die eljässischen Orte jämmerlich behandelt, und Basel hatte mit den rückkehrenden Siegern seine liebe Noth. Vor Allem wollten sie ihren Sold bezahlt haben; aber der damals arme Herzog von Lothringen hatte das Geld nicht hiefür. Sie hielten sich nun an den Grafen von Thierstein und bedrohten ihn so, daß er fliehen mußte. Nach vielen Unordnungen kam endlich die Sache so in Ordnung, daß die Städte Basel, Schlettstatt, Colmar und Straßburg die nöthigen fl. 14,000 vorstreckten und Graf Oswald hiefür seine Burgen Thierstein und Pfeffingen verpfändete.

Da die eidgenössische Beuteordnung, nach welcher ein Jeder das Gewonnene zur allgemeinen Vertheilung abzugeben hatte, hier nicht zur Geltung kommen konnte, war diesmal manches burgundische Beutestück, darunter manche silberne Schale nach Hause gebracht. Ein einziges derselben hat sich bis zum heutigen Tage erhalten, die silberne Schale zu Viestal. Der Schultheiß Heinrich Strübin, der an Geschick und Einfluß weit hervorragende Führer der Zuzüger aus den Aemtern, bestimmte das schöne Stück zum bleibenden Andenken in seiner Familie, und so blieb sie, bis 1795 an der Steigerung des letzten Strübiniſchen Pfarrers zu Bubendorf sie um Pf. 270 (Fr. 463) von der Gemeinde Viestal ersteigert wurde.

Die Angabe des burgundischen Geschichtschreibers, daß Herzog Carl es geliebt, das Bild der Krone überall anzu-

bringen, wird bestätigt durch die Gestalt des abnehmbaren Fußes der Schale: umgekehrt stellt er eine zierliche Krone dar. Auf den innern Grund des Gefäßes ist ein silbernes Medaillon mit dem Bilde des Herzogs in Relief gelöthet, wie es, wohl von diesem Stück, als Holzschnitt in die Chroniken von Stumpf und Wurstien übergegangen ist. Im 17. Jahrhundert hat dann ein Künstler der Familie auf den äußern Grund das Strübingische Wappen angebracht und auf den äußern obern Rand mit gravirter Einfassung die Rundchrift gestochen:

Heinrich Strübin gon Liechstal bracht  
Diese Schalen us Raufe Schlacht  
Flüch Hochmuth fürcht Gott sins Worts acht  
Im 1477. Jahre es geschach.

Als lothringischer Marschall und Rath trat nun Graf Oswald auf schweizerischen und deutschen Tagen auf; Bailiff hieß in wälscher Sprache dieser Würdeträger, der „deutsche Bälki“ wurde er nur vom Volke genannt. Er hatte im Auftrag seines Herrn manchen Ritt zu thun, dazwischen weilte er wieder auf Schloß Pfeffingen, wo während seiner Abwesenheit sein Oheim Hans von Wynck seine häuslichen Angelegenheiten besorgt hatte. Nun fand es auch König Ludwig in seinem Interesse, wie so manche hervorragende Eidgenossen, so auch diesen Edelmann durch eine Pension an sich zu binden, er verlieh ihm jährlich Fr. 1200. — Auch Kaiser Friedrich bereinigte eine alte Schuld dadurch, daß er den Grafen Oswald und Wilhelm für treue Dienste die Erlaubniß gab, die Hohenkönigsburg in den Vogesen wieder aufzubauen. Am schönsten Punkte des an Ausichten so reichen Gebirges bauten nun die Brüder die Burg in großem Maßstabe wieder auf; von hier umfaßt das Auge

die verschlungenen Thäler und Höhen der Vogesen, das Rheinthal weit über Straßburg hinaus, den Lauf des Rheines, die badischen Höhen und Thaleingänge, bis hinauf, wo der Jura sich erschließt, über dem die weißen Alpengipfel in fernem zierlichen Bilde sich zeigen. Erzherzog Sigmund sah diesen Bau nicht gerne, er verlieh Grafen Oswald dafür andere Güter, wie Schloß Roggenbach, er setzte ihn wieder zum Landvogt über den Elsaß und den Breisgau; aber die Grafen behielten ihre Hohenkönigsburg. Solothurn wünschte ihrem Mitbürger in verbindlichem Schreiben Glück zu seinen hohen Würden und zeigte ihm den förmlichen Eintritt in den Eidgenössischen Bund an.

## IX.

Graf Oswald stand nun im 55. Lebensjahre; er hatte nun eine Lebensstellung und einen Wirkungskreis erworben, um die ihn Viele beneideten. Er wollte diese Stellung benützen, um die am Jura bei den Eidgenossen unhaltbar gewordene Lage seines Hauses zu vertauschen gegen eine bleibende in den Vogesen, im engsten Anschluß an Oesterreich. Darum verbaute er hier seine letzten Mittel, während er dort zu gleicher Zeit mit Solothurn in fortwährendem Briefwechsel um schließliche Ueberlassung seiner uralten Familiengüter unterhandelte. Die Geschichte des Uebergangs der Grafschaft Thierstein an Solothurn zieht sich durch viele Jahrzehnte hindurch; geduldig und consequent, bald freigebig bald rückhaltend, hatte die Stadt, mit möglichster Schonung des hochadeligen Selbstgefühls, den Grafen für den ersehnten Besitz immer engere Kreise ihrer Rechte gezogen, immer bündigere Zusicherungen der Grafen verlangt. Gerne nahm die Stadt seine Erklärung entgegen, daß er bei seinen auswärtigen hohen Stellen keine inländischen Besitzungen

mehr behalten möge. Es war ihr Recht, daß er seine Burgen für ewige Zeiten zu ihren offenen Häusern machte und versprach „eine anzahl in der bescheidenheit, als uns und unserer aundschaft gemäß und vermüglich ist, erbar leut ze roß und ze fuß ze schicken.“

So lösten die Grafen allmählig den angestammten Besitz von sich ab, aber im Reiche draußen festen Fuß zu fassen, ward ihnen verwehrt. Der Graf von Rappoltstein mußte die Ausdehnung der Hohenkönigsburg so viel als möglich hindern, und Erzherzog Sigmund bot selber nirgends die Hand zur Erweiterung des Besitzes.

Dadurch kam Graf Oswald immer mehr in Verstimmung, und die letzten Jahre seines Lebens sind wieder bezeichnet durch beständige Streitigkeiten. Mit dem Bischof bekam er Streit, weil dessen Leute ihm in seiner Herrschaft gejagt, geholt und einen Zaun niedergerissen; mit Thomas von Falkenstein kam er wegen alter Erbschaftsansprüche gar uie zum Frieden; den Vogt zu Zwingen nahm er ab offener Straße gefangen, und manche Tagsatzung mußte auf des Bischofs Klage hin den Grafen zur Freilassung des Vogts und zum friedlichen oder rechtlichen Ausgleich auffordern. Besonders gegenüber Basel versäumte er keine Gelegenheit, Händel anzufangen. Als die Rounen im Klingenthal geistlichen und weltlichen Behörden den Gehorsam aufkündeten und kurzer Hand aus dem Kloster gesetzt wurden, machte er Wiene, bewaffnet in den Streit einzutreten; und besonders in der immer noch ungelösten Frage des Umfanges der Landgrafschaft Sisgan half er für Solothurn in Wisen, wie besonders in seinen abgetretenen Herrschaften von Sewen, Büren und Dornach alle möglichen Vortheile zu erreichen. Zuletzt setzte er sich doch auch über diesen Punkt mit Basel friedlich auseinander. Bei der Tagsatzung wurden seine



Angelegenheiten immer mit großer Rücksicht aufgenommen und behandelt; aber doch wurde am Ende bestimmt ausgesprochen, daß keine Selbsthilfe mehr gestattet, sondern jeder Beklagte vor seinem natürlichen Richter zu suchen sei. Damit waren die Handstreichs des letzten Grafen im Gebiete der Eidgenossen abgechnitten.

Graf Löwald starb im Jahre 1487; nach einer vereinzelten Notiz starb er in Oberbaden; den Todestag des vielgenannten, des wohlbekanntes, des gewaltigen und gewaltthätigen Mannes öffentlich zu verzeichnen, hat sich Basel, hat sich selbst Solothurn nicht veranlaßt gesehen.

## X.

Wiederum sehen wir, wie vor 40 Jahren, das Haus derer von Thierstein auf einzig drei Namensträger beschränkt. Graf Wilhelm erscheint immer als ein Kriegermann von Beruf, der besonders im kaiserlichen Lager und am Hofe zu hoher Vertrauensstellung aufgestiegen ist. Als Kaiser Friedrich keinen Krieg mehr zu führen hatte, ging Graf Wilhelm zum König Matthias von Ungarn, um an dessen Reichsgrenze den immer lebhaften Kampf gegen die Ungläubigen fort zu führen. Eine besondere Botschaft der Eidgenossen wurde an den König gesandt, 1482, um für den Grafen einen Urlaub auszuwirken, damit er heimkommen könnte. Mit seinem Neffen und wohl auch allein, als Herr von Thierstein und Pfeffingen, betrieb er seines Hauses Geschäfte, belehnte er den Sohn der letzten Schaler'schen Erbtöchter, Franz von Lehmen, mit den halben Gerichten zu Venken, und verkaufte er stiftische Lehen in den umliegenden Dörfern das Birseck. Die einzige Pfandstadt Freistadt hatte er schon 1477 um die Summe von fl. 4000. — räumen müssen; aber Erzherzog Sigmund schuldete ihm und

den Erben Oswalds noch große Summen, die er schließlich nur auf der Eidgenossen dringendes und wiederholtes Mahnen erhalten konnte. Ob in baar oder in Verrechnungen ist nicht klar; denn die Beiden hatten noch allerlei Abmachungen. Graf Wilhelm verkaufte dem Erzherzog alle noch unbereinigte Rechte seines Hauses an den Erbschaften derer von Rüsch, Roggenbach, Arburg, Weissenburg, Kreuzingen, Klingen, Büznang, End und Bubendorf um die Totalsumme von fl. 348; dagegen wurde ihm die Vogtei der Herrschaft Rheinfelden in Pfand überlassen, und noch von Stuhlweissenburg aus erklärte er, dieses Pfand gegen Zahlung wieder zurückgeben zu wollen. Auch der Kaiser zahlte dem wackeren Kriegsmann den schuldigen Sold lange nicht, und noch 1496 mußte er der Stadt Solothurn seine Herrschaften zur Obhut empfehlen, da er genöthigt sei, um das Geld zum Kaiser zu reiten. Am 12. September 1498 meldet Vogt Hugi zu Dornegg seinem Herrn, daß er vernommen, Graf Wilhelm liege zu Brunnstatt an den bösen Blattern und habe zum Echerer nach Viestal geschickt; am 17. Oktober schreibt Graf Oswald der jüngere in bewegten Worten dem Schultheiß und Rath, wie gestern „mein lieber Herr und Vetter, Graf Wilhelm von Thierstein, von dem Licht dieser Welt, doch bewahrt mit beiden Sakramenten mit guter Vernunft geschieden ist.“

Graf Heinrich, der ältere Sohn Oswalds, weilte zu dieser Zeit am kaiserlichen Hofe; die Beiden ordneten darauf die Verhältnisse ihres Hauses mit Solothurn und gingen wieder ihre besondern Wege.

Vom Grafen Heinrich kamen weniger Berichte nach Hause, als vom jüngern Bruder. Dieser hatte schon vor Jahren als ganz junger Mann viel von sich reden machen. Zu Zusbruck, am Hofe des abgelebten Erzherzogs Sigmund,

war Jahre lang die Frage der Erbfolge Gegenstand der widrigsten Intriguen. Der Herr brauchte Geld und suchte solches von allen Seiten her zu erhalten. Seine Rätthe waren durch den Kaiser, der mit seinem Sohne Maximilian die andern Habsburger alle überlebte und der richtige Erbe war, mit Titeln und Jahrgeldern gewonnen, damit sie den wankelmüthigen Erzherzog vor nachtheiligen Abmachungen bewahrten. Dieses geschah aber nicht, und der Herzog von Baiern erhielt gegen große Jahrgelder an seinen Schwiegersohn Sigmund die Anwartschaft auf das schöne Tirol. Es mußten viele dunkle Fäden gesponnen worden sein, bis Kaiser Friedrich von Nürnberg aus dem Erzherzog befohl, seine Rathgeber zu fangen und ihm auszuliefern, die Grafen Georg von Sargaus, Oswald von Thierstein, Heinrich von Fürstenberg, die vorgegeben, daß der Kaiser seinen Vetter habe entsetzen oder vergiften wollen, worauf dieser sein Land Fremden zuwenden möchte. Graf Oswald mußte für sich schon einen schlimmen Ruf erworben haben, sonst hätten nicht Freunde die aus Italien heimkehrenden Grafen von Hanau und Nassau gewarnt, sich an der Durchreise in Tirol vorzusehen, wo Oswald von Thierstein ihnen auflaure.

Das Jahr 1499 stellte die beiden Brüder auf eine schwere Probe. Es war ein die Schweizergrenze umfassender, ein grimziger, es war der letzte Krieg des deutschen Adels gegen schweizerische Unabhängigkeit. Das Herz zog die Grafen zu ihren Standesgenossen, die Pflicht und das Interesse band sie an die Eidgenossen. Da wünschten sie neutral zu bleiben, aber Solothurn bewachte jeden ihrer Schritte, hielt fest an seinem Besatzungsrecht und schrieb Mahnungen, Aufforderungen, Vorstellungen und Vorwürfe, wogegen die bedrängten Herren in eben so zahlreichen Briefen auf ihren guten Willen und ihre bescheidenen Thaten hinwiesen. Nachdem

der Krieg am Horizonte des Vaterlandes hin wie ein mahnendes und wieder weiterziehendes Gewitter getobt hatte, schloß er ab mit dem schrecklichen Donnerschlag vor Dornach; Angesichts der Burgen seines Freundes Oswald von Thierstein lag der in diese Lande gezogene kaiserliche Feldhauptmann, Graf Heinrich von Fürstenberg, erschlagen.

Von nun an beschäftigten sich die beiden Grafen fast nur noch mit den Angelegenheiten des Hauses. Heinrich hatte sich schon 1491 mit Gräfin Margareta von Neuenburg und Finstingen, Oswald 1510 mit Elisabeth, Gräfin von Löwenstein und Scharfenegg vermählt; Beide blieben kinderlos.

Den uralten Streit über ihre Ansprüche an die Landgrafschaft Sisgau schlichteten sie mit Basel, so daß dieses sich vom Bischof vorbehaltlos konnte belehnen lassen. Heinrich wohnte gewöhnlich in seinem Hofe zu Basel, heute der Württemberger Hof geheißen. Auf Beider Bitten übernahm noch 1510 der Markgraf Rudolf von Hochburg die Vogtei ihrer Mutter Ottilia. So verzichteten sie auf die kriegerischen Neigungen ihrer Jugend und ihres Geschlechtes. Sie wahrten sich 1512 den Eidgenossen und in beweglichem Briefe dem Kaiser gegenüber entschieden gegen den Vorwurf, als besorgten sie Werbungen für Frankreich in dessen Streit mit dem Papst; „sie wüßten ihre Pflichten gegen Römische Majestät und gegen die Eidgenossen zu wahren.“ Graf Oswald starb den 30. November 1512 zu Längnach.

Nun war Aller Aufmerksamkeit gerichtet auf das Erbe des Letzten des Geschlechtes. Solothurn hatte schon 1502 bei der Erneuerung des Bürgerrechtes verlangt, daß die Grafen in ihrer Stadt ein eigenes Haus unterhalten müßten. Nun begannen die Verhandlungen zwischen Graf Heinrich, den Städten Basel und Solothurn, dem Bischof und selbst

dem Kaiser. Die Herrschaft Thierstein mit der Kastvogtei Beinwil sollte als Reichslehen fallen an Solothurn, die Herrschaft Pfeffingen als erledigtes Lehen zurück an den Bischof; Allodialerbe war die Gemahlin des Grafen.

Dieser starb am Andreastag den 30. November 1519.

---

In einer uns unbekanntem Zeit ist vom Kaiser dem Bischof von Basel das Land zwischen dem Blauen, der Birsi und dem Birsig gegeben worden; im Jahre 1041 war dazu das Land gekommen zwischen dem Jurafraum, der Birsi und der Sisselen, und bald darauf, 1048, wird der erste Zinggische Graf genannt, Rudolf, der Stammvater derer zu Thierstein bei Witnau. Dieses Geschlecht in seinen Zweigen von Alt Honberg und Neu Thierstein erscheint bald als die Herren des Landes, Reichsvögte der Stadt und Schirmvögte des Bisthums. So lange der Bischof in diesen Landen mit weltlicher Herrschaft ausgerüstet war, so lange ihm nur ein Schatten solcher blieb, standen die Grafen von Thierstein als seine obersten Würdeträger, zuletzt als Pfalzgrafen, ihm zur Seite. Mit dem Erlöschen des Geschlechts, fast 500 Jahre nach dem erkennbaren Anfang, fiel zu gleicher Zeit auch der Rest weltlicher Herrschaft dahin für den Bischof; denn bei Graf Heinrichs Tod hatte bereits die Reformation ihre ersten Hammerschläge geschlagen an die bischöfliche Pfalz. Das adelige Geschlecht, die Träger des herrschenden Gedankens einer vergangenen Epoche der Weltgeschichte, erlosch mit dem Anbrechen einer neuen Zeit.

---

# Ueber die Schweighäuser in Basel.

Von

C. Wieland.

Im Laufe des letzten Jahrhunderts hat in Basel ein Geschlecht geblüht, dessen Namen uns nur in den Firmen zweier hiesiger Geschäfte überliefert wird: das der Schweighäuser. Ich beabsichtige in den folgenden Blättern nicht eine ausführliche Familiengeschichte zu bringen, wohl aber möchte ich den Lebenslauf einiger hervorragender Träger dieses Namens anzudeuten versuchen. Vielleicht finde ich Nachfolger und unternimmt später ein Anderer die Aufgabe, über weitere verschwundene Geschlechter unserer Vaterstadt zu berichten. Noch gar manche, die längst verschollen sind, haben wackere Männer gestellt, welche nach Kräften das allgemeine Wohl zu fördern bestrebt gewesen sind. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung in unserer Geschichte, daß wir Geschlechter auftauchen sehen, die rasch eine gewisse Geltung erlangen, und nach wenigen Generationen vollständig aussterben.

Den Namen Schweighäuser treffen wir noch jetzt vielfach in den benachbarten Dörfern des Birseck an, von wo aus auch der Stammvater des baslerischen Geschlechtes nach Basel gekommen ist. Wir werden wohl nicht irre gehen,

wenn wir als ursprüngliche Heimat aller diesen Namen Führenden das in der Nähe von Mülhausen im Elsaß liegende Dorf Schweighausen ansehen. Bei den mannigfachen Kriegszügen und Fehden, durch welche zeitweise das Oberelsaß verwüstet worden ist, mögen manche Bewohner desselben veranlaßt worden sein, die alten Wohnsitze zu verlassen und anderswo sich niederzulassen. Den neuen Ankömmlingen ist dann, wie es vielfach zu geschehen pflegte, der Herkunftsort als Beinamen beigelegt worden, welcher später zum Geschlechtsnamen wurde. Die Einen suchten unter dem Krummstabe des Bischofs von Basel Schutz, andere, die sich in der Folge Schweighäuser nannten, mögen innert den Mauern der Stadt Straßburg ihr sicheres Heim gefunden und dort jenes Geschlecht gegründet haben, welches dieser Stadt einen hervorragenden Gelehrten schenkte.

Der Stammvater der Basler Schweighäuser, Konrad, war aus Oberwil im Birseck, wo die Anhänger der reformirten Confession durch die übermächtige Gegenreformation arg bedrängt wurden, in früher Jugend nach Riestal gezogen und als Schreiber bei Hans Keller, damaligem Stadtschreiber, eingetreten. Er verblieb in dieser Stellung auch unter den späteren Stadtschreibern bis 1639. Von 1639 bis 1641 finden wir ihn als Substituten der Kanzlei in Mülhausen. Im März 1641 ward er in das Basler Bürgerrecht aufgenommen und zwar soll er dasselbe unentgeltlich erhalten haben „zur Bezeugung des obrigkeitlichen Vergnügens über seine geleisteten Dienste und seine Fähigkeiten.“ Bald nachher, im Juli, ließ er sich nach damaligem Gebrauche von dem Comes Palatinus und Notar J. J. Grasser zum sogenannten kaiserlich geschwornen Notarius ernennen. In dieser seiner neuen Thätigkeit soll er Dank seiner geraden und bescheidenen Gesinnung allgemeines Zutrauen genossen haben.

Während mehr als eines Jahrhunderts folgten seine Nachkommen seinem Beispiele und widmeten sich der juristischen Laufbahn.

Sein Sohn Hans Konrad setzte die väterliche Schreibstube bis zum Jahre 1692 fort, in welchem er vom Großen Rathe zum Director der Schaffneien der geistlichen Güter ernannt wurde. Während der bekannten Unruhen von 1691 hatte er getreulich zu der Obrigkeit gehalten; er saß auch als der eine der zwei Beisitzer, welche die Bürgerchaft zu bezeichnen hatte, in der Verhörcommission, die den gegen Dr. Fatio eingeleiteten Criminalprozeß zu führen hatte.

Die im Jahre 1692 ihm übertragene Verwaltung der Kirchen- und Klostergüter war ein mühsames Geschäft: die verschiedenen bis jetzt getrennt geführten Schaffneien wurden zu einer Verwaltung verschmolzen und diese seiner Aufsicht unterstellt. Die Einkünfte der Kirchen und der zur Zeit der Reformation aufgehobenen Klöster und Stifte bestanden aus Zehnten, Bodenzinsen und sonstigen Gefällen, die zum großen Theile von ausländischen Liegenschaften, namentlich im Elsaß gelegenen Grundstücken, erhoben werden mußten. Deren Einzug stieß daher auf vielfache Schwierigkeiten, weil öfter den Baslern die Berechtigung bestritten wurde, diese Einkünfte zu beziehen. Um solchen Einreden möglichst vorzubeugen, hatte man es für klug und angemessen erachtet, die einzelnen Schaffneien fortbestehen zu lassen, die frühere Verwaltung wenigstens dem Namen nach also fortzusetzen. Es war damit noch der Vortheil verbunden, daß eine Menge von Stellen und kleinen Aemtern befreundeten Rathsgliedern oder Bürgern zugetheilt werden konnten. Aber mit der Zeit machten sich denn doch allerlei Uebelstände fühlbar. Diese kleinen Verwaltungen kosteten viel und schmälerten die Einkünfte noch mehr, welche ohnedieß unter dem Drucke der



Kriegsjahre spärlich genug einliefen; kam es doch vor, daß in dem gleichen Dorfe elf verschiedene Schaffner die Gefälle für die baslerischen Kirchengüter erhoben, zu welchem Geschäfte ein einziger hingereicht hätte. Nachdem nun durch den westphälischen Frieden die staatsrechtlichen Verhältnisse geordnet worden, lag kein Grund mehr vor, die früher beobachteten Vorsichtsmaßregeln fortzusetzen und so wurden nach ziemlich langen Verhandlungen die meisten dieser Sonderverwaltungen aufgehoben und der Bezug der Einkünfte für die Kirchengüter und für die anderen Stiftungen dem Direktor der Schaffneien unterstellt und diesem als Amtswohnung das Steinenkloster angewiesen. Bekanntlich blieben diese Räumlichkeiten bis in die jüngste Zeit den Zwecken dieser Verwaltung gewidmet.

Hans Konrad Schweighauser bekleidete diese Stelle bis zum Jahre 1710, in welchem er zum Mitglied des kleinen Rathes gewählt wurde. Mit seiner Geschäftsführung als Verwalter der Stiftsgüter muß der Rath zufrieden gewesen sein, denn bereits 1704 war ihm zum Beweis „obrigkeitlichen Vergnügens“ das jogen. Hattstatter Lehnen verliehen worden. — Im Jahre 1585 nämlich hatte ein Klaus von Hattstatt, Bürger von Basel, gewesener Oberst in spanischen Diensten, durch Testament die Stadt Basel zur Erbin seines Vermögens eingesetzt, das aus einzelnen Grundstücken, namentlich aber elsäßischen Zehnten und Bodenzinsen bestand, von welchem er aber einen Theil bereits im Jahre 1547 dem Mathis Günzer von Colmar als Erblehen für sich und seine männlichen Nachkommen zu nutzen und zu nießen übergeben hatte. Im Jahr 1704 war nun der letzte der Familie Günzer mit Tod abgegangen, und nun übertrug der Rath von Basel diese Güter zu Erblehen an Hans Konrad Schweighauser für sich und seine Nachkommen gegen eine

jährliche Recognitionengebühr. — Hans Konrad Schweighauser saß nicht lange im Kleinen Rathe; denn bereits 1713 starb er, 65 Jahre alt.

Von den zwölf Kindern, welche ihm geboren worden, waren fünf in frühesten Jugend gestorben; zwei Söhne, welche sich dem Kaufmannsstande gewidmet, blieben unverheirathet. Ein Sohn verheirathete sich nach Plombières. Mehrere Nachkommen desselben wanderten in der Folge nach Amerika aus und ließen sich in Philadelphia nieder.

Namhaft gemacht zu werden verdienet Johannes und Hans Georg Schweighauser.

Johannes war der Nachfolger des Vaters im Notariatsgeschäfte und Stammhalter des hier verbleibenden Geschlechtes. In der väterlichen Schreibstube mit den Geschäften vertraut geworden, deren Besorgung während der Jahre, in welchen der Vater die Verwaltung der Schaffneien zu führen hatte, ihm anvertraut wurde, erwarb er, nachdem er zuvor bei Prof. Battier einen Coursus in der Rechtswissenschaft durchgemacht hatte, 1714 das Diplom eines geschwornen Notars. Seine Berufsthätigkeit hinderte ihn nicht, an den Staatsgeschäften regen Antheil zu nehmen. Wenige Jahre nach dem Tode seines Vaters wurde er, als Meister der Kunst zum Himmel, in den Kleinen Rath erwählt; daneben war er Beisitzer verschiedener Gerichte und Behörden. Es würde den Raum von mehreren Zeilen in Anspruch nehmen, wollten wir alle die von ihm ziemlich zu gleicher Zeit bekleideten Ehrenstellen aufzählen. Ein heiterer, geselliger, gesunder Mann, welchen bis zu seinem 87. Altersjahre, in welchem er starb, außer Anfällen des Podagra's keine Krankheit anfocht, war er im Stande, bis zum 80. Jahre die Würde eines Appellationsherrn zu bekleiden, dem Kadename, mit dem Einzuge von Gefällen und Bodenzinsen in der Stadt betraut, blieb er sogar bis zu seinem Tode getreu.

Weit über ihm stand aber sein jüngster Bruder Hans Geor., dessen Lebensgang auch jetzt noch ein menschliches Interesse erregt. Auch er sollte der juristischen Laufbahn sich widmen, aber das Leben in der dumpfen väterlichen Amtsstube zog ihn nicht an; die Rechtswissenschaft hatte mehr Reiz für ihn, als das geschäftliche Treiben. Nachdem er hier die juristischen Vorlesungen, namentlich diejenigen von Professor Battier besucht, daneben durch Prof. Jakob Chr. Jselin in der Geschichte unterrichtet worden war, und promovirt hatte, trieb es ihn in die Ferne. Zuerst folgte er den Vorträgen von Barbeirac in Lausanne über Hugo Grotius, dann durchwanderte er, um die dortigen Alterthümer zu studiren, den Süden Frankreichs, verweilte einige Zeit in Paris und bezog 1716 die Universität in Leyden, um unter der Leitung der dortigen berühmten Rechtslehrer seine Studien zu vollenden. Nach zweijährigem Aufenthalte in dieser Stadt, während dessen, nach seinem eigenen Bekenntniß, er fleißig bemüht war, seine Kenntnisse auszubilden, kehrte er 1718 nach der Vaterstadt zurück, begierig, die Früchte seiner Anstrengungen in deren Dienste zu verwerthen, hoffend, einen seiner Bildung entsprechenden Wirkungskreis finden zu können. Aber alle seine Hoffnungen, eine akademische Lehrstelle zu erhalten, scheiterten, so oft er sich auch um solche bewarb. Bei Besetzung der öffentlichen besoldeten Aemter, auch der Professuren an der Universität, entschied damals das blinde Voos und dieses erwies sich ihm beharrlich ungünstig. Es war, um bei Besetzung von Aemtern allen ungebührlichen Umtrieben, Praktiken, wie man sich ausdrückte, möglichst vorzubeugen, welche bei jenen engen und kleinlichen Verhältnissen die Gemüther nur zu oft in Wallung brachten, die Einrichtung getroffen worden, daß bei jeder Wahl ein Dreier-Vorschlag, Ternarium, gebracht werden müsse und daß

das Loos unter den drei Vorgesetzten entscheiden sollte. Die Vorsicht wurde dabei so weit getrieben, daß bereits die Wahlmänner durch das Loos bezeichnet werden mußten. Im Großen Rathe wurden  $\frac{2}{3}$  der Mitglieder, alle welche schwarze Kugeln gezogen, von der Wahl ausgeschlossen; das letzte Drittel, gebildet durch solche, welche weiße Kugeln gezogen, wurde durch diesen Kugeln beigefügte Nummern 1, 2, 3 in Gruppen geschieden, von denen jede einen Namen für das Ternarium zu bezeichnen hatte. Die Stimmabgabe erfolgte hinter einem Umhange vermittelst Stimmzettel. — Obschon nun Hans Georg Schweighauser regelmäßig ins Ternarium gezogen wurde, so konnte er doch zu keinem Amte gelangen, denn das Loos entschied stets gegen ihn. In späteren Jahren pflegte er über sein Mißgeschick zu lächeln und zu sagen: Ich bin überzeugt, daß wenn ich den Einfall hätte, die Hutmacher-Profession zu erlernen, die Menschen sofort ohne Kopf auf die Welt kommen würden.

Immerhin ward ihm die Genugthuung, mit der Ausarbeitung einer neuen Landesordnung betraut zu werden, also das für die Landschaft Basel geltende Civilrecht zusammenzustellen. Die Landesordnung von 1654, welche meist nur das Erbrecht und eheliche Güterrecht festgestellt hatte, das Verkehrs- oder Obligationenrecht fast unberührt lassend, war durch mehrfache Rathserkenntnisse und Mandate modificirt und ergänzt worden, so daß allmählich eine gewisse Rechtsunsicherheit zu herrschen begann, die zu beseitigen nothwendig erschien. Im Jahre 1754 ward der Landkommission daher der Auftrag ertheilt, die alte Landesordnung, sowie die seitherigen Erlasse zu durchgehen und dem Großen Rathe den Entwurf eines neuen Gesetzes vorzulegen und diese Arbeit wurde Hans Georg Schweighauser übertragen. Obschon ihm anferlegt worden, sich mit den Ober-

vögten, den Landtschreibern und sonstigen Beamten ins Einvernehmen zu setzen, deren Ansichten anzuhören, förderte er die Arbeit doch so rasch, daß sein Entwurf bereits Anfangs 1757 dem Großen Rathe konnte vorgelegt werden. Nach kurzen Berathungen, durch die sein Inhalt keine wesentlichen Modificationen erlitt, wurde derselbe am 20. Juni desselben Jahres zum Geetze erhoben.

Es ist hier natürlich nicht der Ort, über den gesetzgeberischen Werth dieser Arbeit sich länger zu verbreiten; doch darf bemerkt werden, daß Schweighauser seine Aufgabe, dem Richter die Rechtsprechung durch ein klares Gesetzbuch zu erleichtern, dem Volke die Rechtsätze verständlich zu machen, in gediegener Weise zu lösen verstand. Seine Begriffsbestimmungen, namentlich im Obligationenrechte, zeugen dafür, daß er seines Stoffes vollständig Herr war. Im wesentlichen beruht übrigens die jetzt noch geltende Landesordnung auf der Grundlage des Gesetzes von 1757.

Der Rath, welcher sonst auch öfter, namentlich bei Verhandlungen mit der französischen Gesandtschaft, die Dienste Schweighauser's in Anspruch genommen, belohnte ihn für diese Arbeit mit einem Geschenke von 100 Louisd'or. Auch sonst wurde sein Rath in zweifelhaften Rechtsfällen vielfach eingeholt. Im übrigen lebte er zurückgezogen in der väterlichen Behausung zum Drachen in der Reichenvorstadt, Trost gegen die Unbilden des Schicksals im Studium der Alten suchend, von welchen Horaz sein Lieblingschriftsteller war. Welche harte innere Kämpfe er aber hat durchmachen müssen, um bei dem Scheitern aller seiner Hoffnungen, aller Pläne, welche er über seinen Lebensgang gehegt, bei dem geschäftigen Nichtsthun, welches mit dem Bekleiden einiger Ehrenstellen verbunden war und ihn nicht befriedigen konnte, den Muth, die Lebenslust nicht zu verlieren, die weisen Lehren seiner

Lieblingschriftsteller praktisch zu verwerthen, gleichsam ins Baseldeutsche zu übertragen, davon giebt der klagende Ton der Inschrift Kunde, welche seiner Anordnung gemäß über sein Grab im Kreuzgange des Münsters gesetzt wurde:

. . . . .  
muneribus autem academicis  
et publicis officiis sorte constanter exclusus,  
vixit tamen et vivere desiit ut virum honestum  
deceat.

Er starb unverheirathet 1779.

Der Sohn seines vorerwähnten Bruders Johannes Schweighauser, wiederum Hans Konrad genannt, erhielt 1735, nachdem er in Halle, Holland und Paris seine juristischen Studien durchgemacht und hier promovirt hatte, die Stelle eines Domprobstei-Schaffners; er starb aber noch vor seinem Vater, kaum 35 Jahre alt. Aus seiner Ehe mit Sara Beck wurden ihm ein Sohn und drei Töchter geboren, von denen die eine den nachmaligen Bürgermeister Andreas Buxtorf heirathete; der Sohn, gleichen Namens wie der Großvater, ist der aus den „Rosinum“-Kalendern bekannte Johannes Schweighauser.

Wie sein Vater und Großvater, hätte auch er gerne die juristische Laufbahn betreten; ohne allen Zweifel hat sein Großvater Hans Georg auf seinen Bildungsgang großen Einfluß ausgeübt, und begann er auch bei Professor Joh. Rudolf Hfelin rechtswissenschaftliche Vorlesungen zu hören. Allein die Verhältnisse gestatteten ihm die Fortsetzung der Studien nicht; er übernahm 1766 die Buchdruckerei und Buchhandlung von Joh. Rudolf Thurneysen, welche, wie er uns berichtet, der Sohn „langsam“ fortgeführt hatte. Wenn ich nicht sehr irre, haben sich die baslerischen Buchdrucker im letzten Jahrhundert im Ganzen, die berühmte Haas'sche

Offizin und Gießerei natürlich ausgenommen, nicht sehr vortheilhaft hervorgethan. Der Nachdruck trieb hier damals seine schönsten Blüten; die Werke Friedrichs des Großen z. B. wurden in hübscher Ausstattung herausgegeben. Es wäre unbillig, allzuscharf darob mit ihnen ins Gericht zu gehen. Die Leute wollten doch auch leben und die litterarischen Zustände Basels waren wahrlich nicht geeignet, den Buchhändlern das Leben leicht und bequem zu machen. Man bezog den meisten Lesestoff aus Frankreich, und was für Zeug! Unsere Großmütter und Urgroßmütter haben als junge Mädchen Romane in die Hände bekommen, welche dermalen ein junger Mann bloß etwa im Verstoßenen liest, und dieß höchstens seinen besten Freunden eingesteht. Sie hatten eben noch gute Nerven, so daß trotz dieser leichtfertigen Lecture Zucht und Sitte keineswegs ans Rand und Band giengen; auch bildete das streng geordnete Leben in der Familie ein kräftiges Gegenmittel gegen jene Lehren.

Johannes Schweighauser war nun entschieden eher zum Gelehrten als zum Kaufmann geboren, und wenn er auch durch seine Thätigkeit und solide Geschäftsführung seiner Officin einen geachteten Namen zu verschaffen wußte, so behandelte er sie doch mehr als Stiefkind, als „Geschäft“, dessen Beforgung ihm oblag; seine Lieblingsbeschäftigung, welcher er jede freie Minute muß gewidmet haben, waren historische Studien, und die schöne deutliche Schrift, in der alle seine Aufzeichnungen uns entgegentreten, legt Zeugniß von der Vorliebe ab, mit welcher er diesen Arbeiten sich hingab. Mit staunenswerthem Fleiße sammelte er Materialien der verschiedensten Art zur Geschichte Basels. Unsere öffentliche Bibliothek besitzt von seiner Hand eine Sammlung von biographischen und bibliographischen Bemerkungen über Basler Buchdrucker, welche „verdienstlich durch Fleiß und

Sorgfalt“ laut den einleitenden Worten von W. Wackernagel den 1840 herausgegebenen „Beiträgen zur Basler Buchdrucker-Geschichte“ als Leitfaden gedient hat. Seinem und wahrscheinlich auch des Großoheims Sammelleiß verdankt die Bibliothek sodann einen reichen Schatz von Briefen berühmter Gelehrter und Männer der vergangenen Jahrhunderte.

Dabei fand er noch Zeit, sich den öffentlichen Geschäften zu widmen; noch nicht 28 Jahre alt, trat er 1768 als Sechser der Weinleuten-Zunft in den Großen Rath ein; neun Jahre später wurde er Appellationsherr und 1795 in den Kleinen Rath eingeführt. Er galt als ein Gegner der Revolution, wenn er auch, wie ich aus den Briefen seines Schwiegerohnes schließe, die Schwächen der bestehenden Einrichtungen sehr wohl fühlte und von der Nothwendigkeit, eine Verbesserung der Zustände anzustreben, sie den gegebenen Verhältnissen anzubequemen, überzeugt war; aber die Bundes-Genossenschaft mit Frankreich, welchem die Führer der Bewegung sich täglich sichtbarer unterwarfen, schreckte ihn ab, sich ihnen anzuschließen und die gewaltigen Anstöße in der Landschaft, welche der Umwälzung vorangiengen, die Feueräulen, die aus den verwüsteten Landvogtei-Schlössern emporloderten, alles dieß war nicht geeignet, den stillen, ruhigen Mann mit dieser Bewegung zu befreunden. Aber er war viel zu sehr Vaterlandsfreund, als daß er sich in den Schmolzwinkel theilnahmslos gegen Alles hätte setzen können; wenn er auch den politischen und verwaltenden Behörden während der Helvetik fern blieb, so nahm er doch als Criminal- und Kantons-Richter regen Antheil an der Rechtsprechung.

Mit ihm, der 1806 verstarb, erlosch das Geschlecht im Mannesstamme, in seiner Ehe mit Marie M. Preiswerk waren ihm keine Knaben geboren worden. Von seinen



beiden Töchtern führte die eine, Sara, das Buchdrucker-Geschäft und die Buchhandlung in dem Hause zum Effringen an der Schneidergasse unter Beihilfe ihres Schwagers weiter, bis ein Sohn des Letztern dieselben übernahm; die andere Marie Magdalena war mit Johann Heinrich Wieland, nachmaligem Bürgermeister verheirathet. Es soll dem Vater anfänglich schwere Sorge bereitet haben, als der Schwiegerjohn nach stattgehabter Umwälzung, welcher er, als Stadtschreiber zu Viestal und als Beamter der Regierung, fern geblieben, auf die Seite der Einheitsfreunde trat, regen Antheil an dem Aufbau der helvetischen Republik nehmend; aber trotz diesen abweichenden politischen Meinungen waren ihre Beziehungen stets sehr herzliche. Während seines Aufenthaltes in Bern, dem Sitze der Central-Regierung, gab Wieland, so oft Wichtiges sich zutrug oder bedeutende Ereignisse bevorstanden, in täglichem Briefwechsel seinem Schwiegervater Bericht hierüber und sprach sich über seine Stellung zu den Ereignissen und über seine Handlungsweise offen aus. Der heitere Humor und die gesunde Lebenslust, welche Eigenschaften allen Schweighausern nachgerühmt wurden, zeichneten seine Frau bis in ihr spätes Alter, — sie starb 1851 achtzig Jahr alt —, in hohem Grade aus. In vielen seiner Briefe pries sich Wieland glücklich, eine Frau zu besitzen, die alles Ungemach ruhig und gelassen hinnehme, dabei heiter bleibe, es trefflich verstehe, Widerwärtigkeiten aus dem Wege zu schaffen, so daß er mit ganzer Kraft den Pflichten seiner Stellung und seines Amtes obliegen könne, und diejenigen eines Finanzministers der in den letzten Zügen liegenden helvetischen Republik mögen keine ganz leichten gewesen sein. Und später, in den Jahren 1813 bis 1815, als es galt, in des Bürgermeisters Amtswohnung die fremden Gäste zu empfangen, wußte sie ohne Entfaltung

falschen Brunkes in bürgerlicher Einfachheit als Hausfrau mit Würde zu repräsentiren. Sie erzählte gerne von allen den hohen Herren, die sie bei sich gesehen und der mit ihnen gepflogenen Unterhaltungen. Mit Vorliebe aber berichtete sie von einem Gespräche mit General Ney, welchem sie „die Meinung gesagt habe.“ Als dieser nämlich auf den Befehl des Consuls Napoleon an der Spitze einer französischen Armee, um die Tagsatzung in Schwyz aufzulösen, in die Schweiz einrückte, habe er, erzählte sie, den Armen irgend einer Gemeinde eine ertleckliche Wohlthat erwiesen. Abends habe sie ihn auf einem Balle getroffen und ihm hiefür ihren Dank ausgesprochen, die Bemerkung aber nicht unterdrücken können, diese Gutthat sei um so aner kennenswerther, da sie von solcher Seite komme, *car nous ne sommes pas accoutumés de recevoir des bienfaits de la part des généraux français.* Da aber habe Ney den Hieb fein pariert mit den Worten: *Si j'ai fait quelque bien, je le dois à ma femme, car ce sont toujours nos femmes qui nous apprennent à fair le bien.*

# Bischof Otto's Rache.

Von

Arnold von Salis.

(1308)

---

**I**hr Herrn, jetzt biegt es, oder bricht:  
„Nicht länger mag ich's leiden,  
„Wie mich, — vom Rechte laß' ich nicht, —  
„Der König thät bescheiden.

„Demüthiglich von ihm erbat  
„Mein Bisthum ich zu Lehen;  
„Herr Albrecht bis zur Stunde hat  
„Verweigert mir mein Flehen.

„„Tritt mir, sagt' er, dein Viefstal ab!  
„„Die Ford'ring ist geringe;  
„„So leg' ich fluggs den Herrscherstab  
„„Zum Krummstab dir und Ringe!““

„Von Hombergs Gräfin haben wir  
„Erkauft mit schwerem Gelde  
„Viefstal die Stadt, des Sisgau's Bier,  
„Derweil er lag zu Felde.

„Die Stadt ist mein, die laß' ich nicht;  
„Den Truß will er nicht lassen:  
„Darum, jetzt biegt es, oder bricht!  
„Helft einen Rath mir fassen!“

Also in Basel-Stadt am Rhein  
Sprach Otto, der Prälate,  
Zu Raperg, Herrn von Fürstenstein,  
Zum bischöflichen Rathe.

Und Raperg drauf: „Der König weist  
„In unsern Mauern eben:  
„Macht euch an ihn, Herr Bischof, eilt!  
„Laßt euer Leh'n euch geben!

„Und giebt er nicht euch euer Recht,  
„Und weigert er's euch wieder,  
„So zieht den Dolch, o Herr, und stecht  
„Ihn ohne Zaudern nieder!“

## II.

Im Mönchshof Bischof Otto fleht,  
Das Knie gebeugt zur Erde,  
Den König, welcher vor ihm steht,  
Daß er belehnet werde.

Und es verdeutscht sein welsches Wort  
Hugo dem Potentaten;  
Und, was der König spricht, sofort  
Verwelscht er dem Prälaten.

Als Albrecht kaum das Wort verstand,  
Schnaubt er: „Was will der Pfaffe?“  
Der schnellst empor: „Was sagt der Fant?“  
Und greift nach seiner Waffe.

Wie er den Dolch sah im Talar,  
Sprach Hugo, Herr zur Sonnen,  
Albrecht zu retten aus Gefahr,  
Zum Bischof schnell besonnen:

„Der König sieht euch gnädig an,  
„Erhöret euer Flehen;  
„Und morgen sollt ihr hier empfab'n  
„Aus seiner Hand das Lehen!“

Doch als der Bischof dankend schied  
Und stolz schritt aus der Pforte,  
Sprach Hugo: „Mein Herr König, flieht  
„Noch heut' aus diesem Orte!“

Der König drauf: „So soll es sein!  
„Doch der ihn das geheizen, -  
„Hans Raperg, Herr zu Fürstenstein,  
„Der soll in's Gras mir beißen!“

„Wir reiten ab noch diese Nacht,  
„Den Bischof zu bethören;  
„Und Fürstenstein laß' ich mit Macht  
„Belagern und zerstören!“

III.

Was reitet für ein schmucker Zug  
Herauf, entlang dem Rheine?  
Es stürmt heran in raschem Flug,  
Es blüht im Sonnenscheine:

Elisabeth, die Königin,  
Sie ist es, deren Wagen  
An Basel will vorüberzieh'n,  
Rheinfeldern zu erjagen.

Herr Konrad Münch auf hohem Roß,  
Der reitet ihr zur Seite,  
Ein starker ritterlicher Troß  
Giebt stolz ihr das Geleite.

Doch wie sie nun an Basels Thor  
Vorüber wollen fahren,  
Tritt Bischof Otto rasch hervor  
Aus dichten Gasserschaaren.

Er winkt gebietend mit der Hand,  
Es halten Troß und Wagen;  
Er wünscht, zur Königin gewandt,  
Ein Bittwort ihr zu sagen:

„Hochedle Frau, gedenket mein  
„Mit eurer milden Rede:  
„Der König möge gnädig sein  
„Und enden unsre Fehde!“

Die Fürstin hat sich abgewandt  
Mit stolzester Gebärde;  
Herr Konrad Münch ruft, zornentbrannt:  
„Haut, Reitknecht, auf die Pferde!“

Und eh' noch Otto, der Prälat,  
Vermag sich recht zu fassen,  
Steht er, bespritzt von Huf und Rad,  
Verhöhnet auf der Gassen.

Sein Auge flammt, die Wang' erblaßt,  
In Wuth die Faust er ballt;  
Dann kehrt er um in Hitz und Hast;  
Vom Tritt das Pflaster schallet.

Und eine Stunde später lief  
Zu Herzog Hans gen Baden  
Ein Bote mit geheimem Brief  
Von bischöflichen Gnaden.

#### IV.

Herzog Johann von Schwaben sprach  
Zu seinen Schwertgenossen,  
Von Wart, von Palm, von Eschenbach:  
„Wohlan, ich bin entschlossen!“

„Mein Ohm, der König, weigert mir  
„Mein väterliches Erbe,  
„Daß er in seiner Ländergier  
„Es für sich selbst erwerbe.

„Bei Bischof Otto such' ich Rath  
„In meinen schweren Nöthen;  
„Es helfe, schreibt mir der Prälat,  
„Nur Eins: den König tödten!

„Er selber hoffte, durch Geduld  
„Sein Lehen zu erlangen;  
„Doch hat nur bitterm Hohn, statt Huld,  
„Vom König er empfangen.

„Sein Wort ist hart, doch ist es wahr:  
„Ihr, meine Herrn Barone,  
„Ihr wißt, wie mir der Ohm in's Haar  
„Ein Kränzlein flocht zum Hohne,

„Und sprach, das zieme sich für mich  
„In meinen zarten Tagen;  
„Denn noch sei ich zu jugendlich,  
„Das Herrschen zu ertragen.

„Soll ich mein väterliches Gut  
„Nicht dürfen selbst genießen,  
„So soll, ich schwör's, des Räubers Blut  
„Zur Sühne doch mir fließen!“

Der Herzog sprach im Zorn das Wort  
Zu seinen Schwertgenossen;  
Und alle stimmten bei sofort:  
„Wohlan, wir sind entschlossen!“



V.

Vom Stein zu Baden ritt zu Thal  
Der König mit den Seinen,  
Um seinem fürstlichen Gemahl  
Am Rhein sich zu vereinen.

Das Kornfeld ward, der Wiesenplan  
Zerstampft von seinen Rossen;  
Zur Seit' ihm ritt Herzog Johann  
Mit seinen Schwertgenossen.

Und bald dem Fluß der Reuß sie nah'n,  
Die Wellen mächtig flossen;  
Der König hält, bei ihm Johann  
Mit seinen Schwertgenossen.

Den Schiffer winkt der Fürst heran:  
„Ihr sollt uns überstoßen!“  
Er tritt in's Schiff, mit ihm Johann  
Und seine Schwertgenossen.

Sie steigen drüben aus dem Kahn  
Mit Waffen und mit Rossen,  
Und hinterm König, Mann für Mann  
Des Herzogs Schwertgenossen.

„Wie lange lassen wir den Hund,“  
Brüllt Wart, „noch fürder reiten?“  
Sie dringen, auf sein Wort, zur Stund  
Heran von allen Seiten.

Dem König fällt in stummer Wuth  
Ein Reitknecht in die Bügel;  
Der Dolch des Herzogs trifft ihm gut  
Die Kehl', er wankt im Bügel.

Bis an den Griff rennt ihm Herr Wart  
Das Schwert in's Eingeweide;  
Herr Palm hat ihm den Schädel hart  
Zerspellt mit scharfer Schneide.

Und drüben hebt ein Heulen an,  
Geschrei und Händeringen:  
Und Jeder möcht', und Keiner kann  
Dem König Hilfe bringen.

Der röchelt auf dem Wiesenplan,  
Von Dolch und Schwert durchstoßen.  
Doch in die Weite jagt Johann  
Mit seinen Schwertgenossen.

## VI.

„O, weh' mir!“ sprach zu Fürstenstein  
Herr Kaperg voller Trauern:  
„Drei Tage ohne Brot und Wein!  
„So kann's nicht länger dauern.

„Und rings das königliche Heer  
„Gelagert vor den Thoren;  
„Wir sind bedrängt gar zu schwer,  
„Weh' mir! wir sind verloren.

„Bringt uns nicht Rettung diese Nacht,  
„Ade dann, freies Leben!  
„Wir müssen, wenn die Sonn' erwacht,  
„Dem König uns ergeben.“

Vom Thurm Herr Raperg niederschaut,  
Das Herz voll Grimm und Klagen;  
Da ruft's vom Berg gegenüber laut:  
„Der König ist erschlagen!“

Herr Raperg hört's; die Botschaft bracht'  
Sein Herz zu frohem Pochen.  
Es hört's der Feind; der hat zu Nacht  
Sein Lager abgebrochen.

Und als der erste Sonnenstrahl  
Aufleuchtet' ob den Tannen,  
Da ritt Herr Raperg frei zu Thal  
Mit seinen reis'gen Mannen.

Gen Basel will in scharfem Trab  
Die neue Kund' er tragen.  
Bald schallt's die Gassen auf und ab:  
„Der König ist erschlagen!“

## VII.

Es dröhnt herab vom Münsterthurm  
Der Bischofsstadt am Rheine;  
Rings in die Kunde läuten Sturm  
Die Glocken, groß' und kleine.

Zum Rathhaus eilt das Volk herbei,  
Es wächst und schwillt die Menge.  
Dort ruft, — es legt sich das Geschrei, —  
Der Bischof in's Gedränge:

„Der König, Basel's Feind, ist todt,  
„Der Herr, der ungerechte;  
„Den sind wir los; wir woll'n, bei Gott,  
„Loswerden auch die Knechte!

„Jedweder, der zum Königshaus  
„Mit Herz und Sinn gestanden,  
„Der soll aus unsrer Stadt hinaus!  
„Hinaus aus unsern Landen!“

So sprach Herr Otto, der Prälat,  
Und that das Panzer fassen  
Und trug es selbst dem Volk der Stadt  
Vorán durch Markt und Gassen.

Herr Konrad Münch, nun sieh dich vor!  
Dir gilt der Zorn des Pfaffen:  
Der Kiegel springt, es kracht das Thor,  
Das Volk dringt ein in Waffen.

O weh' dir, schöner Mönchshof, wie  
Hat man dich da verstöret!  
O weh', Herr Münch, wie haben sie  
Den Keller dir geleeret!

Den Königlichen jagt man nach,  
Als wie verscheuchten Rehen;  
Von Haus zu Haus, von Dach zu Dach  
Sie hüpfen, wie die Krähen.

Umsonst! Urphede mußten all  
Vor Rath und Bischof schwören,  
Auf vierzehn Jahr' in Thor und Wall  
Nicht wieder heimzukehren.

Zu Wagen ward Herr Münch gebracht;  
Mit höhniſcher Gebärde  
Sah ihn der Bischof an und lacht':  
„Haut, Reitknecht, auf die Pferde!“

\* \* \*

Also nahm Bischof Otto sich  
Sein Bisthum selbst zu Rehen,  
Weil ihm der König truglich  
Verweigerte sein Flehen

---

# Don Emanuel Burckhardt,

Generalcapitän des Königreichs beider Sicilien.

Nach den Papieren

von

Joh. Rudolf Burckhardt (Siscal)

in neuer Bearbeitung durch

Th. Burckhardt-Wiedermann.

**D**er Mann, aus dessen Leben hier einige Züge mitgetheilt werden, ist von Geburt ein Basler, und somit darf er in diesem Jahrbuch einige Blätter in Anspruch nehmen. Allein sein Wirken gehörte nicht der Vaterstadt, sondern fremden Ländern an, in denen er, durch Verhältniſſe seiner Familie genöthigt, frühe schon Kriegsdienste suchte. Das Interesse des heimischen Lesers muß sich darum von der Vaterstadt weg auf die Geschichte eines Landes wenden, das mit unserm eugern und weitem Vaterland keine Beziehungen hatte. Um so merkwürdiger ist es, daß wir unsern Mitbürger auch dort in Neapel sich das Zutrauen des Hofes und selbst eines Volkes gewinnen sehen, das seiner Sprache und seiner Religion fremd war; ja, er stieg zuletzt bis zur höchsten militärischen Würde des Landes. Zwar stand er auch dann nicht in einem solchen Wirkungskreis, der ihm ein bedeutendes politisches Schaffen ermöglichte; Burckhardt war Militär und machte nicht Anspruch

darauf, mehr oder etwas Anderes zu sein. Allein es ist von allgemein menschlichem Interesse an diesem leider nur zu bruchstückartig überlieferten Leben wahrzunehmen, wie Tüchtigkeit im Berufe, Unbescholtenheit im Wandel mitten unter einer verdorbenen Gesellschaft, Charakterstärke und Muth einem bescheidenen Manne den Weg zur Anerkennung bahnen durch die schwierigsten Verhältnisse. Es wird darum gerechtfertigt erscheinen, wenn hier gerade diejenige Zeit der Lebensgeschichte ausführlicher behandelt wird, in welcher der Handelnde durch die größten Hindernisse durchzudringen, seine Tüchtigkeit und Charakterstärke erst zu erproben hatte. Das war der Feldzug Neapels gegen die französische Republik im Dezember und Januar der Jahre 1798 und 1799. Hier führte Burckhardt zum ersten Mal ein höheres Commando und zeigte sich zu Größerem fähig. Es wird dabei nöthig sein, den ganzen Feldzug in Kürze zu schildern; denn seine Veranlassung und sein Verlauf werfen ein helles Licht auf das Wirkungsfeld, auf dem sich die ersten und die spätern Thaten unseres Helden bewegen sollten. In diesem Unglückssturm mußte er sich bewähren: wie er dann später in glücklichen Zeiten die sonnigen Gefilde der Ehre durchwanderte, soll nur in Umrissen dargestellt werden.

Doch zuerst Einiges über die Jugend und Bildungsgeschichte des spätern „Vicekönigs.“ Emanuel Burckhardt gehört zu dem mittlern der fünf Zweige des seit dem Jahre 1523 zu Basel eingebürgerten Geschlechtes Burckhardt von St. Trutpert. Er war im vierten Gliede ein Nachkomme des bekannten Oberzunftmeisters Christoph Burckhardt, der in dem Aufstande des Jahres 1691 war abgesetzt worden. Der Sohn desselben, der Stiftschaffner Christoph, war Vater des Licentiaten der Rechte und Oberschreibers Emanuel, der im Jahr 1739 von seiner Stelle entsetzt ward und bald

darauf starb. Dieses Unglück brachte seine Nachkommen in bedrängte Verhältnisse. Die beiden Söhne, deren einer, Emanuel, ebenfalls Licentiat der Rechte war, sahen sich genöthigt, Lieutenants-Stellen in einem französischen Schweizer-Regimente zu suchen, worin Basel von je her einige Compagnien stehen hatte, und verbrachten von da an die eine Hälfte ihrer Zeit auf Urlaub und Werbung zu Basel, die andere in ihrer Garnisonsstadt. Dem Licentiaten Emanuel nun wurde von seiner Gattin Anna Maria Vinder zu Basel am 25. November 1744 ein Sohn geboren, eben unser Emanuel. Wie sein Vater und wie mehrere seiner jüngern Brüder, so widmete auch er sich der militärischen Laufbahn. Schon den zehnjährigen Knaben nahm der Vater von der Mutter, die den ersten Unterricht ertheilt hatte, und aus der kinderreichen Familie fort; als Begleiter seines Vaters sah der kleine Emanuel Schlachten des siebenjährigen Krieges und machte sogar im 15. bis 18. Altersjahr als Cadet und Fähndrich die letzten Feldzüge desselben mit. Er bewies bei verschiedenen Anlässen, wo sein Regiment sich auszeichnete, eine für sein Alter seltene Geistesgegenwart und Uner-schrockenheit. In einer dieser Schlachten ward sein Oheim an seiner Seite todt darniedergestreckt.

Die Tapferkeit, die der junge Krieger bewies, wurde später bei Anlaß einer Beförderung in Erinnerung gebracht und mit dem Militär-Verdienstordenskreuz des heiligen Ludwig belohnt. Allein mit der Beförderung selbst gieng es sehr langsam vorwärts. Er war zwar nach dem Tode seines Vaters (1765) gestiegen; aber seit dem Frieden gab es nun keine Gelegenheit, im activen Dienste sich auszuzeichnen, denn es war den Schweizerregimentern laut Capitulation nicht gestattet, an den überseeischen Kriegen der Franzosen in Corsica (1768) und Amerika (1774—82)



Antheil zu nehmen. Bis zum 43. Lebensjahre brachte er es daher kaum zur Hauptmannsstelle, da in Friedenszeiten meist nur diejenigen befördert wurden, welche dem Hofe oder dem Kriegsministerium nahe standen, oder solche, die hauptsächlich auf dem Paradeplatz sich auszuzeichnen verstanden. Allein Burckhardt wußte die Lede des langen Garnisonslebens mit Arbeit auszufüllen und sich brauchbar zu machen. Er beschäftigte sich mit tactischen Studien, erweiterte seine Kenntnisse durch eifrige Lectüre militärischer Schriftsteller und begnügte sich nicht damit, bloß dem Hergebrachten zu folgen, sondern trachtete durch beständiges Nachdenken praktische Verbesserungen in die Methode des Unterrichts zu bringen und die Manövriertfähigkeit der Truppen zu heben. Er erlangte dadurch den Ruf eines der besten Tactiker der französischen Armee; der classische Militärschriftsteller Jomini, dessen Scharfblick selbst Napoleon I. mit Verwunderung anerkannte, giebt seinem Landsmann Burckhardt (in der Schilderung des neapolitanischen Feldzuges) das ehrende Prädicat »le tacticien«. Man beschäftigte sich in Frankreich seit dem Jahre 1773 mit der Verbesserung der Infanterie-Reglemente; das letzte derselben vom 1. August 1791 diente 40 Jahre lang, während der glänzendsten Waffenthaten, den Franzosen zur Vorschrift und wurde von vielen andern Heeren als Muster nachgeahmt. Zu den Commissionen nun, welche diese Verbesserungen zu berathen hatten, wurde Burckhardt als Mitarbeiter zugezogen und nahm so an den Borarbeiten des letzten Reglements Antheil, während sein jüngerer Bruder Nikolaus an der eigentlichen Redaction mithalf, um es später auch auf Schweizerboden übertragen zu helfen.\*)

\*) Nikolaus Burckhardt war 1798 helvetischer Oberst, starb 1818 auf seinem Gute zu Niesen bei Basel.

werte im Frieden rückte Burckhardt im Range nicht nach Verdienst vor; er erhielt zwar den Grad, nicht aber den Sold eines Hauptmannes; er hieß »capitaine par commission« und genoss nur den Sold des nächstniedrigern Grades; dieser und die Zulage für seinen Verdienstorden, sowie die Tagegelder für seine Mitwirkung an den Commissionsberathungen, mochten wohl nur für ein bescheidenes Leben ausreichen, zumal seit er auch eine Familie zu ernähren hatte. Er verheirathete sich im Jahr 1783 mit Fräulein Therese Münster.

So muß es ihm denn in mehrfacher Hinsicht erwünscht gewesen sein, daß sich ihm unerwartet im Jahr 1787 eine einträglichere Versorgung und ehrenvollere Stellung in einem andern Lande darbot. Der König Ferdinand IV. von Neapel und Sicilien („der beiden Sicilien,“ wie das Königreich officiell hieß) war damit beschäftigt, seinem Landheere eine neue Organisation zu geben. Man hatte sich vor 6 Jahren das Muster dazu in Oestreich holen wollen, dem Heimatlande der Königin Caroline, einer Tochter Maria Theresia's; aber die 25 Offiziere, die man damals nach Wien zur Erlernung des Dienstes geschickt hatte, befaßen weder die nöthigen militärischen Vorkenntnisse, noch verstanden sie genug Deutsch; so war die Sendung umsonst. Ob die nach dem Muster von Wiener-Neustadt zu errichtende Militär-Academie mit 240 Zöglingen nur beschlosson oder wirklich schon damals auch errichtet wurde, ist mir unbekannt. Jedenfalls fand man es zwei Jahre später für nöthig, die Anstrengungen zur Hebung der Militärorganisation zu erneuern. Man war damals in Neapel auf's neue vom spanischen Hofe abhängig; denn seitdem der rührige Chef des Seewesens, John Acton, auf die Unabhängigkeit Neapels hinarbeitete, wendete sich der Minister Sambuca wieder mehr der spanischen Partei zu.

So ließ man denn 1783 aus Spanien zwei Generale kommen „und muthete ihnen zu, den neapolitanischen Truppen deutsche Taktik, die sie selbst nur aus Büchern kannten, beizubringen.“ Das mißlang natürlich auch. Allein jetzt, im Jahre 1787, war Sambuca entfernt; eine namentlich von eifersüchtigen und ränkischen Weibern zu Neapel, Rom und Madrid angezettelte Intrigue gegen die neapolitanische Königin — man gieng so weit, sie eines unreinen Verhältnisses mit Acton zu verdächtigen, um den König seiner Gemahlin zu entfremden — diese schändliche Intrigue war mißlungen, und Ferdinand sagte sich vom spanischen Einfluß seines Vaters (Karls IV.) los. Man verdankte die Bemühungen zu dieser allerdings mißlungenen „Vermittlung“ dem Hofe Frankreichs, wo ja seit 1770 die Schwester Carolinens Königin war. So ersuchte man denn jetzt für die immer noch nicht vollzogene Heeresorganisation Ludwig XVI., er möge einige tüchtige Officiere auf einige Zeit an den befreundeten Staat abtreten. Das geschah. Der Schweizer Baron Salis und eine Anzahl der ihm zugeordneten Officiere erhielten von Frankreich einen Urlaub auf drei Jahre mit dem Recht, nach Ablauf desselben in ihre vorigen Grade zurückzulehren, wenn sie es dann nicht vorzögen, in neapolitanischem Dienst zu bleiben. Salis erhielt den Titel eines Generallieutenant und General-Inspector der gesammten Landmacht Neapels. Er erschien hier mit einem Brigadier, 10 Infanterie-, 2 Ingenieur-, 7 Artillerie- und mehreren Unterofficieren. Unter diesen befand sich auch Emanuel Burckhardt.

Er hatte natürlich mit Freuden diese ihm angebotene Gelegenheit zur Auszeichnung ergriffen. Um in seiner neuen Stellung etwas Ganzes leisten zu können, unternahm er zuvor eine Studienreise durch Deutschland und verschaffte sich aus lebendiger Anschauung die Kenntniß der Taktik und

der militärischen Einrichtungen Preußens, Oestreichs und anderer Staaten, indem er Darmstadt, Cassel, Braunschweig, Berlin, Dresden und Wien besuchte. Zu spät bereute man in Frankreich den Verlust eines so tüchtigen Officiers; da man zu der Ausarbeitung des neuen Reglements der Beihilfe Burckhardts bedurfte, schickte man ihm den Befehl zur unverzüglichen Rückkehr nach und verlieh ihm endlich den lange vergeblich erwarteten Grad eines Majors. Allein Burckhardt war nun schon in Neapel angekommen und wurde hier schneller in seiner Tüchtigkeit anerkannt. General Salis bestimmte den neapolitanischen Kriegsminister, den brauchbaren Mann durchaus zu behalten. Man ertheilte ihm den Grad eines Oberstlieutenants (23. Nov. 1787) und versprach ihm überdies, wenn er auf französische Dienste gänzlich verzichtete und seine Kräfte ungetheilt Neapel widmen wolle, einen ehrenvollen Ruhegehalt und baldige Beförderung. König Ferdinand selbst bewies ihm so viel Auszeichnung, Wohlwollen und Achtung, um ihn zum Bleiben zu vermögen, daß er nicht lange widerstand, sondern seinen Abschied in Frankreich forderte und erhielt. Dem Fürsten, der ihn so zuvorkommend empfangen und mit so vielen Beweisen des Zutrauens überschüttet hatte, in einer Weise wie es ihm in seinem ganzen bisherigen Leben nicht war zu Theil geworden, blieb Burckhardt fortan sein Leben lang treu ergeben. Und er hatte es nicht zu bereuen. Ferdinand, in welchem eine ungekünstelte, freilich auch nie völlig veredelte Naturkraft wohnte, muß in dem Wesen des anspruchslosen Schweizers etwas gefunden haben, das ihn anzog; solche Leute gab es wohl nicht viele an seinem von Zwisten und Klänken umsponnenen Hofe; und so blieb er dem geraden, zuverlässigen Diener in allen Wechselln seines eigenen Schicksals stets gewogen und vertraut, wie er denn das Bedürfniß hatte,

auch mit den Geringsten seines Volkes vertraulich und ohne den Zwang der Hofetiquette zu verkehren.

Die Reformen, welche Saxis in dem Heerwesen Neapels einführte, bestanden der Hauptsache nach in Folgendem. Die Landmacht, bisher nur etwas über 30,000 Mann stark, wurde bis auf etwa 50,000 Mann gebracht. Den Kern dieser Truppen bildete die sogenannte Nationalinfanterie: die schon seit älterer Zeit bestehenden 16 Regimenter Spanier, Wallonen und Albanesen, und 4 ebenfalls alte Schweizer-Regimenter, zusammen etwa 24,000 Mann angeworbenen und stehenden Militärs. Dazu wurde nun eine National-Miliz geschaffen, 15000 Mann stark, wozu außer gewissen Ständen (Clerikern, Doctoren, Beamten) und Beschäftigungsarten (Buchdruckern, Goldschmieden) jedermann vom 18. bis 36. Jahre bei Einberufungen dienstpflchtig war. Die Milizen, in 120 Compagnien zu 125 Mann gegliedert, waren den Regimentern der Nationalinfanterie zugetheilt, um von denselben einexerciert zu werden und sie zu rekrutieren; diese letztere zerfiel in Compagnien zu 110 Mann, deren 4 ein Feldbataillon, 2 ein Garnisonsbataillon bildeten; zwei von jenen und eines von diesen waren zu einem Regiment vereinigt, das demnach 10 Compagnien und zusammen 1100 Mann umfaßte. Die übrige Zahl des ganzen Heeres bestand aus einem Artilleriecorps von etwa 2000, einer Cavallerie von 5500 Mann und kleinern Truppentörpern. Das Besondere und von der damaligen französischen Einrichtung Hergenommene dieser Organisation war die Kleinheit der Bataillone — die neapolitanischen gehörten zu den kleinsten in Europa — wodurch ein möglichst zahlreiches Officierscorps erzielt wurde.

Die Schulung der zum Theil neugebildeten Truppen und die Umgestaltung der alten war eine Arbeit, wofür

Burckhardt Interesse wie Geschicklichkeit hatte; und da er sich auf seine Berufsarbeit beschränkte, dem Hof und seinen Streitigkeiten möglichst ferne blieb, so war zu erwarten, daß er unangefochten der Erfüllung seiner Pflicht nachgehen konnte. Allein wo die Obern sich streiten, da kommen auch die Untergeordneten nicht ungefährdet durch. So veranlaßte gerade die Heeresorganisation gleich Anfangs Streitigkeiten. Die bisher besser gehaltenen und schöner ausgestatteten Gardecorps mußten aufgehoben und den übrigen gleichgestellt werden. Sodann mußte der König sich entschließen, das Lipariotencorps der Marine und das Leibbataillon seiner Cadeten aufzuheben; beide waren ihm seit vielen Jahren seine Lieblinge gewesen, er hatte mit ihnen wie mit einem Spielzeug seine Uebungen getrieben, sie oft und gerne vor dem Hofe und vor fremden Besuchen manövrieren lassen, sie hatten ihn auf seinen Jagden begleitet, und er gieng mit ihnen auf die vertraulichste Weise um. Jetzt verstand er sich, der von ihm genehmigten neuen Einrichtung zu lieb, zu ihrer Aufhebung. Allein die Officiere dieser Corps, von Ferdinand selbst ernannt, gehörten alle den ersten adeligen Familien an. Und sie begannen nun über die Neuerung zu schelten, die Vornehmen der Hauptstadt zur Unzufriedenheit zu reizen und sogar das geringe Volk aufzumiegeln, das um so eher sich verleiten ließ, als man zur Deckung der Mehrausgaben ihm allerlei Vergünstigungen im Verkaufe der Lebensmittel entziehen wollte. Der Haß richtete sich gegen den Minister Acton und die Königin, die für Urheber der Einrichtung galten.\*) Die Königin hatte die Schwachheit,

---

\*) Denn Acton, der seit einem Jahre thatsächlich erster Minister war, „verfügte (nach einem Ausdrücke des östreichischen Gesandten Ebugui) damals so zu sagen über alle Geschäfte des Königreichs



an einem Hofballe am 4. Januar 1788, in der Gesellschaft vieler der unzufriedenen Officiere das Odium auf den anwesenden Salis zu werfen, der aus Anstandsgefühl dazu schwieg. Erst nachher gab er seine Entlassung ein und mußte durch eine öffentliche Erklärung des Königs zum Bleiben bewogen werden. Auch zwischen Acton und der Königin gab es ein vorübergehendes Zerwürfniß, und der Intriguant Brissac wurde erst eingesteckt, dann des Landes verwiesen. Alle diese Verhältnisse waren natürlich nicht dazu angethan, den Fremdlingen, welche die neue Heeres-einrichtung durchführen sollten, ihre Aufgabe zu erleichtern. Denn nicht nur fielen etwa bei den wiederholten Mißthelligkeiten zwischen König und Königin „einige Subalterne in Ungnade,“ sondern es fehlte dem Staate überhaupt an gewissenhaften Beamten; Gewinnjucht und Untrene in der Verwaltung mußten öfters bestraft werden, sowohl an Eingebornen als an Fremden. Die Letztern wurden dadurch beim Volke um so verhaßter, und es richtete sich auch auf die Rechtschaffenen unter ihnen die Mißstimmung. Das hatte auch Burckhardt zu erfahren. Da er sich nicht scheute, die Unterschleife der Beamten, wo sie seine Truppen betrafen, aufzudecken und, wo er die Macht dazu hatte, nachdrücklich zu bestrafen, so wurde die Nachsicht gegen ihn wach; man suchte ihn bei Hofe anzuschwärzen oder beim Volke verhaßt zu machen. Mehrere Male entgieng er nur wie durch ein Wunder den Dolchen der von jenen Elenden gedungenen Meuchelmörder, und er klagte einem Freunde von Basel, der ihn im Jahre 1791 besuchte, daß er bald nicht mehr ohne Begleitung des Nachts seine Wohnung verlassen dürfe.

nach Belieben.“ Das Seewesen war ihm schon früher, die Landmacht zu der genannten Zeit speziell anvertraut.

Auch fange man an, ihm wegen seines protestantischen Glaubensbekenntnisses Schwierigkeiten zu bereiten. So galt es auch in der Friedenszeit, manche schwere Anfeindung im fremden Lande tapfer zu bekriegen. Wiederholt berente er es, die Majorsstelle in Frankreich, die ihn vor Nahrungsvorgen sicher stellte, nicht angenommen zu haben. Allein dies war nun nicht mehr zu ändern. Die unfreiwillige Entlassung sämtlicher Schweizerregimenter aus Frankreich im September 1792, die Hoffnungslosigkeit einer anderweitigen Anstellung, die Sorge für seine Familie, und vor Allem die gegebene Zusage hielten ihn in Neapel fest. Doch suchte er sich einen Rückzug zu sichern, kaufte ein kleines Besizthum in seiner Vaterstadt — ein Haus nahe beim St. Urbansbrunnen — und ließ auch seine Söhne dort erziehen bei ihrem mütterlichen Großvater.

Indessen blieb das Ausbarren bei Pflicht und Treue nicht unbelohnt. Er wurde am 7. Mai 1790 zum Obersten eines Fremdenregiments erhoben. Als solcher hatte er zunächst seinen Standort in Capua und verwendete seine ganze Zeit auf die Ausbildung seiner Mannschaft, die ihn, als sie seine Führung und väterliche Fürsorge näher kennen lernte, immer mehr schätzte. Musterhafte Ordnung, vernünftige Behandlung des gemeinen Mannes, Sorge für alle seine Bedürfnisse durch Eingehen in alles Einzelne des Dienstes und der Verpflegung erwarben ihm die Zuneigung der Soldaten. Was es damit auf sich hat, ersah man im Jahr 1796. Neapel hatte sich im Juli 1793 der ersten Coalition, die sich gegen das königsmörderische Frankreich gebildet hatte, angeschlossen; im October des folgenden Jahres hatte es Frankreich den Krieg erklärt und schickte dann zwei Cavallerie-Regimenter nach Oberitalien den Oestreichern zur Hilfe (1796). Zur selben Zeit besetzte es die Grenze des



von Napoleon bedrohten Kirchenstaates mit 30,000 Mann. Aber hier war für gehörige Verpflegung, zweckmäßige Kleidung in höhern Gegenden, für Auswahl der Quartiere in gesunden Lagen, für Spitäler und Arzneien, für den Transport der Kranken in die Spitäler auf gut italienisch wenig gesorgt. Da brach unter den Truppen eine epidemische Krankheit aus, ein Fieber, dem der Kranke am siebten oder schon am fünften Tage erlag. Zehntausend Menschen sollen, nach Colletta, daran gestorben sein. Burckhardt's Regiment allein machte eine Ausnahme; es verlor sehr wenig Leute, aus dem natürlichen Grunde, weil für all das Genannte von ihm bestmöglich Sorge getroffen war, und der Soldat dort über nichts zu klagen hatte.

Doch bald sollte sich das neapolitanische Heer wie seine Führer in einem ernstlichern Kriege erproben. Um aber zu verstehen, wie es dazu kam, und warum derselbe so beispiellos unglücklich verlief, müssen wir einen raschen Blick werfen auf die Zustände des Königreichs und die Hauptpersonen seines Hofes.

Die Hauptperson in allen Regierungsgeschäften war ohne Zweifel Minister John Acton, ein in Frankreich zu Besançon, wo sein Vater Arzt war, geborener Irländer, seit 1779 an den neapolitanischen Hof gerufen wegen seiner Kenntniß des Seewesens, seit der Entlassung des Ministers Sambuca (im Jannar 1786) an dessen Stelle gesetzt und von da an auf dem Höhepunkt seines Einflusses und Ruhmes stehend. Er genoß damals so sehr das Vertrauen des Königs und namentlich der Königin, daß er, obwohl nicht Premierminister genannt, doch die Functionen eines solchen ausübte, ja daß die übrigen vier Staatssekretäre nicht dem König, sondern ihm referierten und so „zu einer Art erster Commis wurden, die im Staatsrath nicht ihre, sondern

Acton's Meinung vertraten.“ Wirklich besaß Acton eine ungewöhnliche Thatkraft; er hatte in kurzer Zeit seinem Staate eine große Kriegsslotte geschaffen, die Landmacht zu einer wenigstens an Zahl bedeutenden erhoben und so das Ansehen des Königreichs gegenüber dem Auslande nicht nur gemehrt, sondern eigentlich neu geschaffen. Er zuerst hatte es allmählig, aber völlig aus der Vormundschaft Spaniens befreit. Freilich nicht ganz in dem Sinne, wie der österreichische Gesandte Tbugut es wünschte; dieser klagt, im Jahr 1789, daß Acton seit 10 Jahren darauf ausgehe, das Zutrauen der Königin zu ihrem Bruder, dem Kaiser Joseph, zu untergraben, und beschuldigt ihn, er wolle aus Ehrgeiz in Neapel „alles nach seiner Caprice einrichten.“ Zu der That lenkte der Brite immer mehr die Politik des Königreichs nach dem Sinn und Interesse seines ursprünglichen Heimatlandes und war es sein Ehrgeiz, den kleinen Staat eine große Rolle spielen zu lassen, der schließlich Alles zu Grunde richtete. Es war für das Land verderblich, daß lauter unbedeutende Männer neben dem talentvollen, ehrgeizigen Streber Acton im Staatsrathe saßen, um so mehr, da das Nachahmen fremder Muster und die Besetzung vieler Civil- und Militärstellen mit Fremden — man klagte namentlich über die zahlreichen Toskaner — die gebildeten Classen Neapels dem Minister und in der Folge auch der von ihm abhängigen Königin entfremdete. Und Acton hatte das Talent, durch ein unerbittliches Spionier- und Verfolgungs-System diese Entfremdung zu steigern. Daß das Finanzwesen in den Händen dessen lag, der die kostbaren Militäreinrichtungen in's Werk setzte, rächte sich bald durch den finanziellen Ruin des Landes, endlich war das Justizwesen einem so unbedeutenden Charakter übergeben, daß auch da Acton's Wille seinen Einfluß geltend machte.

Denn der König Ferdinand IV. selbst besaß nicht die Eigenschaften eines Regenten. „Ein großer, stattlicher Mann mit einer gewaltigen Nase,“ war er zwar mit leiblichen Vorzügen wohl begabt, auch hatte er einen natürlichen gesunden Verstand und Herzengüte gegen seine Familie wie seine Untertanen. Aber da ihm weder zur Ausbildung seines Verstandes noch zur Veredelung seiner bessern Anlagen eine Erziehung geworden war, so blieb er, wie einst sein Schwager Kaiser Joseph sagte, „ein unberechenbares Wesen, ein innerer Widerspruch von Gutem und Schlimmem, der jenes thut ohne Verdienst und dieses begeht ohne bösen Vorsatz.“ Es scheint, daß ihn sein Vater Karl IV. von Spanien, als er 1759 von Neapel auf den spanischen Thron hinübergieng und den achtjährigen Sohn unter Tanucci zurückließ, absichtlich in der Erziehung vernachlässigte, damit er noch weiter von Spanien aus Neapel und Sicilien, gleichsam als seine Provinz, regieren könne, obschon nach seiner Bestimmung „die beiden Sicilien“ ein selbständiges Königreich sein und bleiben sollten. So wuchs denn Ferdinand ohne Zucht auf, und es blieb ihm sein Leben lang die Vorliebe für Jagd und Fischfang, die er mit Leidenschaft und Virtuosität betrieb, und die Abneigung gegen dauernde Anstrengung in Staatsgeschäften. Er that sich offenbar nicht gerne den Zwang an, mit Hofleuten auf ihre Manier zu verkehren; er ließ sich lieber unter den Jagdgenossen, ja zuweilen unter den Niedrigsten seines Volkes zwanglos gehen, als an Hofbällen zu erscheinen und in Staatsitzungen lange auszuhalten. Es wird erzählt, daß er sich einst mitten in der Sitzung des Staatsrathes durch einen Jagdgefellen ein Zeichen mit der Peitsche geben ließ, sofort aufstand und zur Jagd gieng mit dem Bemerken zur Königin, die dem Staatsrathe statutengemäß beiwohnte:

„Meine Liebe, nimm meinen Platz ein und beendige die Sachen, so gut du es verstehst.“ In einzelnen Momenten entschied er wohl mit gesundem, scharfblickendem Urtheil. Aber was ließ sich an Staatsseinsicht von einem Manne erwarten, der so unwissend war, daß er einst meinte: „vor der Geburt unseres Herrn sei die ganze Welt türkisch gewesen,“ daher sei es kein Wunder, wenn noch jetzt der Türke große Macht besitze; oder daß er ein anderes Mal nichts von Karls I. Hinrichtung wußte, ja, sie nicht glauben wollte, denn „die Engländer sind ein zu loyales und braves Volk, als daß sie einer so niedrigen That schuldig sein könnten.“ Es müsse das eine Erfindung der „Pariser Jakobiner“ sein. Die Natur, meinte Admiral Collingwood von Ferdinand, habe ihn zu einem ehrbaren Landjunker bestimmt, aber ein unberechenbarer Zufall habe sein Loos verkehrt geworfen. Es ist begreiflich, daß es dem König bequem war, meistentheils seinen Minister rathen und handeln zu lassen; er liebte es, daß ihm Acton „deutliche Auskunft in allen Geschäften ertheile,“ während er die verworrene Weitläufigkeit anderer Minister nicht begriff oder darüber ungeduldig wurde.

Nicht minder aber besaß Acton das Zutrauen der Königin Maria Carolina. Ihr allerdings hatte es, der Tochter Maria Theresia's, weder an sorgsamer Erziehung gefehlt, noch war sie seit ihrer Verheirathung mit Ferdinand (1768) von der Mutter und ihren Brüdern Joseph und Leopold unberathen und unermahnt gelassen worden. Sie war auch mit Geistesgaben, mit Scharfsinn, Muth und Entschlossenheit ungewöhnlich ausgestattet. Dennoch wußte sie sich die Liebe ihres Volkes nicht zu gewinnen. Schon daß sie ihre Dienerschaft und die Lehrer ihrer Kinder nur aus Deutschen wählte, daß folglich in den Zimmern

ihrer Bedienten fast nichts als Deutch gesprochen wurde, mußte sie dem Lande als Fremde erscheinen lassen. Ihre Lebhaftigkeit ließ sie nicht zu der Ruhe kommen, die ihre schwierige Stellung als Gemahlin eines unerzogenen Königs und als Königin eines ebenso unerzogenen Volkes erforderte; unbesonnen ließ sie oft ihrer scharfen Zunge freien Lauf, und in ihren Entschlüssen war sie zuweilen so widersprechend, daß Joseph einst über sie klagt, „sie wolle am Abend nicht mehr das, was sie noch am Morgen angestrebt hatte.“ Sie ist darum von der Geschichtschreibung, namentlich von der in republikanischer Parteirichtung befangenen, hart beurtheilt und selbst mit den schwärzesten Verdächtigungen ungerecht angeschuldigt worden. Erst neuere Darstellungen haben, namentlich den sittlichen Charakter ihres Lebens und ihren treuen mütterlichen Sinn zuverlässig wieder ins Licht gestellt. Die öffentlichen und geheimen Angriffe französischer und spanischer Kästerzungen trugen Mitschuld an manchem Fehler, den sie in ihren Regierungshandlungen begieng. Daß die Königin überhaupt in die Regierung eingriff, war nothwendig, weil der König dazu unfähig war; sie hatte auch das Recht dazu; denn nach dem schon vor ihrer Anwesenheit zu Neapel üblichen Brauche saß die Königin nach Geburt des ersten Prinzen im Staatsrathe. Aber wie leicht konnte es geschehen, daß das löbliche Streben, aus dem ungeordneten Staate etwas zu machen, bei ihrer Lebhaftigkeit in den unseligen Ehrgeiz umschlug, zu viel und zu hastig Neues zu schaffen! Will man gegen ihre Person im Urtheil gerecht sein, so ist auch zu bedenken, daß sie 18mal die Beschwerden der Geburt zu erdulden hatte, und in den jedesmal vorangehenden Zeiten oft recht angegriffen war, daß von ihren 18 Kindern nur 4 sie überlebten; wie viele Stunden der Angst und des Leides mögen da über

die zärtlich liebende Mutter ergangen sein! Und bei der Beurtheilung ihrer Politik ist zu berücksichtigen, daß sie eine Frau war, anferzogen in den Anschauungen des absoluten Fürstenthums, daß ihre Regierungszeit in den gewaltsamen Bruch dieser Anschauungen fiel, daß ihr Hof und zum Theil sie selbst mit, zweimal aus Neapel fliehen mußte, zweimal dahin zurückkehrte; daneben die beständigen Verlästerungen ihrer Person, selbst aus dem rohen Munde ihres gewaltigen Widersachers Napoleon, und dann wieder die schwierigen Verhältnisse der Abhängigkeit eines kleinern, durch Empörung und Krieg zerrütteten Staates von den Mächtigen Europa's, bald Frankreichs, bald Englands! Fürwahr: der Muth, sich noch aufrecht zu halten, ist an der Königin ebenso sehr zu bewundern, als ihre unbedachten, zuweilen von Rachegefühl dictierten Entschlüsse zwar tadelnswerth, aber auch begreiflich erscheinen.

Werfen wir nur noch einen kurzen Blick auf die Regierungspolitik der Fürstin und ihres Ministers vor dem Kriege des Jahres 1798. Man hatte rühmlich, und nach dem Vorbilde Kaiser Josephs mit allerlei Culturverbesserungen begonnen, hatte angefangen, durch Wege- und Brückenbauten den Verkehr in dem verarmten Lande zu heben, durch gewaltjame Bekämpfung des Räuberwesens, namentlich in der Hauptstadt selbst, die öffentliche Sicherheit herzustellen. Man gründete dann die Academie der Wissenschaften zu Neapel, errichtete neue Lehrstühle an der Universität, verschönerte in sanitarischem Interesse die Hauptstadt, unterstützte die Ausgrabungen in Pompeji und anderswo, ließ das Project einer Nationalerziehung vorberathen, führte dann das österreichische System der Normalschule ein in Neapel, Castellamare, Sorrent, wofür man die Schullehrer der Nachbarbezirke instruirte (1785 ff). Die Gelder dazu zwang

man der Kirche ab. Wie man sich gegenüber dem heiligen Stuhl die Unabhängigkeit in Einsetzung der Bischöfe des Landes und in geistlicher Jurisdiction vindicierte — bis auf den Ausspruch, die Ehe stehe als bloßer Contract unter dem bürgerlichen Richter — so griff man auch, wie es schon früher geschehen war, durch Vertreibung der Jesuiten und zahlreiche Klosteraufhebungen, in den Bestand und das Besizthum der Klöster und Orden ein. Man hob 1780 4 Klöster auf und zog davon 36,000 Ducaten (= 144,000 Frs.) ein, setzte dies Verfahren nach dem Erdbeben von 1783 fort, und im Jahre 1788 erschienen in verschiedenen Klöstern königliche Officiere und Truppen, um Archive und Kassen zu versiegeln.

Aber Neapel war deshalb noch lange kein „Culturstaat.“ Es blieb in der Hauptsache das Feudalwesen bestehen mit der völligen Zersplitterung des Staatskörpers in Baronien und mit seinem schleppenden, der Bestechung ausgesetzten Prozeßgang, in den nur etwa der König nach patriarchalischer Weise völlig willkürlich, wenn auch mit guter Absicht, eingriff. Das Neue wurde nur äußerlich, durch absolutistisches Machtgebot aufgezwungen, verwuchs aber nicht organisch mit dem Alten. Dazu bedarf es zu allen Zeiten einer ruhigen Entwicklung und geduldigen Erziehung zu neuen Anschauungen und Gewohnheiten, die allerdings ein weitsehender Fürst durch seine Befehle wesentlich fördern, aber nicht dictatorisch verlangen kann. Wie in der Natur, so giebt es auch im Leben der Völker keine Sprünge; erfahren wir doch bis in die kleinsten Gemeinschaften unseres Lebens, daß solch unvermitteltes „Organisiren von Grund aus“ der Tod jeder vernünftigen Verbesserung sein kann.

Allein dem Minister Acton lagen noch andere Ziele vor Augen: das Land sollte auch nach außen etwas gelten,

es erwachte in ihm die Großmannsucht. Im Seewesen hatte er zuerst unter dem Vorwand, die Räubereien der Barbaren zu bekämpfen zu müssen, eine weit über diesen Bedürfniß hinausgehende Flotte schaffen lassen; so besaß Neapel um 1785 eine Seemacht ersten Ranges. Bald folgten auch die Vermehrungen und Verbesserungen der Landmacht, von denen oben schon gesprochen wurde. Alles das aber kostete Geld, verursachte neue Steuern und Gewaltmaßregeln, entfremdete das Volk der Regierung und rief unbedachten Schritten, wenn eine Gelegenheit sich zeigen sollte, in kriegerische Action zu treten.

Und solche Gelegenheit boten nur zu bald die europäischen Verhältnisse. Die höhere Gesellschaft Neapels sympathisirte mit den revolutionären Ideen, die von Frankreich ausgingen; ein neues Motiv zum kriegerischen Vorgehen, auch für die Königin, die ihre Schwester in Frankreich diesen Ideen zum Opfer mußte fallen sehen! Das erste Mal, als man der ersten Coalition beigetreten war, blieb es bei der Entsendung zweier Cavallerie-Regimenter nach Oberitalien und der Besetzung der Grenzen (1796). Neapel, von England insgeheim gedrängt, fiel bald wieder von der Coalition ab, schloß mit Napoleon am 5. Juni 1796 zu Mailand einen Waffenstillstand und am 10. October mit dem Directorium einen Separatfrieden, worin es sich verpflichtete, seine Häfen allen Schiffen der kriegführenden Nationen zu verschließen. Allein man entzog sich dadurch nur auf kurze Zeit den zerstörenden Einflüssen, welche die unruhige französische Republik und ihre fanatischen Anhänger auf alle Staaten ausübten. Denn als nach den oberitalianischen Siegen Bonaparte's, welche in dem Frieden von Campo Fornio (17. Oct. 1797) die Abtretung der Lombardei an Frankreich, die Besiznahme Venetiens durch



Oestreich und die Gründung der cisalpinischen Republik zur Folge hatten, kein offener Krieg mehr bestand und der Congress zu Rastadt tagte (seit Ende 1798), da war es eigentlich nur ein momentanes Ausruhen der Kriegsfurie zu baldig erneutem Schnauben. Man sah, daß das Directorium nur an weitere Ausbreitungen seiner revolutionären Ideen dachte und einen Anlaß dazu wünschte; bald wurde der Pabst aus Rom weggeführt (Februar 1798), und am Rhein begehrte man das ganze linke Ufer. Oestreich, dessen Minister Thugut von Anfang an mit dem Frieden nicht einverstanden war, sah sich ungern von Preußen und den kleineren deutschen Fürsten verlassen, die sich von Frankreich wollten Entschädigung zusichern lassen zu Ungunsten der geistlichen Reichsfürsten Deutschlands. Thugut suchte Verbündete, beschwerte sich über Preußen, das seit dem Frieden von Basel 1795 sich nicht zu einer Hilfe bereit zeigte, beschwerte sich über England, das zwar zum Kriege drängte, aber mit den Geldvorschüssen an Oestreich marktete, fand endlich Rußland zu einer Convention willig, wollte aber durchaus den Angriff gegen Frankreich auf die günstige Jahreszeit des Frühjahrs 1799 verschieben. Thugut wünschte, daß Frankreich zum Vosschlagen sich verleiten ließe, damit das Directorium sich bei seinem des Krieges müden Volke unpopulär mache. Ein Angriff von entgegengesetzter Seite würde, so meinte er, das Umgekehrte bewirken. Jedemfalls müßten die Verbündeten gleichzeitig angreifen. Gegen das Ende des Jahres 1798 lagen die Dinge günstig für die Allianz; auch der Türke, durch Napoleons Kriegszug nach Aegypten und Syrien aufgebracht, hatte mit Frankreich gebrochen und sich dem Bunde angeschlossen, und bald waren 60,000 Russen unterwegs nach Oestreich.

Auch Neapel war der Allianz beigetreten, aber nur zögernd (Ende Juli 1798), und erst dann, als sich Oestreich entschloß, eine militärische Hilfe auch in dem Fall zu leisten, daß Neapel von den Franzosen angegriffen würde, während es ursprünglich forderte, daß nur bei einem Angriff auf Deutschland der »casus föderis« eintreten sollte, der ja auch in Italien den Ausbruch des Kampfes sogleich nach sich ziehen mußte. Neapel stand damals wehr unter englischem als östreichischem Einflusse. Die Gemahlin des britischen Gesandten, Lady Hamilton, ein schönes, aber sehr übel berüchtigtes Weib, war mit der Königin nahe befreundet, was sich zwar durch ihre liebenswürdige und aufrichtige Theilnahme an Marie Carolinens Bedrängnissen erklärt, aber doch dem Rufe der Königin schadete. Man ließ Nelson nach seinem Siege bei Abukir in den Hafen von Syracus einlaufen zur Ausbesserung seiner Schiffe; er wurde Ende September im Hafen Neapels vom König selbst empfangen und unter den Zurufen des Volkes, das sogar die englische Cocarde aufsteckte, in den Palast geführt, wo ihn bald die Reize der ehebrecherischen Lady Hamilton fesselten. Dies war ein offener Bruch der Verpflichtungen, welche man Frankreich gegenüber zwei Jahre zuvor eingegangen war. Sofort stellte auch der neue französische Gesandte, einer derjenigen, die bei dem Todesurtheil Ludwigs XVI. unmittelbar betheiligte waren, die feindlichsten Forderungen an Neapel, doch ohne beachtet zu werden. Da man hier großartige Truppenrüstungen veranstaltet hatte, so schritt man unbedacht im Kriegseifer voran, dessen Feuer Nelson und seine Leute schürten. Die Absicht Neapels auszugreifen war selbst im englischen Parlament zur Sprache gekommen. So war das französische Directorium frühzeitig gewarnt und traf seine Maßregeln. Neapel mußte jetzt loschlagen,

wenn es nicht, wie die Königin äußerte, „verspeist“ werden wollte. Und doch waren die Verbündeten nicht damit einverstanden. Zwar ließ sich England durch eine Convention vom 5. Oktober alle Häfen des Königreichs beider Sicilien öffnen, rieth aber von einer sofortigen Kriegseröffnung ab. Noch bestimmter that dies Thugut, der den »easus föderis«, nämlich einen Angriff Frankreichs gegen Neapel, noch nicht zu erkennen erklärte. Nur einen General zur Oberleitung des Krieges schickte er, weil Neapel einen solchen nicht besaß: es war dies Mack, der damals noch für ein militärisches Genie galt. Aber es war nun durch Uebereilung dahin gekommen, daß Neapel angreifen mußte zum großen Aerger Thugut's; sein Plan, gemeinsam vorzugehen und den Frühling abzuwarten, war somit durchbrochen — und das Unheil fiel, wie der Verlauf zeigt, gewaltig und zerschmetternd auf das Haupt des Voreiligen.

Der Krieg wird beschlossen. Am 9. Oktober erschien Mack zu Caserta, wo von König und Königin und den Ministern unter Anwesenheit Nelsons und des britischen Gesandten der Kriegsrath gehalten und sofortiger Angriff beschlossen wurde. Der Kriegsminister Ariola soll besonders dagegen gesprochen haben, und parteiische Berichterstatter behaupteten, er sei deswegen entsetzt und eingesperrt worden. (In Wirklichkeit geschah das letztere erst im Dezember während der Aufregung in der Hauptstadt, und zwar zu seiner eigenen Sicherung gegen den „Verrath“ schreienden Pöbel.) Die Gründe zu dem Beschluß erfahren wir aus den gleichzeitigen Briefen Carolinens und einem später verfaßten Berichte Mack's. Man fürchtete die Rache und Kühnheit Frankreichs, schloß aus Nachrichten über neue Rüstungen in der römischen Republik, daß man von dort die ausgedehnte Grenze Neapels überfallen und schnell auf

die Hauptstadt losrücken wolle; die Freunde der französischen Umsturzideen im eigenen Lande schienen sich zu regen, trotz den zahlreichen Einkerkernungen, die in den letztvergangenen 4 Jahren an „Jacobinern“ waren vorgenommen worden, und selbst das Heer war nicht frei von solchen; dagegen blickten die Anhänger der alten Ordnung in Rom, unzufrieden mit der Tyrannei der Republikaner, hilfeslehend auf das südliche Nachbarland. Man hoffte immer noch auf ein thätiges und rechtzeitiges Eingreifen Oestreichs, das, wie man hörte, in Graubünden eingerückt war; auch von dem durch die Nähe der cisalpinischen Republik gefährdeten Toscana, dem großherzoglichen Bruder der Königin, glaubte man Unterstützung erwarten zu dürfen. Endlich hatte man neulich die allergrößten Anstrengungen gemacht zur Hebung der eigenen Landmacht und hoffte wohl nun mit ihr Ehre einzulegen vor den Augen Europas. Man wollte dieselbe bis auf mehr als 100,000 Mann vermehren durch eine neue Einberufung von 40,000 Linientruppen und eine Vervielfachung der Milizen. Allein dies stieß auf unübersteigliche Hindernisse. War doch schon durch die frühern Kriegsaustrengungen des Jahres 1796 ein Ruin der 7 Banken des Landes verursacht worden, deren Metallbesitz durch aufgenötigtes Papiergeld, welches bald tief im Werthe sank, zu Grunde gieng; man mußte damals auf Kirchenzierden und Silbergeschirr von Privaten greifen — natürlich gegen Ersatz durch Papiergeld! — und einen Zehnten auf allen Grundbesitz legen. Immerhin betrug die jetzige Macht etwa 60 Tausende. Davon galt namentlich die Cavallerie als vorzüglich; sie hatte 1796 bei Lodi gegen Massena den österreichischen Artilleriepark gerettet und sich das Lob selbst der französischen Officiere erworben; ihr tapferer Führer Moliterno hatte dabei ein Auge eingebüßt. Die Artillerie war gut organisiert, ausgerüstet und

instruirt. Gestützt auf solche Macht und getrieben durch die genannten Erwägungen, gedachte der neapolitanische Hof die Initiative gegen Frankreich zu ergreifen und die einen Angriff noch nicht erwartenden französischen Truppen des Kirchenstaates zu überraschen.

Maack hat wenigstens um Aufschub, bis er die Gegend kennen gelernt und die nöthigen Instructionen für seine Generale ausgearbeitet hätte; auch er hoffte immer noch auf günstigeren Bericht von Wien. Mittlerweile inspicierte er die Truppen und fand sie „gut genug um ihre Schuldigkeit thun zu können.“ König und Königin begaben sich nach St. Germano, wo der Sammelpunkt des Hauptcorps war; am 12. November exercierten 24,000 Mann im Feuer „und es gieng sehr gut,“ so berichtet Caroline an ihre Tochter, die Kaiserin in Wien. Aber sie und der König sind in höchster Unruhe, daß die Hilfe zusagende Antwort von Oestreich noch nicht da ist; und doch hat es damit die höchste Eile, denn schon mehrere Tage zuvor hat der König angekündigt, daß er mit dem Heere zum Angriff aufbreche, nachdem er sich zuvor dem Schutze des heil. Januarius empfohlen habe; er wolle nur „die Wiederherstellung unserer heiligsten Religion, der guten Ordnung, der gegenwärtigen und künftigen Sicherheit seiner Staaten und seiner Familie.“ Sicher war das die aufrichtige Meinung des Königs. Es ist eine tendenziöse Erfindung, wenn man von einer gefälschten Wiener Depesche spricht, mit der die Königin Ferdinand habe zu ihrer Meinung herüberholen wollen. Er war offenbar von der Heiligkeit und Nothwendigkeit seiner Sache überzeugt. Weniger dagegen hatte die Königin Vertrauen in das Gelingen des Schrittes, so sehr sie Maack zur Eile mahnte; sie erkannte wohl, daß ihre Armee im Kriege unerfahren sei; sie mochte daran denken, wie es mit der Schulung der neu ausgehobenen Linien-

truppen zugegangen war; viele waren vom Pfluge weggeholt und bloß 30 Tage lang in aller Schnelligkeit eingeübt worden; so versichert wenigstens General Pepe, der als kaum 16jähriger Bögling der königlichen Kriegsschule bei der Instruktion dieser „unglücklichen Neulinge“ mit verwendet wurde. Die Kosten der Herstellung von 12 neuen Regimentern hatten theilweise reiche Privatpersonen übernommen und dafür das Recht erhalten, die Officierstellen zu verkaufen; da nun der Ehrgeiz des neapolitanischen Adels, der sich zu den Stellen drängte, den Preis derselben in die Höhe trieb, so wurde die Einrichtung einiger Regimentern von Advokaten und Kaufleuten selbst als Handels speculation benützt! Solche Verhältnisse erklären zum Theil, daß sich der Officiersstand im Kriege so schändlich benahm, und die Soldaten im Kampfe keine Festigkeit zeigten. In der ersten Hälfte des Novembers schrieb Caroline an ihre Tochter, die Kaiserin: »il faut mourir avec honneur et c'est notre cas;« sie und ihr Gemahl beschworen den Kaiser zum letzten Mal am 22. November, er möge seine „Schwiegereltern, Oheim, Tante und Freunde, zwei prachtvolle Königreiche mit 7 Millionen ruhiger und friedlicher Einwohner“ nicht dem Untergang preisgeben. So, und nicht siegesgewiß, wie man oft geschrieben findet, war im Moment des Kriegsausbruches die Stimmung der Souveräne. Möglich bleibt es dabei doch, daß Acton dem General Mack, wie dieser erzählt, den wahren Sachverhalt verdeckend, vergnügt eröffnete: »on nous fait écrire de Vienne: dépêchez-vous, dépêchez-vous!«

Der Krieg. So rückte man denn am 23. November in das Gebiet der römischen Republik ein; ein Manifest des Königs suchte, erst einen Tag später, seinen Schritt gegenüber dem Volk Neapels, den Einwohnern des römischen

Staates, den Völkern Italiens zu rechtfertigen: es handle sich nur um ihre Sicherung und die Wiederherstellung der Religion, nicht um einen Angriff gegen eine andere Macht u. s. w. Anführer war also Freiherr von Mack, ein vielgeschäftiger, aber wenig durchsichtlicher Mann; voll künstlicher Pläne, aber ohne den Scharfblick, das Einfache zu finden; falsches Vertrauen erweckend durch seine zuversichtlichen Versprechungen, aber in der Ausführung ohne Kaltblütigkeit. Die ausrückende Armee betrug nur etwa 40,000 Mann. Da die Grenze des Kirchenstaates eine lange, gebogene Linie bildete, von Terracina an dem einen Meere bis zur Mündung des Tronto an dem andern, und überall Theile des französischen Heeres in der Nähe derselben standen, so theilte Mack sein Heer in fünf Haufen: der eine sollte dem adriatischen Meere entlang gegen Ancona hin operieren, zwei andere, schwächere sollten, aus dem Gebirge hervorbrechend, bei Terni und von Rieti nach Magliano hin diejenige Straße besetzen, welche von Rom nordwärts nach Civita Castellana, von hier über die Tiber nach Magliano, Terni, Folligno und weiter nach Ancona führt. Es war dies die Verbindungslinie der französischen Truppen. Zugleich sollten die beiden Hauptcorps, das eine über Terracina, die Pontinischen Sümpfe und Albano, das andere — bei dem der König und Mack waren — von St. Germano aus in gerader Linie über Frascati Rom erreichen und besetzen; auf ihrem Wege, zu Rom und südlich davon bis an die Grenze Neapels, stand General Macdonald ganz zerstreut mit 6000 Mann; diejer rechte Flügel der Franzosen sollte also durch den kräftigen Stoß der neapolitanischen Hauptmacht geworfen, und zugleich durch die kleinern Corps bei Magliano und Terni von den 5000 Mann, die auf ihrem linken Flügel bei Ancona standen, abgeschnitten

werden. Gleichzeitig wurden 6000 Mann auf Nelson's Schiffen nach Livorno entsendet, um den Großherzog von Toscana zu unterstützen und eine Volkserhebung im Rücken der Franzosen zu erregen, die dadurch von ihren Waffengenossen in der cisalpinischen Republik wären abgeschnitten worden. Der ganze Plan war wohl ausgedacht, aber gefährlich; denn wenn nicht sicher auf jedes Corps zu zählen war, so hatte er nur Isolierung und Niederlage der getrennten Truppentheile zur Folge. General Jomini tadelt daher diesen ganzen Kriegsplan als unpraktisch, und er sowohl, als schon der damalige Chef des französischen Generalstabes, Bonnamy, sind der Meinung, Mack hätte gerade da, wo er die schwächsten Corps hinwarf, mit der Hauptmacht angreifen sollen: so hätte er sicher durch Bedrohung der Rückzugslinie Macdonald zum Rückzug aus Rom gezwungen und hätte am Tronto gar nicht nöthig gehabt anzugreifen. Denn die Franzosen waren auf einen Angriff noch gar nicht gefaßt; sie hatten augenblicklich nur etwa 15000 Mann, und ihr neuer General, Championnet, war eben erst vor drei Tagen auf Befehl des Directoriums in Rom angelangt. Er hatte zudem die Weisung, sich nordwärts an die Grenzen des cisalpinischen Gebietes zurückzuziehen auf Joubert's Armee. So wich Macdonald aus Rom und den Stellungen seines rechten Flügels zurück, und zwar ohne Schwertstreich, weil hier die Feinde ihm weit überlegen waren. Aber am selben Tage schon (27. Nov.) ließ sich das neapolitanische Corps bei Terni schlagen und drei Tage später erlitt das andere, zum Angriff auf Magliano bestimmte, die empfindlichsten Verluste, so daß man von der Hauptmacht bedeutende Theile unter General Metsch zu ihrer Hilfe absenden mußte. Am adriatischen Meere gieng es bald darauf noch schlimmer: man ließ sich die ganze





Artillerie nehmen und die eigenen Truppen zersprengen, so daß dort General Duhesme in Feindesland vorrücken konnte.

Doch die neapolitanische Hauptarmee wußte noch nichts von diesen Verlusten, als sie in Rom einrückte. Ihre beiden Corps hatten sich glücklich vereinigt; Macdonald war vor ihnen her geflohen, und die Vorhut unter General Burckhardt zog am 27. Nov. in Rom ein, voran einen Kapuziner mit dem Crucifix, vom Jubel des Volkes begrüßt. Das Volk riß die Freiheitsbäume um, verbrannte sie, hängte die vorher verbotenen Madonnenbilder wieder auf; am Abend wurde die Stadt beleuchtet, das lange nicht gehörte »Viva Maria« tönte bis spät in die Nacht hinein, daneben aber auch das „Tod den Jacobinern“ unter argen Gewaltthätigkeiten gegen die Franzosensfreunde und die habgierigen Juden. Der König selbst zog am 29. Nov. in die Stadt ein, erklärte die Republik als abgeschafft und forderte den vertriebenen Papst auf, seinen Sitz wieder einzunehmen. Man mußte länger als gut war in Rom verweilen: die Straßen, von unaufhörlichem Regen begossen, waren auf dem Marsch nach Rom so schlecht gewesen, daß Artillerie und Munition noch zurückgeblieben waren; das Schuhwerk der Soldaten war mangelhaft, die Verpflegung ebenso, daher langten die Truppenabtheilungen nur nach und nach an. In Rom hatte Macdonald noch eine Besatzung von nur 800 Mann zurückgelassen; man verlangte ihre Uebergabe, sie weigerte sich, da mußte Burckhardt im Auftrage seines Generals die harte Drohung überbringen: für jeden Schuß, der auf die Stadt aus dem Castell falle, werde man einen gefangenen Franzosen — es waren meist Spitalfranke — fusilieren. Aber nicht nur hatte man Rom noch nicht völlig in der Gewalt: jetzt langten auch die betrübenden Nachrichten vom

2. und 3. Corps und vom Tronto ein, und man vernahm, daß sich Macdonald bei Civita Castellana aufgestellt habe.

Ihm mußte man jetzt entgegenziehen. Das geschah auf zwei Hauptstraßen, die, von Rom nördlich führend, sich anfänglich stets weiter von einander entfernen, dann aber in jenem festen Punkt zusammentreffen. Die östlichere dieser Straßen, die altrömische »via Flaminia«, hieß die „alte“ und führte über Castelnovo und Rignano; auf ihr sollte die Hauptarmee, General Burckhardt mit der Avantgarde voran, gegen das sehr feste, vom Feind besetzte, Civita Castellana marschieren. Diese Stadt, das alte Falerii, hat folgende Lage. Das stundenlange, von schroffen, hohen Felsen eingefasste Thal eines Baches zieht sich vom Tiber nach Westen ins Land hinauf und gabelt sich dann in zwei ebenso beschaffene Bachthäler; an der Stelle der Gabelung liegt auf dem hochragenden Bergvorsprung „von drei hohen senkrechten Tuffwänden in das Felsenthal hinabschauend, auf der vierten von einem Berg mit Citadelle überragt,“ Civita Castellana. Die Straße von Rignano führt zuerst über die südlichere Schlucht auf einer Brücke, ersteigt die Höhe des Städtchens, um dann jenseits die nördlichere Schlucht auf einer zweiten Brücke zu überschreiten. Die Erstürmung dieser fast uneinnehmbaren Position war dem Hauptcorps und namentlich General Burckhardt zugehacht. Gleichzeitig aber sollte auf der westlicheren Straße, der „neuen,“ über Monterossi (bis dahin ist es die »Via Cassia«, die dort links nach Viterbo abbiegt) und Nepi ein anderes Corps ziehen, theils um nach links hin Viterbo und Toscana zu erreichen, theils um nach rechts Civita Castellana vom Berg Rücken her zu nehmen. Aber die letztere Abtheilung ließ sich bei Nepi von einer Minderzahl schändlich schlagen und ihrer ganzen Artillerie berauben und brachte dadurch auch die

links gewendete und schon vorangerückte Truppe, welche der siegreiche Feind von hinten angriff, in völlige Verwirrung. Das Hauptcorps auf der alten Straße mußte deshalb geschwächt werden — der französische Emigrant Graf Roger Damas wurde von ihm weg jener westlichen Hälfte zugesandt — und so gelangte man auch hier nur bis an, aber nicht über die Schwierigkeit. Emanuel Burckhardt, der am 8. November des Jahres zum Brigadegeneral oder *maréchal de camp* war ernannt worden, hatte, wie Zomini sagt, die stärkste Aufgabe; er schlug die Franzosen bei Rignano zurück, versuchte bei Civita Castellana mehrmals den Sturm auf die Brücke (4. December), verlor aber dabei so viel Leute durch die an günstigstem Orte aufgestellte Artillerie des Feindes, daß man hier ein weiteres Vordringen aufgeben mußte. In eben diesem Augenblick erfuhr man auch das oben genannte Schicksal des Corps auf dem äußersten rechten Flügel am adriatischen Meer.

Nummehr erkannte Mack, daß er einen strategischen Fehler begangen hatte; er hätte eine Straße wählen sollen, welche am östlichen, linken Tiberufer hinaufführte über Santa Lupo nach Terni, und hätte von dort aus sich auf das Centrum der französischen Heeresstellung — die damals in Terni ihr Hauptquartier hatte — werfen sollen. So würde er, wenn ihm dort, bei Magliano, ein Durchbruch gelang, den westlich von der Tiber bei Civita Castellana stehenden Macdonald entweder durch Besetzung der Tiberbrücke (bei Borghetto) abgeschnitten oder zu einem schleunigen Rückzug genöthigt haben. Es schien einen Augenblick, als sollte diese Operation jetzt noch gelingen; denn schon war General Metzsch, den Mack von Rom aus den geschlagenen Corps der Mitte zu Hilfe geschickt hatte, in Otricoli angelangt, hatte also die Verbindung Macdonalds mit Terni

unterbrochen; aber er hatte entweder zu wenig oder zu zaghafte Mannschafft, und so gelang es der Kühnheit des von Macdonalds Corps herbeieilenden General Mathien Dumas, den verlorenen Posten wieder zu gewinnen und den Neapolitanern großen Verlust an Leuten und Geschützen beizubringen. Und als sich Metzsch mit dem Rest von 4000 Mann auf die Höhen von Calvi zurückzog und dort hinter einer Mauer verschanzte, wurde er nochmals von Mathieu angegriffen und ergab sich sammt seinem Corps als kriegsgefangen! Dies Alles geschah, während Mack mit der Hauptarmee den veränderten Angriff vorbereitete; er mußte, um vom rechten an das linke Tiberufer zu gelangen, seine Artillerie auf einem Umweg von 3—4 Tagen nach Rom zurückschicken, weil keine Brücken vorhanden waren; inzwischen setzte er seine 14 Bataillone und 10 Schwadronen auf Fähren über die Tiber und langte am 8. December zu Cantalupo an. Aber als er eben am Morgen des folgenden Tages von einem Reconoscierungsrith in sein Lager zurückkehrte, brachten ihm Flüchtlinge die niederschmetternde Nachricht von dem Ereigniß bei Calvi, das sich bald nur zu sehr bestätigte. Er war zu spät gekommen! Der Feind hatte im kritischen Moment gerade noch die ihm nöthige Hilfe von seinem linken Flügel erhalten können.

Seine Position war eine solche, daß er nur noch an den Rückzug denken konnte. Er mußte froh sein, wenn nur der recht gelang. Die wenigen Bataillone seines Heeres waren auf die Hälfte der ursprünglichen Zahl heruntergekommen durch Krankheit, Desertion und Verluste; die Verpflegung war unzuverlässig, die Transporte im Rücken der Armee durch beständige falsche Alarme gefährdet; er selbst jetzt vorn und auf den Seiten von Feinden bedroht; die beiden Corps von Damas und Burckhardt, welche bei

dem beabsichtigten Angriff den Feind von hinten, südlich und westlich über Civita Castellana eindringend, hätten fassen sollen, von Macß getrennt durch den Feind oder die schwer passierbare Tiber. Macß ließ ihnen am 10. December durch Couriere befehlen, sich auf den früher geschilderten Straßen, Burckhardt auf der „alten,“ Damas auf der „neuen,“ zurückzuziehen; jener sollte Frascati, dieser Albano am 13. Dec. zu erreichen suchen; in Albano wollte auch Macß mit seinem Corps anlangen. Alle drei sollten in der Nacht vom 12. auf den 13. December durch Rom ziehen und von dem daselbst noch weilenden Commandanten empfangen werden, die beiden ersten am Ponte Molle, Macß am Thore Salara. Allein Macß fand Nachts 11 Uhr das Thor geschlossen, Niemand gab Antwort; er zog also, weil er nicht traute, bei strömendem Regen um die Stadt herum und gelangte am Morgen nach Albano; bald erschien dort auch an der Spitze eines Heereszuges — der pflichtvergeffene Commandant von Rom! Aber wo blieb Damas? Die Lässigkeit zweier Couriere, die zu Pferde 3—4mal so viel Zeit gebraucht hatten als ein Fußgänger, war Schuld, daß er den Rückzugsbefehl zu spät erhalten hatte. Als er dann einige Tage später sich Rom näherte, stieß er auf den eben anlangenden Feind, der Macß's Heer verfolgte; er rettete sich und seine Truppen durch Geistesgegenwart und Kühnheit, erreichte, nordwärts sich wendend, unter Kämpfen gegen die verfolgenden Franzosen, Civita Vecchia und konnte zuletzt sein ganzes Corps in Orbitello einschiffen und glücklich nach Neapel bringen, leider gerade in einem Augenblick, als schon Alles verloren und dort der Böbel Meister war.

Dies war, wie alle Erzähler sagen, die einzige glänzende That auf Seite der Neapolitaner in diesem Kriege. Aber es giebt auch tüchtige Thaten, die nicht glänzen; daß

solche leicht übersehen werden, zeigt auch unser Fall. Niemand erzählt uns, wie es dem Corps von General Burckhardt gieng; wir erfahren nur, daß er schon vor Mac's Ankunft an seinem Bestimmungsort war: er hat eben einfach und militärisch pünktlich seine Pflicht gethan, eben das, was so Viele damals nicht thaten. Allein es darf noch etwas mehr zu seinem Lobe gesagt werden. Als ihn Mac mit einer kleinen Heeresabtheilung von 5 Bataillonen und 2 Schwadronen vor Civita Castellana zurückließ, vertraute er ihm — wenn auch vielleicht „unnützer Weise,“ wie Jomini urtheilt — eine sehr gefährliche Position an. Burckhardt war dort von der Hauptarmee weit getrennt, hatte einen stark befestigten Feind vor sich und mußte, so lange man noch den Angriff im Schilde führte, sich und seine Leute auf einen schweren Sturm gefaßt machen. Die Stellung wurde ihm allerdings bald dadurch erleichtert, daß Macdonald die Mehrzahl seiner Truppen aus Civita Castellana über die Tiber gegen Magliano zog; aber der schnelle Rückzug Burckhardt's über Rom nach Frascati macht ihm eben deshalb Ehre, weil die Berichterstatter nichts Besondere's davon zu melden wissen.

Der französische Feldherr Championnet, durch sein unerwartetes Glück und das unerhörte Mißgeschick seiner Feinde kühn gemacht, beschloß die Verfolgung der Neapolitaner und den Angriff auf ihr Königreich. So mußten diese nicht nur, weniger als drei Wochen nach der Einnahme, Rom wieder preisgeben, sondern bald auch das eigene Land vertheidigen. Der König war aus Rom zuerst nach Albano und von da, am 9. in schleuniger Flucht nach Hause zurückgeëilt. Zwar sicher nicht so, wie der dramatisierende Historiker Colletta die Geschichte schildert. Doch seien die Worte des „großen“ Geschichtschreibers der Ergößlichkeit

wegen hergefetzt. „Der König sagt dem Herzog von Ascoli, seinem Waffenträger, die Jacobiner hätten geschworen, die Könige zu tödten, und es wäre für einen Unterthan ruhmvoll, sein Leben für das seines Königs aufs Spiel zu setzen; zugleich fordert er ihn auf, die Kleider mit ihm zu tauschen und während der Reise seinen Platz einzunehmen. Der Hölbling übergibt entzückt dem König seine Kleider und nimmt in der Kutsche den Platz zur Rechten ein, während der König mit respectvoller Miene und von Furcht beherrscht, ihm mit dem ganzen Diensteifer eines Unterthans Huldigung erweist.“ Diesem Gerücht ist mit Grund widersprochen worden, obwohl Ferdinand in andern gefährlichen Lagen seines Lebens wirklich Zaghaftigkeit gezeigt hat. Vor seiner Wegreise von Albano rief er in einem Manifest „aus der Hauptstadt der christlichen Welt“ das Volk der Abruzzern zu den Waffen „zum Schutze der Religion, Eures Königs und Vaters, der sein Leben aufs Spiel setzt, bereit es herzugeben, um seinen Unterthanen die Altäre, den Herd, die Ehre ihrer Weiber, die Freiheit zu retten.“ Die Königin, die noch lange nicht das ganze Unglück wußte, schrieb von Neapel in der höchsten Aufregung an den Kaiser um ein Hilfscorps von 12—20000 Mann, indem sie, was sie wohl selbst nicht glaubte, ihm zu beweisen suchte, daß eigentlich doch Neapel der angegriffene Theil sei.

Das neapolitanische Heer, im Ganzen nur noch 6000 Mann stark, zog also auf den Straßen zurück, auf denen es gekommen war, um nunmehr Capua, das seit alten Zeiten der Schlüssel zum Eingang in Campanien war, zu vertheidigen. Aber die Stadt war nicht in Vertheidigungszustand: unter den 5000 Mann ihrer Besatzung waren nur 3 Regimenter zum Kampfe tauglich; man mußte, so schnell es gehen mochte, am rechten Ufer des Volturno Capua

gegenüber ein verschauztes Lager errichten. Als Macdonald's Truppen sich demselben zum Angriff näherten — es war am 3. Januar 1799 — wurden sie von Mack's Kanonen so empfangen, daß sie sich zurückziehen mußten. Aber es zeigten sich hier doch bedenkliche Erscheinungen: als Mack vor dem Angriff des Feindes die Verschanzungen besichtigen ließ, fanden sich die Vorposten verlassen, er mußte durch die Drohung, alle Flüchtlinge mit Kartätschen beschießen zu lassen, die Ordnung erzwingen; er hatte sogar Grund zu vermuthen, daß ein Oberst, ein Principe Moliterno Signatelli, Verrath habe üben wollen.

Uebrigens, was half ein solcher augenblicklicher Erfolg? was half ein zweiter, der oberhalb Capua bei Cajazzo erungen wurde? Stand es doch sonst überall so schlimm als möglich. Schon am 24. Dec. hatte sich die Festung Pescara an der adriatischen Küste dem General Dubesme ergeben; dieser konnte sich in der Folge bei Popoli mit General Lemoine, der von Aquila durch das Gebirge herkam, vereinigen; das neapolitanische Corps unter Gambs wurde von Lemoine bei Popoli geschlagen; andere Truppen verliefen sich, ihre Officiere ließen sie einfach im Stich und kamen „Schwall auf Schwall“ zu Neapel an, „nur um ihre theuern Personen zu retten: nicht vor dem Feinde, denn es verfolgte sie keiuere, sondern vor den Beschwerlichkeiten, denen sie der langsamere Marsch mit ihren Truppen ausgesetzt hätte“ (Mack). Somit war die rechte Flanke des am untern Volturno aufgestellten Heeres nicht nur einer bisher noch gehofften Verstärkung beraubt, sondern dem bald aus den Bergen über Ijernia herabkommenden Feinde bloßgestellt. Und noch schlimmer stand es auf der linken Flanke. Dort hätte sich die starke Besatzung der wohl versehenen Festung Gaëta mit Leichtigkeit halten, im schlimmsten Fall mittelst



der requirierten Fahrzeuge zur See retten können; sie hatte auch von Mack die Instruction dafür schriftlich erhalten. Allein kaum näherte sich von Terracina her General Key mit 500 Polaken, kaum hatte er mit seiner mangelhaften Artillerie einige Granaten hineingeworfen, so hißte der Gouverneur die weiße Flagge auf und übergab die Festung und die Mannschaft; er und die Officiere erhielten freien Abzug. Der Gouverneur hieß Tschudy.\*) Dies geschah an dem gleichen 3. Januar, an dem Mack bei Capua den Feind zurückschlug.

Um das von Damas nach Orbitello gerettete Corps holen zu lassen, hatte Mack gleich nach seiner Ankunft in Neapel, wohin er schnell vorausgeeilt war, um am 23. Dec.

---

\*) Indessen ist es schwerlich richtig, was Zomini über Tschudy berichtet: er sei ein 80jähriger Mann gewesen „amoureux d'une jeune femme qu'il venait d'envoyer à Naples et qu'il brûlait de rejoindre.“ Einmal hatte die angesangene Beschiesung schon einige Wirkung gethan; es sollen Häuser in Brand gerathen sein, so daß die Bevölkerung in Unruhe war; der Gouverneur zog den in der Stadt anwesenden Bischof mit in den Kriegsrath und ließ sich, wie es scheint, durch ihn und die Rücksicht auf die Bevölkerung zur Uebergabe bestimmen. Also allerdings ein höchst unmilitärisches Verfahren, aber doch nicht aus so rein persönlichen Motiven, wie Zomini uns will glauben machen. — Sodann war Tschudy noch nicht 80, sondern 57½ Jahre alt. Nach einer durch Herrn Oberst Tschudy in Clarus mir gütigst gemachten Mittheilung aus dem Tschudy'schen Stammbaum muß der Gouverneur ein Fridolin Tschudy gewesen sein, der am 20. Juli 1741 in Neapel geboren war als Sohn des i. J. 1770 gestorbenen Joseph Anton, der in spanischen und neapolitanischen Diensten sich ausgezeichnet hatte. Fridolin wenigstens wird als der bezeichnet, der i. J. 1789 Generallieutenant und Commandant von Gaëta wurde. — Wieder ein anderer, Pasquale, ist der Tschudy, welcher bei der Wiedereroberung Neapels und des Castells St. Elmo, Juni und Juli 1799, thätig war.

noch den König zu sprechen, Privatschiffe requiriert — andere wurden ihm wegen der bevorstehenden Abfahrt des fliehenden Hofes verweigert — aber die Schiffe konnten wegen widriger Winde lange nicht abfahren, und so war man auch dieser letzten Hilfe noch immer nicht theilhaftig. Dennoch wäre noch nicht alle Aussicht auf Erfolg aufzugeben gewesen, wenn solcher nur von den kriegerischen Thaten abgesehen hätte. Denn eben erhob sich überall, in den Abruzzern und in der Ebene das Landvolk, überfiel den Franzosen ihren Train, ihre Munitionswagen, zerstörte die Brücken, machte ihnen das Leben sauer und unsicher, sobald sie sich vom größern Haufen entfernten; Championnet sah sich schon den Rückzug abgeschnitten und seine Truppen in die schlimmste Lage versetzt, einen beständigen Krieg im Kleinen führen zu müssen, der ohne Ziel sich in die Länge ziehen konnte.

Aber schon hatte der Krieg kein Haupt mehr. Der König, der sein treues Volk zum Widerstande aufgerufen, hatte selbst den Widerstand aufgegeben, er war mit dem ganzen Hof nach Sicilien geflohen. Seitdem eine Unglücksbotschaft nach der andern in Neapel erschien, wurde das Volk immer aufgeregter gegen die Franzosenfreunde; es kam so weit, daß der Cabinets-Courier Ferreri, der auf eine Botschaft ausgesandt war, für einen Franzosen gehalten, am Hasen Neapels niedergemacht und als Leiche unter die Fenster des königlichen Palastes gezerrt wurde. Das Volk verlangte Waffen, wollte die Castelle besetzen. Da entschloß sich der König, mit der Königin, seiner Familie, vielen Gesandtschaftsministern, Hofbeamten und Freunden nach Sicilien zu fliehen; die öffentlichen Gelder, der königliche Privatschatz, Kostbarkeiten und Kunstschätze aus Museen und Schlössern giengen mit; es war eine Flotte von 25 Schiffen

unter Führung Nelsons, denn seit dem 1. Dec. bestand zwischen Neapel und England ein Schutz- und Trugbündniß auf gegenseitige Hilfe zur See. Am Abend des 21. Dec. stieg die königliche Familie an Bord des britischen Admiralschiffes; doch wegen schrecklicher Stürme kamen sie erst am 27. Dec. in Palermo an; unterwegs war zum tiefsten Schmerze der Mutter ihr siebenjähriger Sohn Albert gestorben. Die Regierung hatte der König einem Generalvicar Namens Pignatelli übergeben. Allein das war nicht der Mann, wenn es überhaupt noch einen solchen gab, der Ordnung und Muth wieder hätte herstellen können. Die Vertreter der Bürgerschaft zeigten gleich Mißtrauen gegen ihn und wünschten eine Bürgergarde zu errichten. Er selbst war erschrocken; er wollte auf Mack's Plan, bei Neapel ein verschanztes Lager zu errichten und 15—20,000 der vertrautesten Bürger und Vazzaronis zu bewaffnen, nicht eingehen; dafür ließ er schon am 28. Dec. in der Bucht vor dem Posilippo 120 Kanonenboote verbrennen und 1000 Centner Pulver ins Meer versenken, damit sie nicht den Feinden in die Hände fielen. Und bald darauf, am 8. Jannar, hatte das Volk von Neapel das furchtbar prächtige Schauspiel, vor seinen Augen einen Theil der eigenen kostbaren Flotte verbrennen zu sehen: es waren 6 große und einige kleinere Kriegsschiffe, deren Mannschaft nicht mehr zuverlässig schien, und die man so dem Feinde sicher entziehen wollte; es geschah nicht auf Nelsons Befehl, noch weniger auf den der Königin, sondern auf Gutdünken eines im Hafen anwesenden portugiesischen Admirals und eines britischen Capitäns, welche beide kein Vertrauen hatten in Pignatelli's Muth und Mack's Fähigkeiten; sie fürchteten, der Feind möchte sich der Schiffe bemächtigen.

So war die Lage des neapolitanischen Regimentes, die seines Heeres und die Championnets, als dem letztern zu seiner Verwunderung in Pignatelli's und Mack's Namen ein Waffenstillstand angetragen wurde. Der Abschluß desselben am 11. Jan. setzte ihn in den Besitz Capua's und weiterer Länderstriche, die er noch gar nicht betreten hatte. Es wurde eine Demarcationslinie bestimmt, die von den Mündungen der Regi Lagni über Benevent bis an den Ofanto gieng und thatsächlich das Schicksal der Hauptstadt in die Hände des Siegers legte. Eben dies zu thun war auch die Absicht der immer offener handelnden und bald mit dem französischen Lager regelmäßig verkehrenden Franzosenpartei in Neapel. Es folgten nun die bekannten schrecklichen Dinge des Vazzaroniaufstandes, die hier nur angedeutet werden sollen. Er begann mit dem Erscheinen des französischen Commissärs, als derselbe die erste Rate der einbedungenen Kriegsentschädigung von 10 Millionen Franken einzuziehen kam. Das Volk bemächtigt sich der Waffen und Castelle, Pignatelli entflieht, man erstürmt die Häuser verdächtiger „Jacobiner,“ wobei zwei unschuldigen Vornehmen das Haus zerstört, sie selbst lebendig verbrannt werden; die Priester hegen durch Prozeffionen zum Krieg für die heilige Religion, der vom Volke ernannte Fürst Moliterno mußte bald dem Mehlhändler Paggio und dem Schenkwrth-Sohne Michele il Pazzo den Generalsplatz einräumen; da zieht Championnet gegen die Stadt, und nach dreitägigen, entsetzlichen Kämpfen, wobei die „Patrioten“ die Feinde, zwei schweizerische und zwei albanesische Bataillone die Vazzaroni unterstützen, ist er am 23. Januar Herr der Stadt. Die Republik wird ausgerufen, und das thörichte Volk, durch Championnet's Freundlichkeit umgestimmt, ruft alsobald: viva la Repubblica, vivanoi Fran-

cesi, viva San Gennaro! „Vor allen aber jubelten,“ sagt Pepe als Augenzeuge, „die Republicaner und wünschten sich Glück zur Erfüllung ihres sehnächtigen Verlangens; man sah sie auf den Straßen einander in die Arme fallen, wenn sie sich auch fremd waren. In meiner jugendlichen Begeisterung konnte ich mein Glück kaum fassen, und noch heute erinnere ich mich des Vergnügens, mit welchem ich die Leute einander bei dem süßen Namen „Bürger,“ diesem Symbol der Gleichheit, anrufen hörte. Das Einzige, was die allgemeine Freude störte, war der Anblick so vieler Leichen, die unbeerdigt auf den Straßen lagen; die Frauosen hatten ungefähr 1000, die Neapolitaner mehr als 3000 Mann verloren.“ So human denkt ein für „Freiheit und Gleichheit“ fanatisirter Mensch!

Doch was ist aus Mack und seinem Heere geworden? Als er gleich nach dem Abschluß des verhängnißvollen Waffenstillstandes (11. Jannar 1799) nach Aversa zurückziehen wollte, riß eine allgemeine Desertion in seinem Heere ein; bald vernahm er, daß ihn in Neapel das Volk des Verrathes beschuldige und ihm Tod drohe, und so kam es, daß er, am 15. zu Capo di Chino, einer Vorstadt Neapels, angelangt, nur durch Zufall dem Aergsten entgieng; die Lazzaroni und Bauern untersuchten dort jeden Wagen, um nach Mack und seinen deutschen Officieren zu fahnden. Am 16. früh suchte und fand Mack bei Championnet Schutz; derselbe entließ ihn edelmüthig mit Pässen nach Oestreich; doch das Directorium ließ ihn zu Bologna verhaften und nach Dijou in Gefangenschaft bringen, später konnte er aus Paris nach Deutschland entfliehen, um sich dort durch die Capitulation von Ulm neue, traurige Berühmtheit zu erwerben.

So endete der unbesonnen angefangene Feldzug Neapels schnell und überaus unglücklich. Das Resultat begreift sich,

wenn man die Worte eines Augenzengen vernimmt, der die Armee auf ihrem Rückzuge durch Rom beobachtete (Bosselt, europ. Annalen 1799, S 224): „Es würde schwer sein, sich von dem schlechten Zustande der neapolitanischen Armee einen richtigen Begriff zu machen. In der ganzen Masse war nicht ein Funke kriegerischen Geistes; die Meisten, gewohnt zu Hause barfuß zu gehen“ — dieß kann sich aber nur auf die neu ausgehobenen Milizen beziehen — „hatten igt von dem Marsch wundte Füße und hielten; selbst der bessere Theil der Armee, die Reiterei, war höchst mittelmäßig; überdem waren die Verpflegungsanstalten so schlecht, daß die Soldaten in dieser kurzen Zeit sich einigemal Tage lang ohne Brot befanden.“ Ueber die Haltung der Officiere gibt Mack am Schlusse seiner Schilderung des Feldzuges das betrübende Urtheil ab, „daß die Officiere ein Sechstel aus Verräthern, vier Sechstel aus feigen Weimern und nur ein Sechstel aus Männern von Ehre und Rechtsschaffenheit bestanden. Die Verräther schriegen gleich bei jedem Anblick des Feindes ihr: *suggi, suggi! siamo traditi!* Die Feigen flohen, und die kleine Zahl der Rechtsschaffenen war das unglückliche Opfer von beiden.“

Holen wir nun nach, wie es unserm General Burckhardt auf dem Rückzug von Frascati her ergangen war. Er hatte zugleich mit dem Prinzen von Hessen-Philippsthal die Nachhut zu führen und langte erst 8 Tage nach Mack in Capua an. Seine Truppen waren zwar nicht vom Feinde geschlagen worden, aber durch den Rückzug entmuthigt und durch den Marsch in unanshörlichem Regen auf bodenlosen Straßen erschöpft und dem Mangel ausgesetzt. Dennoch wußten die beiden Führer nicht nur ihre eigenen Leute in guter Ordnung zusammenzuhalten, indem sie brüderlich alle Schicksale mit ihnen theilten, sondern sie

nahmen auch von dem Hauptcorps die zurückgebliebenen Ermüdeten und die im Stich gelassenen Wagen und Geschütze auf. Zugleich galt es beständig dem nachrückenden Feinde Gefechte zu liefern; so machte Burckhardt am 27. und 28. Dec. am Varigliano dem französischen General Mathieu den Uebergang streitig. Endlich erreichte er am 1. Januar den ihm wohlbekanntem Boden von Capua und stand daselbst während des Gefechts vom 3. Januar auf dem linken Flügel. Als dann nach dem Waffenstillstand Mack den Rückzug ordnete, sandte er Burckhardt nach Neapel, damit er ihm die dort befindlichen Truppen zuführte; aber es waren keine mehr zu finden; das Volk hatte den eben zu Schiffe von Livorno angekommenen Leuten Raselli's die Waffen genommen und die Truppen hatten sich zerstreut (15. Jan.). Als nun Burckhardt zurückkehrte nach der Vorstadt von Capo di Ghino, war das „Berrath“ schreiende Pöbelvolk eben daran, Mack und seine deutschen Offiziere festzunehmen. Sie umringen auch Burckhardt und drohen ihn niederzuschießen. Doch schnell besonnen verlangt er, zum Principe Moliterno geführt zu werden; der solle entscheiden, ob er des Todes schuldig sei oder nicht. Man bringt ihn dahin. Moliterno, damals der Liebling des Volkes — drei Tage später schrie man Berrath über ihn — beschwichtigte die Leute sogleich, da er Burckhardt schon längst kannte und ehrte und neben ihm gefochten hatte; er bot ihm sogar insgeheim ein hohes Commando an, wenn er es mit der Sache der Republik halten wollte, der er selbst zugethan war. Er dachte wohl, ihn bei der neu zu errichtenden Truppenmacht gebrauchen zu können. Zugleich verkündigte er ihm, daß das Heer sich ganz aufgelöst habe und Mack geflohen sei. Burckhardt aber erklärte ihm freimüthig, er habe schon einen Eid geschworen, und der binde

ihn an die Person Ferdinands, der jetzt in Sicilien sei und dem er dahin zu folgen habe. Und Moliterno, der (nach einer Erklärung, die er Mac's Anschuldigungen gegenüber später veröffentlichte) sich mehr an die Spitze hatte stellen lassen, um Unglück zu verhüten, als aus Parteiliebe, fertigte ihm einen Paß aus, damit er sicher nach Sicilien reisen könne. Mit diejem Ausweise versehen, gieng Burckhardt nach Pozzuoli, fand dort eine einfache Schaluppe und wollte sich, seine Leute und sein Eigenthum einschiffen. Allein die Herbeischaffung des letztern verursachte Verzögerung und neue Gefahr. Kaum war er im Begriff, das Schiff zu betreten und seine Sachen aufzunehmen, als neue Haufen sich zeigten und sich abermals seiner bemächtigen wollten. Er muß schnell das Ufer verlassen und seine Habe, auf die es noch mehr als auf seine Person abgesehen ist, im Stiche lassen. Sie fallen über seine Bedienten, Pferde, Koffer her und theilen den Inhalt unter sich, wobei ihn kein Verlust schmerzlicher berührte, als der einer kleinen Cassette, in welcher seine französischen und neapolitanischen Brevets, Dienstzeugnisse und übrigen Aufzeichnungen seines Lebens enthalten waren.

---

Wir schließen hier den Bericht über Veranlassung, Verfolg und Ausgang dieses Feldzuges. Obgleich derselbe für den Staat höchst unglücklich ausfiel und dem wackern Burckhardt Widerwärtigkeiten aller Art brachte, so erwarb er ihm doch die Achtung seiner Gefährten, namentlich aber die des Königs und seiner Minister in dem Maße, daß von nun an bei jeder Aufstellung stehender Truppen in Neapel und Sicilien ihm ein Commando anvertraut



und bald der Oberbefehl keinem andern mehr übertragen wurde, als ihm, bis er selbst in höherm Alter von dem Dienste sich zurückzuziehen wünschte. So nahm in Burckhardt's Leben das Jahr 1798, das 55. seines Alters, einen entscheidenden Platz ein und versetzte ihn in eine völlig neue Stellung in dem Staate, dem er diente.

Die folgenden Ereignisse sollen aber hier nicht ausführlich erzählt werden, ja, nur ihren Zusammenhang genauer darzustellen, würde zu weit führen. Wir begnügen uns diejenigen zu erwähnen, an denen Burckhardt unmittelbaren Antheil hatte, und folgen dabei einer kurzen handschriftlichen Aufzeichnung, deren Ursprung dem Uebersetzer dieses Aufsatzes unbekannt ist, und die den Titel trägt: »Notice sur Mr. Emanuel de Bourcard, capitaine-général au service de S. M. le Roi de Naples et de Sicile.« An die Einreihung der Einzelheiten in den geschichtlichen Zusammenhang soll dabei nur erinnert werden.

Als Burckhardt Ende Jannars in Palermo anlangte, mochte der Mann schon von da aufgebrochen sein, dem es vergönnt war, seinem Könige in der Wiedereroberung seines Landes unerwartet große und erfolgreiche Dienste zu leisten. Es war der Calabrese Fabrizio Ruffo, im selben Jahr wie unser Burckhardt geboren, früher Cardinal zu Rom, dann in bescheidener Stellung bei Ferdinand und jetzt von ihm zum Generalvicar des Reiches mit fast unbeschränkter Vollmacht ernannt. Er brach auf ohne Heer, um Calabrien in kurzem zum Aufstand gegen das französische Freiregiment zu entzünden. Mit dem „Glaubensheer,“ das er in seiner Heimat sammelte, bald auch durch kleine Abtheilungen der Türken und Russen und des wiederorganisierten königlichen Heeres verstärkt, sicherte er zunächst das fast schutzlose und von dem Einbrechen des Republicanismus

bedrohte Sicilien dadurch, daß er im Lauf des Monats Februar Calabrien eroberte, und bis Mitte Juni war er selbst in der Hauptstadt Neapel eingerückt. Die Ausschreitungen des fanatischen und räuberischen Volkes in diesem „Glaubensheer“ sind bekannt. Der ungeahnte Erfolg war freilich zum Theil Folge der österreichischen Siege in Oberitalien, welche den französischen General Macdonald nöthigten, Anfangs Mai mit dem Heere nach jener Gegend aufzubrechen.

Gleichzeitig förderte Nelson mit seinen britischen Schiffen die Rettung Siciliens und die Wiedereroberung Neapels; was Ferdinand noch von Kriegsschiffen hatte, stellte er unter das Gebot des „Siegens von Abukir.“ So besetzte Nelson Anfangs April die vor Neapels Seehafen liegenden Inseln Procida, Ischia, Capri und gegen den Schluß des Monats einige Punkte des Festlandes: Salerno, Castellamare, Sorrento und die Umgegend. Er entschloß sich zuletzt, die Unternehmungen des „Cardinals“ von der See aus zu unterstützen, wiewohl er wiederholt darin gehemmt und nach der Westspitze Siciliens abgerufen ward durch die Sorge, es möchte die französisch-spanische Flotte, welche im Mittelmeer schiffte, einen Angriff auf Sicilien ins Werk setzen. Doch gelang es den vereinigten Kräften, Neapels Castelle, zuerst Nuovo und dell' Uovo, dann auch St. Elmo zu erobern, wobei Nelson den von Ruffo geschlossenen Waffenstillstand brach und seinen Namen durch grausame Hinrichtungen befleckte. Dann schritt man zur Eroberung Capua's und Gaëta's (Ende Juli).

Welchen Antheil Burckhardt an diesen Ereignissen nahm, ist im Einzelnen nicht klar. Die »Notice« berichtet: „bei seiner Ankunft in Sicilien wird Burckhardt mit der Organisation der neuen Armee beauftragt, welche die Barone

des Königreichs joeben für den König aufgebracht hatten. Kurz darauf gibt man ihm das Commendo über die Expedition nach Procida. Er bricht auf, macht die Belagerung von St. Elmo und von Capua mit und kehrt siegreich in die Hauptstadt zurück." Indessen ist es, nach der neuesten actenmäßigen Darstellung dieser Kämpfe (Helfert: Fabrizio Ruffo, Wien 1882) nicht sicher, ob und wie Burchhardt bei Procida und St. Elmo dabei war, da sein Name dort nicht genannt wird. Ferdinand unterstützte allerdings das britische Geschwader, das unter Commodore Troubridge bei Procida stand, durch die Zuwendung einiger Schiffe; namentlich befanden sich auf der „Minerva“ unter Capitän Graf Thurn 300—400 Mann neapolitanischer Landungstruppen; aber ihr Anführer war General Pasquale Tichudy. Es bleibt, wie mir scheint, nur die Möglichkeit, daß die später von Palermo zur Verstärkung an Commodore Foote nachgeschickte Fregatte „Sirena“ auf den sie begleitenden vier Galeoten mit 800 Mann Fußvolk und 300 Reitern unsern Burchhardt als deren Führer mitnahm. Bei der Capitulation von St. Elmo (11. Juli 1799) wird der Name unseres Landsmannes nicht genannt. Wohl aber war ihm damals ein anderer Auftrag geworden. Als am 13. Juli der König auf der Fregatte Sirena — sie war unterdessen nach Palermo zurückgekehrt — und einer kleinen Flotte nach Procida abfuhr, um dann auf dem britischen Admiralschiff, dem „Donnerer,“ vor Neapel Zeuge zu sein, wie St. Elmo die Parlamentärflagge anhielte: zur selben Zeit führte Burchhardt 1400 Mann Fußvolk und 600 Reiter von Palermo über Land nach Messina; von da sollten sie nach dem Festland sich einschiffen und durch Süditalien nach Capua eilen, das schon von Roccaromana und seinen ungeordneten Bauernschaaren belagert wurde. Die Capitulation

von Capua hat Burckhardt mit unterzeichnet. Zwei Tage später, am letzten Juli, ergab sich auch Gaëta. Es zeugt für das Vertrauen, das man in Burckhardt's ehrenwerthen Charakter setzte, daß er Mitglied des „Gerichtshofes für die Capitulation Gaëta's“ wurde. Da nämlich hier, wie schon in Capua und St. Elmo, die eigenen Unterthanen Ferdinands nicht gleich den übrigen Soldaten der Garnisonen freien Abzug erhielten, so mußte die Schuld der königlichen Officiere durch Gerichtshöfe, die aus Generalen zusammengesetzt wurden, beurtheilt werden; diese hatten dann die schuldig Befundenen den Kriegsgerichten zuzuweisen. Ein solcher außerordentlicher Gerichtshof scheint auch der gewesen zu sein, dem Burckhardt angehörte.

Wir wollen hoffen, daß in jenen Tagen, wo das wieder in sein Recht eingesetzte Königthum erbarmungslose Rache nahm, wo 1000 Menschen durch den Henker oder das wüthende Volk umkamen und ebensoviele an der Freiheit gestraft wurden, daß es da unserm Mitbürger gelungen sein möge, der Leidenschaft südländischen Rachedurstes entgegenzuwirken und, wo es militärische Ehre und Ordnung erlaubte, zur Milde zu reden. Im Vorbeigehen sei übrigens bemerkt, daß nicht alles Schreckliche, was aus dieser Verfolgungszeit erzählt wird, vor der genauern geschichtlichen Prüfung besteht.

Doch die Gegenrevolution beschränkte sich bald nicht mehr auf neapolitanisches Gebiet; man griff auch Rom an. Die neapolitanischen Truppen, unterstützt von Nelson, der auf der Tiber heraufschiffte, und von den Oestreichern, die von Ancona herkamen, zwangen nach etlichen Gefechten den französischen General Garnier, zu capitulieren und Rom zu verlassen (27. Sept. 1799). Anführer der Neapolitaner war neben Rodio wieder unser Burckhardt, und es wäre für die

Stadt, welche schon wieder ihren Herrn wechselte, zu wünschen gewesen, daß so ein Mann wie er dauernd die ganze Leitung der Angelegenheiten in der Hand behalten hätte. Denn gegen die Plünderungsjucht der „Glaubensarmee,“ die mit eingezogen war, trat er ebenso entschlossen auf, als gegen die Revolutionäre. Unter strenger Wahrung der militärischen Disciplin verkündete er zugleich in einer Proclamation, es solle niemand wegen seiner bisherigen Meinung verfolgt werden; schritt, als man nicht gehorchte, kräftig ein, ließ durch Patrouillen überall die Sicherheit herstellen, so daß die Patrioten, welche klug waren, sich ruhig und ungefährdet entfernen konnten. Für dieses Benehmen erhielt er bald darauf (4. Nov.) den Titel eines Generallieutenants. Er blieb zwar Militärgouverneur von Rom, aber das politische Regiment mußte er schon 8 Tage nach seinem Einzuge an einen spanischen Granden der alten Schule, Don Diego Maselli, abtreten, der zum unbefchränkten Militär- und Civilcommandanten des ganzen Kirchenstaates ernannt war und gleich wieder das bei den Siegern beliebte Verfolgungssystem einschlug. Das Beispiel der zuchtlosen Glaubensarmee wirkte nachtheilig auf Burchard's eigene, reguläre Truppen; er hatte Mühe, dem Stehlen und den Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun. Bald mußte er übrigens ins Neapolitanische zurückkehren, um drei neue Regimente zu organisieren. Doch als an die Stelle des in Valence gestorbenen Papstes zu Benedig ein neuer war gewählt worden, der die Zügel der Regierung wieder ergreifen sollte, da wurde einige Monate später Burchardt der ehrenvolle Auftrag, das Oberhaupt der katholischen Kirche, Pius VII., zu la Storta (nördlich von Rom) abzuholen und in den Vatican zu geleiten, am 3. Juli 1800. Noch mehr Berzügen machte es ihm, durch kluge Maßregeln und Zufuhr

selbst durch eigene Opfer die Hungersnoth lindern zu helfen, welche in Folge der schrecklichen Dürre dieses Jahres den Kirchenstaat drückte.

Unterdessen hatte sich aber das Kriegsglück in Deutschland und Italien seit der Schlacht von Marengo (14. Juni 1800) aufs neue zu Frankreich gewendet. Neapel, noch immer Mitglied der zweiten Coalition (von der sich indessen Rußland losgesagt hatte), stellte im August dieses Jahres in Toscana, in dem Kirchenstaat und auf dem eigenen Gebiet eine Armee auf; den rechten Flügel befehligte Burckhardt. Man hatte hier, in den Abruzzen, neue Aushebungen vorgenommen, um der immer frecher gewordenen Glaubensarmee los zu werden; allein eben dadurch wurde die revolutionär erregte Bevölkerung immer übler gestimmt; mit Festigkeit und Mäßigung stellte Burckhardt die Ordnung wieder her. Durch welche Denk- und Handlungsweise er sich die Leute dabei zu gewinnen wußte, kennzeichnet folgender Zug. Bei Introdoco zielt ein Insurgent auf ihn; die Kugel geht ihm aber nur durch den Hut. Einige Zeit nachher sucht der Missethäter den General auf und bittet reuig um Verzeihung. Der Beleidigte gewährt ihm nicht nur dies, sondern läßt sich sogar überreden, Taufpathe seines Kindes zu sein. — Als darauf im December die Franzosen sich aus Toscana nach der Lombardei zurückzogen und in Mittelitalien nur geringe Heeresmacht stehen ließen, rückte im Januar 1801 Roger Damas mit 10,000 Mann über Rom in Toscana ein, um das Land zu erobern; er kam bis Siena, und das Landvolk schloß sich ihm an; aber der Zuzug Oestreichs kam viel zu spät, die Neapolitaner hielten gegen die Franzosen nicht Stand, und Damas wäre abgeschnitten worden und verloren gewesen, wenn ihm nicht Burckhardt durch eine vortheilhafte Diverfion mit Eilmär-

schen zu Hilfe gekommen wäre. So konnten sich beide in guter Ordnung in das römische Gebiet zurückziehen. Mit Napoleon ging es für Neapel diesmal noch glimpflich ab. In den mit Oestreich geschlossenen Frieden von Luneville (9 Febr. 1801) wurde es zwar nicht aufgenommen, erlangte aber 9 Tage später unter Fürbitte Kaiser Pauls von Rußland einen Waffenstillstand und am 18. März den Frieden von Florenz. Laut demselben mußte es nur wenig Gebiet abtreten, verpflichtete sich aber seine Häfen, so lange noch Krieg sei, allen britischen Schiffen zu verschließen; denn England blieb als einzige der Coalitionsmächte noch mit Frankreich im Krieg, bis auch diese erbitterte Feindin im Frieden von Amiens ein Jahr später für kurze Zeit die Waffen niederlegte.

Dem Frieden von Florenz war ein geheimer Artikel beigegeben, laut welchem Neapel bis zum Friedensschluß mit England ein französisches Heer von 12,000 Mann, das unter Soult die Gebiete von Otranto, Brindisi und Tarent besetzte, einquartieren, nähren, kleiden und besolden sollte. Diese Verpflichtung, die allerdings bald mit dem Frieden von Amiens aufhörte, war für das finanziell schon ruinierte Land eine überaus drückende Last. Burckhardt wurde durch geheime Instructionen seines Königs angewiesen, den ungebetenen Gästen bei ihrem Einmarsche behilflich zu sein; er widmete sich mit Hingebung diesem unangenehmen Dienst, indem er selbst von seinem eigenen Vermögen als Opfer brachte, was der Hof nicht zahlte, um seinen Fürsten nicht zu compromittieren. Und als er zur gleichen Zeit mit dem Commando der 4 Provinzen in Apulien betraut wurde, hatte er nicht nur die Verantwortlichkeit dieser delicaten Stellung zwischen dem eigenen Hof und dem französischen Befehlshaber zu tragen, sondern es

galt auch, mit Entschlossenheit dem letzteren gegenüber die Unordnungen zu bekämpfen, die das französische Heer begieng. Auch entstanden Unruhen in der Terra di lavoro. Er eilte hin, sie zu unterdrücken; und kaum war er damit zu Ende, so mußte er aus gleichem Grunde in die Abruzzen sich begeben, wo er der Liebling der Bevölkerung geworden war, um auch dort alles ins Reine zu bringen.

Erst im Juni des Jahres 1802 konnte Ferdinand in seine Hauptstadt Neapel zurückkehren, die er seit  $3\frac{1}{2}$  Jahren nicht mehr betreten hatte, und gegen Ende des August fand sich auch die Königin von Schönbrunn, wo sie einige Jahre Ruhe gesucht hatte, eben dort ein. Der König ernannte zu seinem Stellvertreter oder „Vicekönig in Sicilien“ am 3. Juni 1802 seinen treuen Emanuel Burckhardt unter dem officiellen Titel: Comandante generale d'armi del regno di Sicilia,\*) womit ein ansehnliches Einkommen verbunden war. Diese Stelle war schon lange abgeschafft gewesen, aber der König stellte sie eigens zu Burckhardt's Gunsten wieder her, und um sie für ihn noch werthvoller zu machen, wollte er ihn persönlich damit betheiden. Es war für den pflichtgetreuen, aufopfernden Diener eine unvergeßliche Stunde, als ihn Ferdinand auf sein Lustschloß von Arenella kommen ließ und, unter Ankündigung seiner Ernennung, die rührenden Worte an ihn richtete: „Ich konnte dir keinen geringern Platz geben, um dich

---

\*) Dieselbe Ehre des Vicekönigthums von Sicilien wurde später einem andern Schweizer zu Theil, dem General Joseph Anton Tschudy, einem Enkel des alten Joseph Anton und Sohn Fridolins, des Gouverneurs von Gaëta; dieser Jos. Ant. war am 14. Oct. 1776 zu Neapel geboren und starb unverheirathet auf seiner Vicekönig-Residenz zu Palermo im Jahre 1839 (nach einer Mittheilung aus dem Tschudy'schen Stammbaum).

Jahrbuch 1843.



würdig zu belohnen für alles, was du verdienst, und für die Dienste, die du mir zu allen Zeiten erwiesen hast.“ Nicht minder muß es Burckhardt gefreut haben, daß die Einwohner der Abruzzen, sobald sie davon hörten, eine Bittschrift nach der andern an den König sandten, daß ihnen ihr bisheriger Militärcommandant gelassen würde; Ferdinand gieng nicht darauf ein, ließ ihm aber, gerührt von dieser ehrenvollen Anhänglichkeit der Leute, durch den Kriegsminister davon Kenntniß geben und seine volle Befriedigung ausdrücken.

Die Statthalterei auf Sicilien war ihm aber mehr zu dem Zwecke übertragen worden, seine ökonomische Lage zu heben, als um ihn dort müßig sein zu lassen. Kaum in Sicilien angekommen, mußte er auf das Festland zurückkehren, um in mehreren Städten ausgebrochene Unruhen zu beschwichtigen; im Frühjahr und Sommer 1803, als die Küsten Siciliens und Calabriens von Corsaren bedroht wurden, hatte er einen Militärcordon zu organisieren, und dasselbe that er im folgenden Jahr an der festländischen Küste und der römischen Grenze, da man von Toscana her die Einschleppung einer Pest befürchtete. Nur im Anfang des Jahres 1805 konnte er sich einmal in dem schönen Palermo gemächlich ausruhen; er ließ dahin seine Frau Therese Münster, die er schon in Frankreich geheirathet hatte, nachkommen, sowie seine drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne. Die Tochter Henriette verheirathete sich in eben diesem Jahre an einen reichen Sicilianer, Don Antonio de Stefano, Baron von St. Lorenzo; die beiden Söhne, Emanuel und Gaetano, wurden Militärs und verheiratheten sich 1820, im Todesjahr ihres Vaters, der eine an die Generalstöchter Donna Marianna, Baronin de Spuches, der andere an Donna Clementine Viglia, die

Schwester eines Commandeurs des Malteser Ordens. Ein Enkel des Vicekönigs, also der Sohn eines dieser beiden, Namens Francesco de Bourcard, hat in den Jahren 1857 und 1866 zwei illustrierte Bände über die Sitten und Gebräuche Neapels und seiner Umgebung herausgegeben (*usi e costumi di Napoli e contorni descritti e dipinti*); er überlieferte dem Kleinen Rathe Basels zu Händen der öffentlichen Bibliothek ein Exemplar davon, ein Beweis, daß sich die Familie noch mit Liebe an ihre einstige Vaterstadt erinnert und ein Anrecht darauf hat, auch bei ihr im Andenken zu bleiben.

---

Doch kehren wir nach Neapel und Sicilien zurück. Das Land war seit dem Frieden von Florenz immer mehr von Frankreichs Willen abhängig, das eines schönen Tages, mitten im Frieden, durch seinen Botschafter, den schroffen Republicaner Alquier, erklären ließ, man werde den Neapolitanern 13,000 Mann Franzosen ins Land schicken, weil England den Frieden von Amiens gebrochen habe! Wirklich zog General Saint-Cyr mit der Einquartierung in die östlichen Gebiete des Königreichs ein (Juni 1803). So mußte Neapel entgelten, was England verschuldete. Die Königin sah es scharfsinnig voraus: „Sie werden, schrieb sie, uns zu Grunde richten und uns dann eines schönen Tages, wenn sie übler Laune sind, aus unserm Reiche jagen, wie sie es dem armen König von Sardinien gemacht haben“..... „ich weiß nicht, was uns bevorsteht; aber wie ich die Dinge sehe, sind wir diesmal viel sicherer und methodischer verloren, als im Jahr 1798.“ So kam es. Mochte man auch auf Frankreichs Forderung den England begünstigender Minister Acton entlassen: Napoleon, bald darauf Kaiser

geworden, erklärte sich am 18. März 1805 in dem »statut constitutionnel« auch zum König von Italien und stieß schon im Mai des Jahres, als Neapel ihm in Mailand nicht huldigen ließ, rohe Drohungen gegen die Königin, die „moderne Athalia“ aus: „er werde ihr nicht so viel Land lassen, als man dereinst brauchen werde, sie zu begraben.“ Er war offenkundig schon entschlossen, Neapel, wie die andern Länder Italiens, zu einem Clientelstaat seines französischen Kaiserreichs zu machen. Den Anlaß zum Eingreifen gab ihm das zweijüngige Benehmen des Neapolitaner Hofes, der, schon im Geheimen mit England und Rußland im Einverständniß, mit Frankreich einen Neutralitätsvertrag abschloß, denselben aber zwei Monate später brach durch Aufnahme einer englisch-russischen Flotte in den Hafen Neapels (20. Nov. 1805). Man war eben immer noch durch die gegen alles Recht aufgenöthigte französische Einquartierung hart bedrängt und sah nur zu deutlich die Unvermeidlichkeit eines Bruches. Napoleon, nach der Schlacht bei Austerlitz durch den Preßburger Frieden von Oestreich völlig als Sieger anerkannt, ließ gegen Neapel marschiren, „um,“ wie es in dem Armeebefehl hieß, „den Verrath dieser Königin zu strafen und das verbrecherische Weib, das mit solcher Schamlosigkeit alles verlehrt hat, was heilig unter den Menschen ist, vom Throne zu stoßen.“ Neapel, von den verbündeten Russen und Engländern im Stiche gelassen, übergab bald seine Festungen an die Franzosen, seine Heere wurden geschlagen, und König und Königin mußten zum zweiten Mal nach Sicilien fliehen (Januar und Februar 1806). In Neapel zog Napoleons milderer Bruder Joseph ein, um später (1808) seinem Schwager Joachim Murat Platz zu machen.

Da rief man abermals Burckhardt in Thätigkeit und ernannte ihn zum Mitglied der Vertheidigungs-Junta von

Sicilien; er hatte die Trümmer der in Calabrien geschlagenen Armee neu zu organisieren und die Insel in Vertheidigungszustand zu setzen. Er hatte damals häufig Zutritt bei der Königin, die sich der immer mächtigeren und selbstüchtigeren Protection Englands zu entziehen suchte und daher die Militärkräfte des eigenen Landes stärken wollte. Indessen besetzten die Engländer, zum Schutze gegen das nun feindlich gewordene Festland Calabriens, den östlichen Saum der ganzen Insel, östlich von einer Demarcationslinie, die von Cap Orlando südwärts nach Cap Passaro gieng; doch waren auch die neapolitanisch-sicilischen Truppen, welche dort Burckhardt befehligte, unter den britischen Commandanten Sir John Stuart gestellt. Unter eben diesem General machte Burckhardt die Flottenexpedition des Jahres 1809 mit. Es schien nach dem Erfolg der Schlacht bei Aspern, daß man an eine Wiedereroberung Neapels denken könne, und so zog mit der stattlichen Flotte der Engländer auch der 19jährige Prinz Leopold aus, die stolze Hoffnung seiner königlichen Mutter. Er sollte nach dem Willen des Vaters Vicekönig alles Landes werden, das man dem Feinde entreißen könnte. Dabei war ihm General Burckhardt als militärischer Rathgeber beigelegt. Allein man vermochte nur die Inseln Ischia und Procida einzunehmen (26. Juni) und das Festland einige Zeit zu beunruhigen; und auch diesen Gewinn gab man wieder auf, als die Nachricht von der Niederlage bei Wagram eintief, und lehrte zur lebhaftesten Enttäuschung der königlichen Mutter resultatlos heim.

Es half nichts: Ferdinand mußte diesmal abwarten, bis die europäischen Verhältnisse im Großen sich änderten; erst im Jahre 1815 sollte er in sein Königreich auf dem Festland zurückkehren können; und Marie Caroline erlebte dieses Ereigniß nicht mehr, sie starb schon im September

1814 in ihrem Heimatlande Oestreich. Aber während der neun Jahre, die Ferdinand in Palermo zubrachte, gab es, wenn auch nicht eigentlichen Krieg, so doch Unruhen und Unannehmlichkeiten genug, da die Briten in der Person ihres Gesandten Lord William Bentinck sich immer mehr auch in die innern Angelegenheiten Siciliens einmischten; und doch konnte man ohne englische Kriegsmacht und englische Subsidien sich nicht halten! Zuletzt gab England der Insel sogar eine Verfassung nach dem Muster seiner eigenen (1812); der König — der ohnedies meistens auf seinen Jagdschlössern lebte — ernaunte seinen ältesten Sohn zum Alter-Ego und Lord Bentinck zum General-Capitän der sicilischen Truppen. In diese Jahre, 1812 und 1813, fallen heftige Unruhen und Volksaufläufe zu Palermo; wieder mußte Burckhardt zum Frieden mitzuwirken, so daß er sich zugleich die Liebe des Volkes, das Wohlwollen des Hofes und die Achtung wie das Vertrauen der britischen Generale erwarb.

Als endlich Ferdinand nach seiner zweiten Verbannungszeit Neapel wieder betreten hatte, da wurde Emanuel Burckhardt zu neuen Ehren und zur höchsten für ihn erreichbaren Stufe erhoben: der König ernannte ihn am 15. Juni 1815 zum Generalcapitän über alle Truppen; auch wurde er Präsident des Gerichtshofes, welcher das Benehmen aller Officiere zu beurtheilen hatte, die unter der fremden Herrschaft in Neapel geblieben waren: also ein ähnliches nur höheres Vertrauens-Amt als zu Gaëta im Jahre 1799. Auch im obersten Militär-Rath erhielt er den Vorsitz.

In dieser hohen Stellung traf ihn einer unserer Landsleute, der im Herbst 1815 nach Neapel kam. Obgleich er dem General nicht anders vorgestellt wurde, denn als einfacher Handelsreisender von Basel, der seine Söhne gekannt

hätte, so empfing ihn doch Burckhardt, der sich gerade von einem glänzenden Stabe umgeben fand, gerade so, als wenn er noch einfacher Hauptmann wäre, unterhielt sich mit ihm aufs vertraulichste und zog ihn zur Tafel.

Indessen sehnte sich der schon 71 Jahre alt gewordene Greis jetzt nach Ruhe. Seine Familie lebte in Palermo, dessen Klima und Umgebungen ihm besonders zusagten; deshalb ersuchte er den König um die Versetzung in seine frühere Stellung als Generalkommandant von Sicilien. Ferdinand entließ ihn mit Thränen und ertheilte ihm die Medaille der *costante fedeltà* (beständigen Treue), eine Stiftung für die Treuen, welche ihm nach Sicilien gefolgt waren. Noch einmal aber, nachdem er im Jahre 1819 das Großkreuz des St. Georgen-Ordens erhalten, übernahm er eine schwierige Aufgabe: er sollte in Sicilien, das bisher nur temporäres Lehensaufgebot oder freiwillige Werbung kannte, die erste Conscription durchführen. Vermöge seiner Popularität gelang dies vollkommen; hatte er sich doch den Zunamen „Vater und Beschützer des Soldaten“ erworben.

Er starb am 21. Mai 1820, im Alter von 75½ Jahren, aufrichtig beweint von seinem König, der ihn noch 4 Monate vorher unter die Zahl der Ritter seines großen Ordens des heiligen Jannarius aufgenommen hatte; eine Ehre, die sonst nur fürstlichen Personen und dem höchsten Adel ertheilt wurde.

So erlangte Burckhardt durch Tüchtigkeit in seinem Beruf und Treue in seiner Pflicht Ehrenbezeugungen, die er nie gesucht hatte; standhaftes Benehmen und Keuschigkeit gegen seine Untergebenen erwarben ihm und seiner Familie eine neue Heimat, da ihm das Schicksal die alte baslerische genommen hatte. Spät erst, aber nicht unverdient, bittet er hier bei seinen alten Mitbürgern um ein ehrendes Andenken.

## Anmerkungen.

Den Anlaß zu der Veröffentlichung dieser Blätter bot der Umstand, daß unter den Manuscripten des Herrn Dr. J. R. Burckhardt, die auf der hiesigen vaterländischen Bibliothek ansbewahrt sind, sich eine druckfertige Arbeit über den Gegenstand vorfand. Der Verfasser, der im Jahre 1873 starb, hatte dieselbe zuerst am 29. März 1849 in einer Sitzung der historischen Gesellschaft zu Basel vortragen und „nach einer Reihe von Jahren“ für den Druck ungearbeitet. Die Benützung der stellenweise fast unleserlichen Handschrift war dem Herausgeber dadurch erleichtert, daß ihm Herr B. Meyer-Kraus seine schöne Abschrift, die er schon früher nach dem Original genommen hatte, aufs freundlichste zur Verfügung stellte; ich spreche ihm dafür hier meinen besten Dank aus.

Fiscal Burckhardt hatte sich große Mühe gegeben, Näheres über die Lebensumstände General Burckhardt's zu finden, da derselbe bisher nur gelegentlich von militärischen Schriftstellern genannt, aber nie biographisch behandelt worden war. Der Verfasser zog also bei den damals noch lebenden Verwandten und Bekannten Emanuel Burckhardt's schriftlich und mündlich Erkundigungen ein. Aus solchen stammt z. B. die Notiz über den Besuch eines Baslers i. J. 1791, S. 120. Die oben S. 154 erwähnte »notice,« deren Original bei dem Manuscripte J. R. Burckhardt's liegt, ist wahrscheinlich von einem Mitgliede der Familie verfaßt. In alle dem, was die Schilderung der Person selbst betrifft, hat der Herausgeber wenig Neues beizubringen gefunden und folgt er deshalb fast durchans den Worten des Manuscriptes. Dagegen wurde die Darstellung der

politischen Verhältnisse des neapolitanischen Königreiches und die Characterisirung der handelnden Personen nach Inhalt und Form völlig neu bearbeitet; es war dies nach den neuesten Publicationen des Freiherrn von Helfert namentlich in Bezug auf die Königin Marie Caroline nothwendig.

Diese Publicationen sind folgende:

1) im Archiv für österreichische Geschichte Bd. 58; 1879, Zeugenverhör über M. K. von Oestreich aus der Zeit vor der großen, französ. Revolution 1768—1790;

2) Königin Karolina von Neapel und Sicilien im Kampfe gegen die französ. Weltherrschaft 1790—1814, Wien 1878.

3) Fabrizio Ruffo, Revolution und Gegenrevolution in Neapel, Nov. 1798 bis Aug. 1799, Wien 1882.

Dagegen ist mir die Schrift desselben Verfassers: Joachim Murat, Wien 1878, nur bekannt nach dem längeren Referat Alfred Reumont's in: Archivio storico italiano, IV. Serie tom. II, 1878, wo auch über Nr. 2 beistimmend berichtet wird. — Helfert schöpft aus bisher unbenutzten Acten der Wiener Archive und aus zahlreichen Memoiren. Das bisherige Urtheil über die neapolitanische Regierung wird dadurch wesentlich modificiert; es beruhte eben mehr auf französisch-republikanisch gestimmten Berichterstatlern. Unter diesen letztern waren die wesentlichsten: der phantasie-reiche, einseitige Colletta; der gemäßigte Botta; Denkwürdigkeiten des General Pepe, der nur in den auf Autopsie beruhenden Partien zuverlässig ist und auch da parteiisch urtheilt; die Memoiren des russischen Grafen Orloff gelten für zuverlässig; doch ist der Herausgeber Duval in seinen Zusätzen meist von einseitigen französischen und italienischen Darstellungen abhängig. Solche sind der Zeitgenosse Cuoco in seinem schon 1801 (und später wieder-



holt 1806) erschienenen »saggio storico sulla rivoluzione di Napoli« — den ich nicht kenne — und der bekannte, pikante aber lästerungsjüchtige Graf Gorani: »mémoires secrètes et critiques des cours .....« 1793. Weiteres sehe man in Helfert's „Registern“ am Schlusse seiner Publicationen.

Ueber den Feldzug Neapels im Jahr 1798, der in obigem Aufsätze ausführlicher behandelt ist, sind dies die maßgebenden Quellen.

a. französische:

1) Bonnamy, coup d'œil sur les opérations de la campagne de Naples etc. 1800. Der Verfasser war Generalstabs-Chef Championnet's. Da ihm bei der Abfertigung seines Generals das Directorium seine Notizen confiscierte, so mangeln viele Daten und Namen; die Darstellung ist aber trotz dem enthusiastischen Lob der französischen Tapferkeit zuverlässig und klar und, wie sich bei der Stellung des Verfassers denken läßt, maßgebend für das, was auf französischer Seite geschah.

2) Victoires, conquêtes, désastres, revers et guerres civiles des Français de 1792 - 1815, tom IX u. X. Die hier in Betracht kommenden Partien dieses bündereichen Werkes sind aus Bonnamy schamlos abgeschrieben; die Paraphrasen und Umstellungen verhüllen diese Thatfache nicht. Doch sind hier und da Namen und Daten, wohl aus officiellen Berichten, beigelegt; bequem sind die beigegebenen Pläne und Karten.

3) Duval in seinen Zusätzen zu Orloff (1819) beruht auf Nr. 2, Gorani, Cuoco und andern, offenbar parteiischen Nachrichten.

b. neapolitanisch-österreichische. Sie gehen alle auf eigenhändige Berichte Mack's zurück, des Obergenerals

auf neapolitanischer Seite. Dieselben sind theils wörtlich, theils in getreuem Auszug mitgetheilt bei Vivenot: zur Geschichte des Raftadter Congresses, Wien 1871, Einleitung S. 83—116. Es sind zwei während seiner Gefangenschaft in Frankreich (über welche der Gefangene selbst berichtet in Posselt: europ. Annalen 1800, S. 137—150) im Monat Juni 1799 an Thugut eingesandte Aufzeichnungen Mack's, nämlich:

1) Erläuterungen über meine Ankunft und meinen Aufenthalt zu Caserta bis an die Kriegserklärung, Dijon 30. Juni 1799.

2) Kurze Geschichte des in seinen militärischen Gräueln einzigen Feldzuges der neapolitanischen Armee, Dijon Juni 1799.

Vivenot scheint nicht zu wissen, daß Nr. 2 identisch ist mit dem anonymen Bericht, den schon die österreichische militärische Zeitschrift des Jahres 1821, Heft 9 veröffentlichte. Hier ist Manches, was Vivenot nur im Auszug gibt, ausführlicher; für Manches verhält sich's umgekehrt. Die Anmerkungen des Herausgebers fußen lediglich auf dem oben citierten Werke: »victoires conquêtes etc.« Eine dritte Publication, in Archenholz' Minerva 1805, März und April (die letztere Nummer fehlt auf unserer öffentlichen Bibliothek) geht ebenfalls auf Mack's Ausgaben zurück. Der erste Generaladjutant Mack's Graf Moriz von Dietrichstein berichtet dort, in Entgegnung auf einen Artikel der Minerva, März und April 1804 (der ein Auszug aus Cuoco's: »saggio storico« war) über die „Geschichte des letzten Revolutionskrieges in Neapel;“ obichon der Verfasser selbst Mack's Mitwissen über diese Publication leugnet, braucht er doch mehrfach die Worte desselben; so gleich Anfangs: in dem in seinen militäri-

ischen Gräueln einzigen Feldzuge der neapolitanischen Armee bekleidete ich die Stelle des ersten Generaladjutanten.“ Der Aufsatz, der übrigens noch einiges Neue enthält, z. B. über den Kriegsminister Ariola, beschuldigte den Fürsten Moliterno der Verrätherei und rief einer Erwiderung desselben: »appel au général Mack;« darüber s. *Minerva* 1805 September und *Pepe: Denkwürdigkeiten* (deutsch) I. S. 32f.

Wir besitzen demnach über den Krieg Neapels die Berichte der leitenden Personen von beiden Parteien. Die beste Bearbeitung, offenbar auf beiderlei Quellen beruhend und mit dem militärischen Scharfblick eines Kenners geschrieben, ist die des General Jomini: im XI. Bande seiner »*histoire critique et militaire des guerres de la révolution*,« neue Ausg. 1822. — Kurz wird die Sache auch bei Helfert erzählt sowohl in seiner »*Königin Karolina*« als namentlich in »*Fabrizio Ruffo*.“

Ueber die Verhandlungen vor dem Kriege soll nach letzterm S. 3 »erschöpfend und lichtvoll« sein; Hüffer, *Rastadter Congreß* II. S. 111—150, ein Buch, das mir nicht zu Gebote stand. Hiefür stützte ich mich auf Helfert und die bei Vivenot, *Rastadter Congreß*, mitgetheilten Depeschen Thugut's. — Einiges, namentlich die Schilderung des Augenzeugen S. 151, bot Posselt: *europäische Annalen* 1799, I. S. 161—177; 203—254, wohl der früheste deutsche Bericht, dem auch die Kriegsproclamationen und andere Actenstücke beigegeben sind. — Ebenda Jahrg. 1798, III. S. 262—274, findet sich eine sachkundige Beurtheilung des neapolitanischen Kriegswesens von der Hand eines Augenzeugen; über die Salis'schen Reformen ist mit derselben noch zu vergleichen Helfert »*Zeugenverhör*« S. 267, 288 f., 320f.

Das einzige Bild Burckhardt's das ich kenne ist ein kleiner Kupferstich der Sammlung des hiesigen Antiquariums; der „Generalcapitän“ erscheint in diesem Brustbild mit Uniform und Schärpe bekleidet ohne Kopfbedeckung. Der Abdruck ist aber ein so unvollkommener, matt und abgeblaßt, daß er schwerlich mehr den ursprünglichen Charakter des Kopfes wiedergibt. Immerhin erkennt man in den sonst wenig-sagenden Zügen die Gutherzigkeit, die in der That dem Manne eigen muß gewesen sein; man würde aber hinter dem ganz bartlosen Gesicht mit den Löckchen an den Schläfen den unerjochtenen Krieger und im Befehligen vielfach erprobten General nicht suchen.

# Abbruch des Todtentanzes in Basel.

Von

Achilles Burchhardt.

**F**remde, welche im vorigen Jahrhundert nach Basel kamen, pflegten einen Besuch des Todtentanzes nicht zu versäumen; in Briefen und Beschreibungen ist davon viel die Rede.

C'est-là — bei der französischen Kirche — que l'on voit sur une muraille du Cimetière cette fameuse peinture, qui représente la Danse des morts; dont le dessin est si beau, que les peintres le vont étudier. Comme le temps l'avoit presque à demi effacée, on l'a fait raccommo-der et remettre en couleurs, il y a plus de cent ans. On croit communément que cette peinture est du fameux Holbein. Mais on s'y trompe, car elle était faite long-temps avant la naissance de ce Peintre.

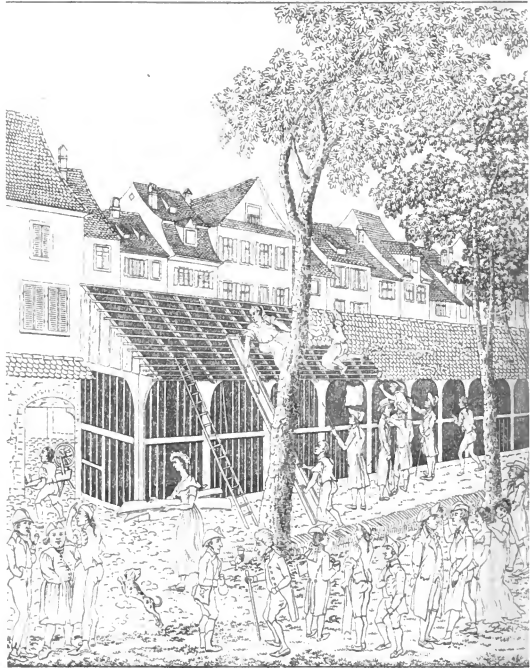
Ähnlich äußert sich ein Buch über das Interessante in der Schweiz aus derselben Zeit (1778), doch wird dort fortgefahren: Gemeinlich hält man Holbein für den Maler; es ist aber eines gewissen andern Werk, dessen Namen Bock heißet, und dieser hat lange vor Holbein gelebt.“ Rüttner schreibt in seinen Briefen aus der Schweiz den 13. März 1777: „Ich blieb, wie ich oft thue, ein Weilchen vor dem berühmten Holbeinischen Todtentanz stehen. Was dieses Gemälde ehemals mag gewesen sein, weiß ich nicht; die Kenner sagen,

man sehe noch jetzt eine große und erhabene Zeichnung in allen Figuren und Gruppen. Da das Ganze bloß durch ein Gitter bewahrt ist, so werfen die Knaben, die auf dem Platze spielen, ohne Unterlaß Koth und Steine an das Gemälde. Vorausgesetzt nun, daß diese beste Welt zu allen Zeiten die nämliche war, so läßt sich mit ziemlicher Wahrheit schließen, daß die Knaben vergangener Zeiten das nämliche thaten. Da aber an dem Bilde gelegen war, so wurde es oft reparirt, übermalt, überkleistert, so daß jetzt das Hauptwesen davon eine plumpe Masse von Farben ist.“ Ein prophetisch-wahres Wort über diese beste Knabenwelt, sowohl wenn wir aus der Zeit des Schreibers vorwärts schauen in unsere Tage, als wenn wir um 100 Jahre zurückblicken und das Rathsprotokoll vom 30. Juni 1658 aufschlagen; dort lesen wir: „Eingezogen: Der erneuerte Todtentanz werde von den Buben widerumb verderbt — also damals schon die gleiche Welt — solte solches durch Mandat verboten werden.“ Wird beschlossen: „Soll uff den morndrigen Tag auf allen Bünften publiciert werden, daß die Eltern Ihre Kind davon abhalten, widrigenfalls man Sie, die Eltern, neben Versekung des Schadens umb 1 Mark Silbers abstraffen soll, insonderheit auch zu St. Johann von Hauß zu Hauß umbgesagt werden und im Prediger-Closter gute aussicht gehalten werden.“ Vier Jahre später, in einem Brief vom 6. Februar 1781, ist Küttner über den Urheber der Bilder anders berichtet: „Das dritte große Werk, das Herr von Mechel herausgegeben hat — Kunstfreunde, welche durch Basel kamen, unterließen kaum einen Besuch im Mechel'schen Hause — ist der holbeinische Todtentanz, den Sie mit dem bekannten Todtentanze auf dem Kirchhose der französischen Kirche nicht verwechseln müssen, denn letzterer ist nicht von Holbein, wenigstens sind die,

welche hier am meisten von der Kunstgeschichte wissen, mehr dawider als dafür. Die Zeilen, in denen der Tod zum Maler sagt: „Hans Gluber laß das Malen stehn,“ sind freilich kein zureichender Beweis, daß dieses Gemälde von Gluber und nicht von Holbein sei; denn Holbein konnte für die Person des Malers vorzugsweise seinen Lehrer Glauber wählen; gerade als wenn Jemand den Tod zum Dichter sagen ließe: „Klopstock laß das Dichten sein.“ Die Sache ist, daß man Ursache hat zu vermuthen, daß dieser Todtentanz schon in einer Zeit existierte, in der Holbein entweder noch nicht geboren oder äußerst jung war.“ Derselbe Irrthum, den Restaurator Klauber für den ersten Maler zu halten, begegnet auch dem Basler Professor Leonhard Meister (1782), der im Uebrigen an der richtigen Tradition festhält, die Bilder seien zur Zeit des Concils „zum Andenken der damaligen Pestseuche“ gemalt worden, der dann weiter, wahrscheinlich nach einer landläufigen Tradition, im Papste den in Basel gewählten Felix V., im Kaiser Sigmund, im König Albert II., „die alle bei der Kirchenversammlung gegenwärtig gewesen,“ erkennen will. Zuletzt lassen wir einen Franzosen reden, der seine Briefe über die Schweiz anonym veröffentlicht hat, obschon es ihm an eitler Selbstgefälligkeit nicht zu mangeln scheint; der Mann ist mit unsrer Vaterstadt nicht sehr zufrieden; schon die holprigen Straßen erwecken in ihm den Eindruck, als seien sie von Denkalion und Pyrrha gepflastert: »Il y a peu de chose à voir à Basle, et une journée suffit pour examiner à son aise toutes les curiosités de cette ville. Un laquais de place le plus bête des Cicérons, que j'aie vu de ma vie, me mena d'abord chez les Dominicains, qui possèdent une suite de tableaux connus sous le nom de la danse des morts, attribués au







*Démolition de la Danse-des-morts.  
Desinée d'après nature par J. R. Fey*



Peinture, E. Bascour, Paris

es, au faubourg. S<sup>t</sup> Jean à Bastee  
abend les 5 & 6. d' Août 1805



celèbre Holbein. Rien n'est plus aisè qui de voir, qu'ils n'en sont pas. Il n'y a dans cette bizarre composition ni génie ni dessin, ni colorit; et c'est sûrement le fruit du délire des quelque barbouillier du quinzième siècle. L'idée, qui est assez morale, répétée tant de fois devient fastidieuse et bientôt insoutenable . . . Ces tableaux sont en général mal composés et de dépourvus de perspective. On prétend qu'effectivement Holbein a peint et gravé en bois une danse des morts: mais si elle est aussi mauvaise que celle de Basle, il aurait pu s'en épargner la peine.» Und noch mehr als diejenigen, welche das Gemälde ausführlich besprechen, zeigen die, welche die Sache nur berühren, daß Münster und Rathhaus damals viel geringere Merkwürdigkeiten waren als der Todtentanz und etwa noch der Umstand, „daß die Uhren hier eine Stunde zu früh gehen; da beides schon bekannt genug ist, so brauche ich mich nicht weiter dabei aufzuhalten,“ äußert sich ein Pariser Parlamentsrath im Jahre 1778.

Alle diese Urtheile zeigen nun deutlich, daß man das Werk als große Kuriosität betrachtete, aber der Sinn für das historische Denkmal als solches, das liebevolle Eingehen auf das künstlerische Wollen einer entlegenen Vergangenheit waren am Erlöschen; rechnet man dazu den schlechten Stand der Erhaltung, in dem sich die Bilder, zumal die unteren Partien, befanden, so wird man es nicht weniger beklagen, aber doch leichter begreifen, daß der Eifer zu einer umfassenden Herstellung des Werkes gänzlich fehlte. An einem allerdings eigenthümlichen Vorschlag, nicht das vorhandene auszubessern, sondern das ganze neu al fresco an die Wand zu bringen, fehlte es nicht. Am 14. Mai 1760 nämlich wurde im Rathe folgende Zuschrift verlesen:

Wohlweiser Herr Bürgermeister,  
Hochgeachtete, gnädige Herren!

Hey meiner allhiefigen Ankunst bin ich begirig gewesen, die Seltenheiten hiesiger Statt und besonders die Malheren als solche Dinge, die in meine Kunst einschlagen, zu besehen, und habe bey dem Todtentanz angemerkt, daß selbiger schon verschiedene mahl erneuert und außgebessert worden, auch dormalen wiederumb zimlich presthaft seye. Obwohlen nun an der Malheren noch vieles zu verbessern, so muß man doch auch gestehen, daß sie noch zimlich gut, und schad, daß solche so verderbt seye. Es ist aber dabey zu betrachten, daß wann der gröste und geschickteste Meister diese Arbeit aufertigen thäte, selbige wegen der Feuchtigkeit des Places bald wiederumb verderben und je länger je schadhafter werden müßte.

Da ich nun von Jugend an mich der Malheren gewidmet und meinen grösten Fleiß auf die Arbeit à fresco gewendet, auch umb mich darinn desto stärker und geübter zu machen, viele Länder durchreisjet, und hin und wieder gearbeitet habe, mithin durch eine lange Erfahrung nicht nur diese Kunst wohl verstehe, sondern beynebens auch ein Geheimnuß erlehrt und besitze, wie dergleichen Gemähde vor derselbigen so schädlichen Feuchtigkeit verwahrt werden können; So underwunde mich Euer Gnaden in tiefster Ehrfurcht anzufragen, ob Hochdieselbe gesinnet wären, bedeuten Todtentanz als eine Arbeit à fresco wiederumb neu mahlen zu lassen, und bey solcher Willens-Meynung meine Dienste underthänigst anzutragen, mit der blündigsten Versicherung, daß meine Arbeit nicht allein allen Beyfahl finden, sondern auch diejenige Composition oder das Mittel, welches die Feuchtigkeit von der Mauer abtreiben und deren widerstehen solle, von solcher Güte seye, daß die Malheren dar-

durch gleichsam verewiget, und diese solang die Maur aufrecht stehet nichts leiden und in 200 Jahren annoch wie neu seyn werde, wordurch der sonsten durch öftere Erneuerungen darauf gehende Kosten erspahret wird. Meine Arbeit solle auch von einem ganz besondern guten Gout oder Geschmacke seyn, wie dann der Unterschied zwischen der jetzigen und der Meinigen sich alsobald an wenigem äusseren wurde. Ich will nicht berühmen, daß sobald kein Meister meines gleichen allhero kommen werde, und meine Wissenschaft allzusehr erheben, indeme das Werck den Meister loben muß, dahero mich anheischig mache, an einem Ort, welches Euer Gnaden mir anzuweisen beliebt, ein Stück zur Probe meiner Geschicklichkeit zu machen, ehe ich die Hand an das Haupt Werck lege.

Ueber diesen meinen Underthänigen Antrag bitte Euer Gnaden ganz ehrerbietigt dehero kluge Gedanken walten, und dehero Gnädigen Entschluß mir so fürderlich als möglich eröffnen zu lassen, damit wann diese Arbeit nicht zu hoffen, an der fortsetzung meiner Reise nicht lang aufgehalten werde.

Zu welcher Erwartung und Gnädigen Willfahrr in tieffter Submission verharre

Euer Gnaden

Underthäniger Diener

Joseph Visconti, Peintre.

Der Beschluß, der darauf erfolgte, lautet: „wird von dieser Malerei abstrahiert, und kann Herr Visconti verreisen.“ So wurde glücklich von einer solchen, leider aber auch von jeder angemessenen Herstellung abgesehen. Die Schäden des Gemäldes mehrten sich, auch das Gebäude selbst, der mit Ziegeln gedeckte hölzerne Gang, wurde immer kaufälliger. Ein Bericht des Herrn Falkner, des Direktors der Schaffnuey,

das heißt der Verwaltung der ehemaligen Klostergüter, zeigte am 1. Sept. 1802 dem Bauamt an, in wie schlechtem Zustand das Gebäude sei. Wie ein Beschluß derselben Behörde vom 19. April 1804 vermuthen läßt, litt dasselbe nicht allein von Sturm und Wetter und der Schuljugend; denn auf den Antrag „wegen der Unreinlichkeiten auf dem Todtentanz solle der Schlüssel zum Thor daselbst Jemand anvertraut werden, der genaue Aufsicht darüber halte,“ wird erkannt, „soll der Schlüssel dem Sohn des bisherigen Schließers Meister Kündig abgefordert und dem im Predigerkloster wohnenden Meister Hofer mit den nöthigen Befehlen eingehändigt werden.“ Das Beste wäre nun gewesen, Meister Hofer hätte recht lange Jahre diesen Schlüssel in treuer Verwahrung behalten und hätte gegen die jungen Schützen, die dennoch über die Mauer kletterten, sich übten mit Steinen zwischen den Latten hindurch die Figuren zu treffen, recht reichlich dasjenige Buchtmittel angewendet, welches gegen die Menschenwürde verstößen soll, bis eine andere Zeit gekommen wäre, welche dem Schaffen der Vergangenheit ein besseres Verständniß entgegengebracht hätte. Allein so dachten die Nachbarn des Todtentanzes zu St. Johann nicht; sie richteten an den Stadtrath eine Petition, welche unter dem Datum des 26. Oktober 1804 die Namen von zwanzig Bittstellern trägt; geschrieben ist dieselbe von Senfal Heusler, welchen man in jenen Tagen früh Morgens schon eifrig von Haus zu Haus die Unterschriften sammeln sah, verfaßt von ihm, vielleicht gemeinschaftlich mit Herrn Dietrich Iselin-Ryhiner. Sie folgt hier im Wortlaut:

„Hochgeachteter Herr Präsident, insbesondere Hochzuverehrende Herren.

Die den Platz vor der französischen Kirche umgebenden Mauern sehen besonders seit denen Jahren, da aller Arten

französische Militärfuhren, Schmidten u. s. w. beständig dorthin verlegt waren, mehr den Ueberbleibseln eines verstorbenen Orts, als einem Theil einer bewohnten Stadt gleich.

Ein guter Theil des ehemals mit Waasen bewachsenen Platzes ist zu einem Brachacker umgeschaffen, und die Gewohnheit Roth und Unrath aller Art in die Winkel und zuweilen an die Mauer längs der Straße zu schmeißen, wird ihn zuletzt zu einem die Luft verpestenden Rothbehälter machen.

Die an der einen Mauer befindlichen Malereyen, die ehemals als ein Denkmal der Kunst merkwürdig waren, sind fast gänzlich zerstört; und entfernt, — denen sie jetzt noch besuchenden sehr seltenen Fremden als eine Zierde unserer Stadt zu erscheinen — müssen sie eher den Vorwurf erwecken, ein Kunstwerk der ältern Zeiten so verwahrlost zu haben, und ein Lokal, das mit wenig Kosten eine Zierde sein könnte, zu einer wahren Verunstaltung werden zu lassen.

Da nun die Dachungen Einsturz drohen, und wenn man denselben nicht abwarten will, Ausbesserungen unumgänglich nöthig werden, so nehmen endesunterschiedene Bewohner des St. Johannquartier die Freiheit, Ihre Aufmerksamkeit darauf rege zu machen, und Sie zu bitten, statt einer Ausbesserung, die gewiß beträchtliche Kosten erfordern würde, die gänzliche Wegnahme dieser alten, unförmigen Mauern zu bewerkstelligen, das — weit entfernt den Stadtseckel unnöthig zu belästigen — eher eine Oekonomie für denselben hervorbringen wird.

Dieser Platz würde dadurch der Nachbarschaft und dem ganzen Publikum offen, die Aufsicht darüber leichter und die vielfältige Verunreinigung desselben nehme ein Ende. Der sehr schwere Rank gegen den St. Johanngraben würde verbessert und mit weniger Unkosten, als eine auch nur erträgliche Reparation erheischen würde, erhielte unsere Stadt



einen artigen Platz — den einzigen, der sich dem Auge des durchreisenden auf seinem Wege darbietet.“

Wir schmeicheln uns, Hochgeachteter Herr Präsident, insbesondere Hochzuverehrende Herren, daß alle diese Betrachtungen unserm Ansuchen bei Ihnen günstige Aufnahme verschaffen, und zweifeln nicht, daß Sie, nach vorgekommener Untersuchung, Uns in demselben entsprechen werden.“

Ein freier Platz, gesunde Luft, und dazu noch Ersparnisse, wenn man die Gebäude nicht mehr zu unterhalten hatte, auch bei der Veränderung geringe Ausgaben, da die Petenten mündlich versprochen hatten, mit Beiträgen für die Kosten aufzukommen, das mußte wirken, nach dem idealen Werthe dessen, was man zerstören wollte, scheint Niemand gefragt zu haben. Freilich ein Bedenken taucht auf: „der offene Platz war ehemals der Bestattung der französischen Refugianten gewidmet, von diesen ist noch eine einzige Person vorhanden, welche seiner Zeit auch ihre Ruhestätte finden wird,“ so tröstete man sich. „Ueberdieß sei zu wünschen, daß die Grabstätten in der Stadt immerfort möchten vermindert werden.“ Mit den Besitzern hoffte man sich abzufinden. Auch die letzte Erwägung, „daß man einen Platz nicht nur zur Bierde, sondern auch zur Bequemlichkeit derer, welche Gefährt brauchen — eben durch Correction ‚des schweren Raues‘ — gewinnen würde,“ dürfen wir den Herren vom Stadtrath nicht verargen. Uebrigens lag die Entscheidung nicht in der Macht des Stadtrathes; derselbe übermittelte daher die Petition löblicher Kirchen-, Schul- und Armengutverwaltung, dem sogenannten Deputatenamt „zu geneigter Willfahr.“ Weiter wandert sie an die Ältesten der französischen Kirche; mit Vergnügen erklären diese, sähen sie der Ausführung entgegen, indem dadurch der Zugang ihrer Kirche anständiger werde. Zugleich waren

auch die Herren Deputat Dohs und Assessor Müller ersucht worden, an Ort und Stelle einen Augenschein im Verein mit einigen der Unterzeichner einzunehmen. Allein es dauert vom December 1804 bis zum April 1805, ehe die Herren, die wohl den Frühling zu ihrem Gange abgewartet hatten, im Deputatencollegium eröffnen, „daß das Gemäuer und Zubehörde wirklich alles presthaft sei und beträchtliche Ausbesserungen verlangen würde, und da ohnehin das verdorbene Gemälde des Todtentanzes selbst von keiner Bedeutung sei oder wenige Rücksicht verdiene, so dürfte allerdings durch Wegschaffung des befragten Gemäuers eine ziemliche Kostenersparniß für die Verwaltung erzielt werden.“ Von den Unterzeichnern wird sowohl „ein näherer mit einer Zeichnung begleiteter Plan über die vorhabende Einrichtung des Platzes, als auch ein bestimmter Bericht über die Summe der Beiträge, welche die dajige G. Nachbarschaft zu leisten sich entschließen werde,“ verlangt. Bald kann Herr Dietrich Iselin dem Deputatencollegium eine Liste vorlegen, auf der sich acht Subscribenten — Iselin mit Fr. 400 obenan — verpflichten, zusammen 800 Franken an die Unkosten beizutragen, wenn nach Abtragung des alten Gemäuers des Todtentanzes sowohl gegen die Vorstadt als gegen den Graben, der Platz auf gleiche Weise wie der St. Petersplatz eingefast und artig eingerichtet werde. Von der Ausarbeitung eines Planes werde abgesehen, da dies dem Gutfinden der Behörden müsse unterworfen bleiben. Die opferwilligen Bürger von St. Johann mögen sich erstaunt angesehen haben, als sie hörten, daß auf ihre generose Eingabe die gestrengen Herren Deputaten mit dem Beschluß geantwortet hätten: „Da durch die vorgelegten Piecen der leßthin ergangenen Erkenntniß kein vollständiges Genügen geleistet worden, so wird diese Sache, bis von Seite der Herren Interessenten

dem Verlangen löblichen Collegii besser entsprechende Vorschläge einkommen, annoch ausgestellt.“ Vom 16. April bis zum 4. Juni ruht nun die Geschichte, während die frühern Verhandlungen Schlag auf Schlag einander gefolgt waren, wohl in folge von Verstimmung; doch lassen sich die Tapfern nicht abschrecken; an besagtem Tage liegt auf dem Tisch im Deputatencollegium ein Plan sowohl als eine nähere Uebersicht der Kosten. Sie werden angeschlagen auf 110 Rthlr. für die Einfassung; der Abbruch soll um das Material geschehen und aus dem Erlös einiger Bäume, die wegen des Weges zur Kirche fallen müssen. Iselin schließt mit der Hoffnung, daß der Antrag keinen fernern Anstand mehr werde finden können. Jetzt endlich verfiel man auf den Gedanken, Herrn Director Falkner zu beauftragen, durch zwei Baumeister des Directorii einen Maurer und einen Zimmermann berechnen und berichten zu lassen, „wie hoch etwaun die Unkosten der damaligen nothwendigsten Reparationen sich belaufen könnten.“ In einer Eingabe, in der hoffentlich der Inhalt nicht von der Form bedingt ist, erklären die Herren Eglin und Pack, die meisten Pfosten seien faul, entzwei oder von den Pferden, so allda angebunden werden, verfressen; das Dach werde viele Traufdihlen und etliche Tausend Ziegel erfordern. Das nothwendigste wird auf 100 neue Thaler berechnet. Sie überlassen übrigens den klugen Einsichten löblichen Deputatenamts, zu erwägen, ob es nicht besser wäre, den Platz nach dem Wunsch der Besetzenten einzurichten. Der Eindruck dieser Expertise im Deputatencollegium war, daß das Gebäude einen Kostenaufwand nicht rechtfertige, daher wollte man den Anwohnern zu St. Johann willfahren. Merkwürdig genug erscheint unter diesen Umständen die Zuschrift, welche an Dietrich Iselin zu Händen seiner Genossen am 25. Juni gerichtet

wird. „Obchon V. Deputatenamt, lesen wir hier, durch den erhaltenen Augenscheinsbericht der Baumeister entnommen, daß die nöthigen Reparaturen der Todtentanz-Gebäude und Mauern keinen gar beträchtlichen Unkosten unterworfen und selbige leicht herzustellen wären, so will dennoch dieses Collegium aus verschiedenen Rücksichten der petitionirenden resp. Nachbarschaft gestatten, mit diesen Gebäuden nach vorgelegtem Plan zu verfahren, jedoch nach folgenden Bedingungen: 1) Alle Kosten fallen auf die Interessenten. 2) Neben der Kirche soll eine neue Einfahrt erstellt werden. 3) Das Eigenthum der Gräber soll den Besitzern gesichert bleiben. 4) Auch für die Unterhaltung des Places in Zukunft verpflichten sich die Nachbarn anzukommen. Alles dieß übrigens vorbehalten die Ratification des Kantonsrathes. Es liegt in dieser Antwort eine recht plumbe Schlantheit, indem das Collegium vorgiebt, die Herstellungskosten seien nicht bedeutend, hofft es die Petenten zu allen Zugeständnissen zwingen zu können. Aber nun riß auch den Herren zu St. Johann die Geduld, sie machten in einer Zuschrift an das Deputatencollegium mit Recht geltend im Namen sämtlicher Nachbarn, „daß sie sich nie mit der Einrichtung und Unterhaltung eines dem ganzen Publikum dienenden Places befassen werden, der auch Partikularen nicht zukommen kann. Daß sie demnach den vorgelegten Plan nebst dem vom Deputatenamt darüber enthaltenen Beschluß einem löbl. Stadtrath zugehen lassen und demselben die unterschriebenen Beiträge angeboten haben, in der Hoffnung, derselbe werde sich zur Beförderung eines in allen Rücksichten erwünschten Werkes ins Mittel legen.“ Das war nun freilich nicht die Ansicht der Herren vom Deputatenamt, daß eine andre Behörde rascher und leichter gewähre, was in erster Linie in ihrer Competenz stand; es wurde eine große republikanische

Eiferjucht auf den Stadtrath wachgerufen, man wollte sich ja nicht verdrängen lassen, und so gieng denn endlich jetzt erst ein Bericht an Bürgermeister und Rath (die kantonale Behörde) mit dem Gesuch, „dem Deputatenamt die Hand zu öffnen, diehorts mit den Petenten in definitive Unterhandlungen einzutreten und die begehrte Abänderung des Todtentanzes unter zweckmäßigen Bedingungen zu gestatten.“ — Es sind die oben angeführten, nur Nr. 4 über die Unterhaltung der Anlage durch die Nachbarn ist weggelassen. Aber in einem Punkte sehen die weisen Herren eine Abweichung vom Plane der Interessenten vor, sie wollen den Platz nicht mit „steuernern Stöcklein und eisernen Stäben,“ sondern mit einer „Brustmauer“ einfassen. Weßhalb diese Abänderung? hauptsächlich wohl, damit die Lente von St. Johann den leisen wohlvollenden Druck zu kosten bekommen, den ein allweises Regiment immerfort auf die Regierten ausübt. Zu der nächsten Sitzung am 12. Juli wird ein Rathserkenntniß verlesen des Inhalts, daß dem löbl. Deputatencollegio die Hand geöffnet werde, unter den von Wohl- demselben fortgesetzten Bedingungen mit löbl. Stadtrath über diese Abänderung in Unterhandlung zu treten und definitiv zu beschließen.“ Da die Ausführung dem Bauamt zukam, welches dem Stadtrath unterstellt war, so konnte dieser nicht umgangen werden. In einem Schreiben wurde demselben sofort mitgetheilt, daß das Deputatencollegium hochobrigkeitlich autorisiert sei, unter gedachten Conditionen abzuschließen. So hatten sich die beiden Instanzen wieder gewährt, auf deren Einigkeit bei der Ausführung Alles ankam. Der Stadtrath war auch in der Zwischenzeit nicht müßig gewesen, zumal da er von Anfang an den Petenten gerne ohne viel Umstände entgegengekommen wäre. Daher hatte die Behörde auch die Einrede des Herrn Dietrich Iselin und

seiner Genossen ganz correct befunden und sämtliche Schriften und Pläne dem Bauamt zugestellt, damit dasselbe „über die zweckmäßigste Einrichtung Bericht und Kostenüberschlag eingebe“. Gleich nach beendeter Sitzung den 5. Juli begab sich das Bauamt in corpore an Ort und Stelle, einen Augenschein einzunehmen; die Frucht war ein Bericht an den Stadtrath, der die Aufstellungen des Deputatenamts gegenüber den Petenten als unrichtig erweist; das Bauamt kann nicht gelten lassen, „daß die Reparationen keinen gar beträchtlichen Unkosten unterworfen und der Schaden leicht herzustellen sein sollte;“ es betrachtet solche Behauptung vielmehr als eine Bestätigung der in der Folge in gleicher Insinuation geäußerten Erklärung, „daß man sich jedes dahेरigen Kostenbetrages enthoben wissen wollte.“ Es fordert den Stadtrath auf, von sich aus voranzuschreiten und fügt eine Berechnung über die Kosten der Einfassung des Plages mit Eisenstäben oder mit einer Mauer bei; die erste Art der Einrichtung wird auf Fr. 723, 2 Bagen, 5 Rappen, die andere auf Fr. 885, 5 Bagen, berechnet; schließlich wird noch die Erstellung einer dritten Einfahrt neben dem Chor der französischen Kirche vorgeschlagen. Die Abtragung der Gebäude solle durch das abfallende Material gedeckt werden. Inzwischen war auch das Zerwürfniß mit dem Deputatenamt gehoben worden. Indem dasselbe dem Stadtrath, wie wir eben sahen, mittheilt, daß es zu definitivem Abschluß bevollmächtigt sei; wobei freilich die Bemerkung nicht unterdrückt werden kann, „diese Anzeige wird in der Absicht gemacht, weil besagten Herren Verordneten nicht unbekannt ist, daß die Petenten wegen fernerer Ausführung der Sache sich an E. E. Stadtrath gewendet haben.“ Dieser öffnet sodann seinem Bauamt die Hand: „mit dem löblichen Deputatencollegio in Unter-

handlung zu treten, um das Fernere wegen Verschönerung dieses Platzes zu veranstalten.“ Aber freilich mit einer Klausel: „wann ein höherer Beitrag von E. E. Nachbarschaft an die Kosten erhältlich ist.“ Hier gibt man also etwas nach; doch brachte dieß keine namhafte Verzögerung; der Bauschreiber kann sehr bald melden, daß noch weitere Fr. 326, im Ganzen also Fr. 1126 gezeichnet sind. Die nun folgenden Verhandlungen zwischen dem Deputaten- und dem Bauamt hatten noch eine kleinere Differenz auszugleichen; das Bauamt nämlich — wie auch der Stadtrath — waren bereit, in der Einfassung des Platzes den Petenten, denen der Petersplatz als Ideal vorschwebte, zu willfahren, während die andere Behörde auf der Errichtung einer Brustmauer beharrte; als das Bauamt geltend machte, „daß bei einer Mauer die ärgerlichen Anlässe zur Verunreinigung des Platzes bleiben, welche bei der andern Einrichtung wegfallen müßten, und die Befürchtung aussprach, „die resp. Nachbarschaft möchte ihre allerdings generösen Vorschläge zur Beytragung an die daherigen Kosten zurücknehmen,“ da mußten vor solchen Gründen alle Bedenken verstummen und man einigte sich endlich, nach dem Vorschlag der Baubehörde zu verfahren. Also geschah den 26. Juli 1805. Am neunten August lag sodann ein Bericht des Bauamtes vor den Herren Deputaten, „es sei bei Abtragung des Todtentanzgebäudes von einigen Verordneten zur Aufsichtskommission über das Schellenhaus den Arbeitern insinuiert worden, einen Theil der Mauer gegen den St. Johannsgraben stehen zu lassen, um daselbst zur Verwahrung der Schellenwertkärren eine Einrichtung zu treffen.“ Das Bauamt verwahrt sich gegen eine solche Veränderung des Planes, welche „der vorhabenden Einrichtung und Verschönerung hinderlich sein und das Ganze diffigurieren würde.“ Und

diesmal stimmt auch das Deputatenamt ohne weiteres bei und will ganz nach dem entworfenen und gegenseitig festgesetzten Plan verfahren wissen.

So ruhig und friedlich nun freilich, wie es nach den Protokollen dieser Behörden erscheinen möchte, war der Abbruch nicht von Statten gegangen. Zwischen der endlich erfolgten beistimmenden Erklärung des Deputatenamtes und der eben mitgetheilten Anfrage des Bauamtes liegt das nächtliche Ereigniß, welches auf unserm Bilde dargestellt ist. Ich lasse auch darüber die Akten sprechen; der geneigte Leser wird sich daraus das Bild leicht commentiren können. Am 17. August wird im Kleinen Rath der Antrag gestellt, „es solle vom löbl. Stadtrath ein Bericht begehrt werden, was für Untersuchungen über den räuberischen Vorfall auf dem Todtentanz vorgenommen und wie dasselbe gehandelt worden.“ Die Form des Beschlusses, die nun erfolgt, ist sprechend: „Soll dieser Einzug (Antrag) h. Stadtrath zugestellt werden, mit dem Auftrag, falls noch keine Untersuchung vorgenommen worden, selbige sofort zu veranstalten; die fehlbaren Personen abhören zu lassen und M. G. A. Herren einen Bericht vorzulegen.“ Jetzt erst ersucht der Stadtrath löbl. Wachtcollegium, beförderlich die nöthigen Untersuchungen und Abhörungen vorzunehmen, und zugleich das Bauamt einen Bericht über diesen Vorfall und eine Schätzung des Schadens löbl. Wachtcollegio einzugeben. Wir gewinnen daraus den Eindruck, daß die städtischen Behörden den ganzen Vorgang gern stillschweigend hätten ruhen lassen, wenn nicht die Regierung, welcher diese Absicht nicht konnte verborgen bleiben, dazwischen getreten wäre. Am 4. September übersandte der Präsident des Stadtrathes an den Kleinen Rath drei Aktenstücke. Das erste, der Bericht des Bauamtes, geht kurz über den Vorfall hinweg zur



Berechnung des Schadens; 75,000 Ziegel waren, als der Sturm und die Plünderung begann, noch nicht abgedeckt; sie werden auf Fr. 225, das weggeschleppte Holz nach Angabe des Zimmermeisters auf Fr. 64 berechnet, „das alte Eisen entspricht ungefähr den Kosten, die durch das Abtragen verursacht worden wären.“ Sodann folgt der Bericht des Herrn Brandmüller, des Präsidenten der Verordneten zur Wachtcommission „über die aufgenommene Information“. Eilf Hauptthäter werden namhaft gemacht. Meister Werinhard Roth, der Schuhmacher; Meister J. J. Flick, der Schuhmacher; beide mit ihren Gesellen und Jungen; Mr. Kromer, der Spanner (der im Kaufhaus die Wagen befrachtete); Mr. Rys, der Perlickemacher und Junge; Mr. Niedmann, der Schneider; Conrad Brunner, ein Schreiner; Mr. Gugelmann, der Schuhmacher; Hans Jakob Flick, ein Seidenfärbergesell bei Herrn Vog; der Gesell von Mr. Schwarz, dem Seiler; Bernhard Hofer, der Bettelvogt (der die Bettler zu überwachen hat); Ignatius Hebert von Neuhaus in Böhmen wird von Mithaften und Zuschauerern als einer der thätigsten angegeben. „Der aber im Verhör nichts eingestehen wollen. Bei welchem wir besonders bemerken müssen, daß dieser Mensch unter der Firma eines Schneidergesellen bei Mr. Georg dem Holzseger arbeitet auf eigene Rechnung, sein Weib allhier in der Stadt dient, und somit der Legitimation über den Aufenthalt sich entzieht, und frech genug ist alles auf ihn gezeugte wegzuleugnen.“ Das dritte, umfangreichste Aktenstück enthält die Abhörung der Beschuldigten sowohl als der Zeugen, es waren im Ganzen 27 Personen verhört worden. Der Stadtrath begleitet die an den Kleinen Rath gesandten Schriften mit folgenden Worten: „Wir wollten die Confrontation der Frevler mit den Augenzeugen nicht vornehmen lassen, weil wir Bedenken trugen,

rechtschaffene Bürger zu compromittieren und dadurch der Rache und den Beleidigungen schlechter Leute, die nichts zu verlieren haben, und daher jedes Wagstück unternehmen dürften, auszusetzen. Dem Meister Koschet, Schneider, wurde ebenfalls zweimal vorgebotten, erschien aber nicht. Wir können daher nicht umhin, selbigen wegen seines Ungehorsams zu verzeigen.“

Ich lasse jetzt aus der vom Wachtcollegium eingegebenen „Information über nächtliches Niederwerfen des Todtentanzgebäudes“ eine Anzahl Ansagen von Zeugen sowohl als von Augeschuldigten, welche den Verlauf am klarsten erkennen lassen, wie sie protokolliert wurden, folgen. Herr Senjal Hensler, der eifrige Sammler der Unterschriften, berichtet „als unbefangener Zuschauer, daß den ganzen Dienstag (den 6. August) kein einziger Arbeiter vom Lohnamt daselbst gewesen, erst Abends um 6 Uhr seien circa 6 Lohnarbeiter gekommen, haben beim kleinen Thürlein neben dem Rhyhiner'schen Hans angehoben, die Dachung abzuheben, die Ziegel bei Seite gelegt bis zum Laternenstock, alsdann auch das Holzwerk abgebrochen, auf Haufen gelegt und unter sich getheilt; dieß habe alldasige Zuschauer von der geringen Volksklasse gereizt, die sich sobald geäußert, wenn den Lohnämtern, die im Sold stehen, erlaubt sei, sich des abgehenden alten Holzes theilhaftig zu machen, werden arme bedürftige Leute ebensowohl sich einiges Holzes anmaßen dürfen. Dieß sei das Signal zum Zugreifen gewesen, indem um die Zeit des Feierabends der Fabrikler und andern Arbeiter viele derselben im Vorübergehen lüstern gemacht worden, auch zugriffen, sofort der Haufe sich augenblicklich vermehrt, welches bis nach Mitternacht fortgedauert. Im Dunkel der Nacht sei nicht wohl möglich gewesen, Leute zu kennen, die sich des Holzwerkes bemächtigt.

Welches er Deponent mit seiner eigenhändigen Unterschrift bestätige.“ Derselbe fügt später bei, „daß unter den gemeinen Leuten auch Schuhknecht gewesen, die er nicht gekannt. Die Lohnamtsarbeiter seien über sieben bis acht Uhr daselbst verweilt. Frau Georgin, die Nachbarin, habe mit der Laterne geleuchtet.“

Meister Mäglin, Werkmeister, wird der späte Beginn des Abbruches und die Theilung von Holzwerk unter die Lohnämter vorgehalten. Er antwortet: „Dem sei also, daß erst Abends das Abbrechen angehoben worden, das Holzwerk haben sie abgebrochen und bei Seite legen und das morische Holz für sich behalten wollen. Nach sieben Uhr sei er fortgegangen, habe aber bemerkt, während daß er noch dort gewesen, daß Zuschauer von der amwesenden Volksklasse sich auch darein mischen wollten. Hab mit Herrn Dietrich Iselin gesprochen, der ihm bemerkt, man sollte eine Wache dahinstellen; er habe geantwortet, er wüßte nicht, wie eine Wache dazu zu bringen wäre.“ Gefragt, ob er den Lohnämtern nicht erlaubt, das Abgebrochene sich zuzueignen, es komme doch fort, erwidert er, positiv habe er dieß nicht gesagt; endlich bejahte er solches. „Auf seinen Rapport habe der Herr Lohnherr ihm erwidert, es sei jetzt zu spät, als daß noch eine Wache könnte beigebracht werden.“

Konrad Brunner von Riehen, im Feierabend'schen Haus im Spiegelgäßlein wohnhaft, 50 Jahre alt, Schreiner, „was bei Nacht beschehen, davon wisse er nicht, am Tag zwischen vier und fünf sei er alldort vorbeigegangen und hab vernommen, daß das Holz denen gemeinen Leuten zukommen solle, er eignet sich bei 18 „Baloustre“ zu. Als ihm Mr. Mäglin, der Werkmeister abwehrt, geht er davon. Viele Arme, wohl bei 200, seien dagewesen und haben ebenfalls von diesem Holz sich zugeeignet. Um acht Uhr sei er zu

Bette gegangen.“ Gefragt, ob er Niemand gekannt: „Nein, er könnte nichts gewisses sagen, indem er Niemand in's Unglück bringen möchte.“

Emanuel Passavant, Sohn, declariert: „daß er nicht gegenwärtig gewesen, erst spät nach Haus gekommen und erst das Ende von diesem Auftritt gesehen; habe nur gesehen etwas von Dachwerk zusammenreißen, näher habe er sich nicht getraut, um sich nicht darein zu mischen. Bei ihm war ein Bruder und ein Freund, bei dem er in drei Königen zu Nacht gespießen. — Kennt Niemand.“

Johannes Dietchy, der Weißbeck, deponiert: „Nach dem Nachtessen gegen neun Uhr sei er auf der Bank vor dem Hause (jetzt St. Johannvorstadt Nr. 2) gesessen, seine Frau habe in's Bett geeilt, da sie nicht ganz gesund sei. Er sei mit ihr in's Haus gegangen und von Zeit zu Zeit unter's Fenster gegangen, um den Lärmen, der einige Mal stärker gewesen, zu beobachten. Der größte Lärmen sei gewesen, als er und seine Frau schon im Bett gewesen. — Kennt Niemand persönlich.“

Maria, Jakob Schäublins Tochter von Waldenburg, im Georg'schen Haus wohnhaft: „Sei spät aus dem Kundenhaus heimgekommen, habe gesehen, daß die Leute Holz nehmen und habe gedacht, es sei ihr auch erlaubt, habe daher wie andere zugegriffen. Das wenige Holz, das sie und ihre Schwester heimgeschleppt, sei ihnen wieder vom Haus weggenommen worden.“

Meister Bullichs, des Vohnnamtsmaurers Ehefrau: „Am ersten Tag, als das Gebäu am Graben weggebrochen worden (Montag den 5. August), habe Schweizer, Vohnnamtszimmermann, ihrem Mann und andern das abgebrochene Holz verkauft, am zweiten ist sie und ihr Mann nur Zuschauer, Brunner im Spiegelgäßlein sei mit Art und Säge ge-

kommen und habe den halben Dachstuhl heruntergemacht. Roth und Flick mit ihren Gesellen, Kromer im Kaufhaus habe auch herunter gerissen (so zu Binningen wohne). Ficker und Kruz, so in ihrem Hause wohnen, haben der erstere nur Holz heimgeschleppt, und der zweite auch dem Roth geholfen zusammenzureißen. Auch der Seidenfärber Foggeli habe mitgeholfen. Auch Ziegel und Backensteine seien weggenommen worden. Gugelmann, der Schuhmacher, sei auch mit dabei gewesen und habe heimgeschleppt, Frau Georgin habe gezunden.“

Konrad Georg, der Holzsezer, zur Wahrheit ermahnt: „Er wisse von allem Nichts!“ Gefragt, ob seine Frau nicht dazu gezunden? „Sie habe ihn gesucht, und er sei in der Küche gewesen, alle seine Hausleute haben Holz genommen; er aber sei nicht vom Hause weggekommen.“

Meister Berinhard Roth, der Schuhmacher, der selbst acht Franken für den guten Zweck unterzeichnet hatte: „Zusammengerissen habe er nicht, Holz habe er genommen, auch die kleine Thüre habe er ausgehängt und heimgetragen.“ Aufgefordert, die reine Wahrheit zu gestehen: „keinen Ziegel habe er angerührt und überhaupt keine Hand angelegt; man solle ihm Jemand an die Seite stellen, der behaupten könne, daß er zum Abreißen Hand angelegt. Er sei nie ehender dazugegangen, als wenn es wieder einen Krach gelassen.“ Gefragt, was ihn bewogen, die Thüre auszuheben und nach Hause zu tragen? „Er habe gedacht, man könne sie wieder bei ihm finden, wenn man sie wieder nöthig habe.“

Kromer, der Spanner, hat mit Niedmann, dem Schneider, zusehen und nur genommen, was auf die Straße gegen sein Haus fiel; hat am Seil gezogen; wer aber das Seil angemacht, wisse er nicht. „Wahr sei übrigens, daß einige Nachbarn zusammengestanden und sich unterreden wollen, in Ordnung die Ziegel abzunehmen und beiseits zu legen.“

Als er gesehen, wie alles drunter und drüber gegangen, sei er und Niedmann davongegangen und haben auf des letztern Bänkli getrunken.“

J. J. Flic, der Schuhmacher am Blumenrain auf der Rheinseite wohnend, pflegte mit seinen Jungen das herrenlose Holz, welches der Rhein führte, oder was sich etwa von einem Floße losgelöst hatte, mit einem Rahne aufzufischen. Es wird ihm vorgehalten, wie er sich vertheidigen wolle, da er angeklagt sei, einer der Hauptthäter auf dem Todtentanz gewesen zu sein. „Nach neun Uhr seien seine zwei Lehrlingen gekommen und hätten ihm gesagt, man breche den Todtentanz ab, ob sie nicht auch davon nehmen dürfen, das er ihnen auch erlaubt, und sei selbst hingegangen und habe ihnen zugestossen, was er hab können, weil sie arme Eltern haben. Bis um zehn Uhr sei nichts gewaltthätiges am Dachstuhl verübt worden; um diese Zeit sei es erst an das Niederreißen des Dachstuhls gegangen; er habe aber aufgehört, sich dessen theilhaftig zu machen und sich zu Herrn Reinhard Gemuseus und Herrn Senn gestellt und nichts weiteres angerührt, bis ein Mann beinahe verunglückt und unter den Schutt gekommen.“ Gefragt, wer unter dem Schutt gelegen? „Es komme ihm lächerlich vor, daß man ihn über Sachen, die allgemein bekannt seien, frage.“ In gebührender Antwort ermahnt: „Der besagte wohne in der Frau Hübner Haus und sei ein Wollweber. Mit Seil und Dachstuhl habe er nichts zu schaffen gehabt. Beifügen müsse er noch, daß die Lohnämtler im Beisein Meister Mäglin die Demolition nach dem Feierabend angehoben und das Holzwerk unter sich vertheilt haben, und Meister Mäglin sich bestimmt vernehmen lassen, sie sollten nur wegnehmen, es werde ohnehin die Nacht über weggenommen.“

Reinhard Gemuseus, Küfer: „Der Lärmen zieht ihn nach dem Nachessen auf den Todtentanz. Habe gesehen, daß zuerst die Balustre zusammengerissen und das Gebälk zusammengenommen worden; vorzüglich haben Meister Roth und Flic und ihre Gesellen tapfer Hand angelegt und sich ausgezeichnet durch Zusammenreißen und Heimtragen in einem fort bis Mitternacht. Auf die Letzte sei ein Mann unter den Schutt gekommen, da habe Deponent, als dieser Mann in Lebensgefahr gewesen, geholfen den Mann hervorziehen. Kennt weiter Kromer, Gugelmann, viel arme Leute, die nur Holz davongeschleppt. Gottlieb Hof sei mit seiner Frau bei ihm gestanden; hingegen Hofer, Bettelvogt, habe tapfer am Seil gezogen.“ Ueber Flic gefragt: „Er wisse sich nicht zu erinnern, daß Meister Flic eine Minute bei ihm still gestanden; dieser hätte nicht Weil genommen, weil er sehr beschäftigt gewesen. Will nachtragen, wenn ihm weiteres einfällt.“

Heinrich Rhyf, der Perückenmacher, zur Wahrheit aufgefordert: „Er nimmt etwas Holz, das ihm meistens wieder genommen worden. Die Frau habe ihm abgemahnt, er habe sich aber nicht enthalten können, auch wieder dazugehen, als er wieder krachen gehört. Hand ans Werk legt er nur bei der Rettung des Verschütteten. Den Tag nachher sei Holz sogar nach Bourglibre und in viele Gegenden der Stadt vertragen und verführt worden.“ Ueber die Worte von Mäglin wiederholt er, was Flic schon ausgesagt hatte.

Samuel Detinger von Männedorf, Leineweber in der St. Johannis Nr. 5: „Es sei schon gegen zehn Uhr gewesen, als er auch dazu gegangen und etwas Holzwerk reichen wollen. Als er sich eben eines Stückes Diehlen bemächtigen wollen, sei ein starkes Stück zusammengestürzt und habe ihn zu Boden gestürzt, daß er mit einem Bein darunter ge-

kommen. Roth, Flic und Gesellen, Rys und sein Sohn, der Seppli bei Meister Schwarz, Seiler, haben gerissen und Seidenfärber Foggeli bei Herrn Vog. Ein Schneider in des Georgen Haus (Ignaz Hebert) habe eine Säge gehabt und zugeschnitten. Niedmann, Schneider, und Georg haben auch Holz genommen. Er ist eine halbe Stunde dabei, läßt sich heimtragen von einem Zuschauer, dem er eine Maß zu zahlen versprochen; mit Namen könne er diesen nicht nennen. Es sei kaum fünf Bagen werth, was er der Frau an Holz heimgetragen."

Hans Jakob Flic von Knonau, Seidenfärber bei Herrn Vog: „Als er gesehen, wie die Herren mit den Feuerleitern sich zum Abreißen bereit gemacht, habe er auch zugegriffen. Kromer habe das erste Seil auf dem Dache angemacht. Der Schneider bei Mr. Georg habe vorher schon Stücke Holz genommen, für die er gerne drei Pfund zahlen würde. Anfangs habe er sich einer Art bedient, die er nachher wieder weggethan. Beim zweiten Anmachen des Seiles habe Flic mitgearbeitet. Des Bertschmanns Kinder haben Wachsensteine und andres heimgetragen."

Bernhard Hofer, Bettelvogt, zur Wahrheit gemahnt: „Kommt 10<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr mit seiner Frau aus dem Kundenhaus; als just an einem Seil gezogen wurde, habe Kromer ihn aufgefordert, auch zu helfen, wobei er auf den Rucke auf den Boden gefallen und alsdann davon gegangen, weil er sich beschädigt. Nimmt nur wenige Stücke Holz."

Jakob Wagner von Rümelingen ist bei Haus gewesen, da sie Sichelöse gehabt und getanzt.

Johannes Dettwyler von Langenbruck, Seidenfärberhandlanger bei Frau Wiville: „Als er beim Nachteffen den Kindern nachgefragt und von der Frau vernommen, daß sie auf dem Todtentanz seien, und als die Frau dann auch



hingegangen, sei er gegen 10 Uhr, als sie nicht nach Haus gekommen, wieder aus dem Bett aufgestanden und habe Frau und Kinder gesucht, wo er endlich selbige angetroffen, die ihm geklagt, daß sie nichts habhaft werden können. Er nimmt nur wenige Latten.“

Jakob Gugelmann, Schuhmacher von hier: „sei nur zwischen Licht ein wenig hinzugegangen, habe kein Holz genommen und an keinem Seil gezogen.“ Ueber die Hauptthäter bestätigt er das bekannte. „Er habe zu verschiedenen Malen den andern Tag gesehen von den Lohnämtlern in das Haus des Herrn Zselin tragen“ (?). — Ich vermuthete, daß hier eine Notiz vorliegt über die Rettung von Fragmenten des Gemäldes; in den Besitz des Herrn Dietrich Zselin-Ryhiner gelangten der Kaiser, der Cardinal und der Jüngling.

Johannes Ficker, des Strumpfwegers Sohn aus Sachsen, 16 Jahre alt: „Er habe den Vehrung von Flicke getroffen, der Holz nehmen wollte; als ihm abgewehrt wurde, habe Meister Flicke sich darein gemischt und den Lohnämtlern gesagt, bis morgen sollen sie nichts mehr daselbst finden. Ein Seilergeselle habe ein Beil gehabt und dreingehauen, aber das Holz andern Leuten zugetheilt. Den Mr. Roth habe er gesehen mit der Thür heimgehen.“

Ignatius Hebert von Neuhaus in Böhmen, Schneidergeselle, leugnet, daß er geholfen habe, noch etwas Holz sich zugeeignet. Ward mit Commination entlassen, daß er auf andre Weise zum Geständniß werde gebracht werden.

Damit endet dieses lange Verhör und damit endet auch die ganze Untersuchung; wir finden nicht, daß etwas weiteres zur Bestrafung der Missethäter geschah, sondern der Rath fand für gut, „es dabei bewenden zu lassen.“

Der Abbruch war durch das Lohnamt Montag den 5. August am St. Johanngraben begonnen, Dienstags erst gegen Abend war die Seite gegen die Vorstadt in Angriff genommen worden, in der folgenden Nacht geschah dann die gewaltsame Schleifung und Plünderung.

An diesem und dem nächstfolgenden Tag werden diejenigen Reste von Kunstfreunden gerettet worden sein, welche jetzt fast sämmtlich in der mittelalterlichen Sammlung vereinigt sind.

Am 18. October berichtet das Bauamt an das Deputatenamt, daß der Abbruch vollendet sei und ladet zu einem gemeinschaftlichen Augenschein ein, um über die Verebnung und endliche Einrichtung des Platzes das nöthige verabreden zu können. Die Frucht dieser Berathung war, daß man sich entschloß, die Straße zu erweitern „und vom Schwibbogen bis in die Vorstadt mit den Stöcklinien eine gerade Linie zu ziehen,“ ferner eine bessere Zufuhr für die Salzwagen zu erstellen, damit sie nicht durch die Promenade zu fahren hatten. Auch ein Anstand mit Herrn Burchardt-Wild, der für das Grab, das er durch die Veränderung einbüßte, eine Grabstätte in der Kirche wünschte, wurde bereinigt, indem ihm ein Grab vor der Kirche angewiesen wurde. Es sorgte nun das Bauamt für die Einrichtung und Einfriedung des Platzes, und als im Frühjahr 1806 der Schnee geschmolzen war und es wieder wärmer ward, da wurden die Kinder von St. Johann, welche in diesem denkwürdigen Winter zur Welt gekommen waren, auf den neuen „Todtentanz“ an die Sonne getragen.

Basel war um einen freien, mit Bäumen bepflanzten Platz, der säuberlich mit steinernen Stöcken und eisernen Stangen eingefast war, bereichert; aber ärmer geworden um ein charakteristisches Denkmal aus seiner Vergangenheit

von nicht geringem künstlerischem und von eminentem geschichtlichem Werthe.

Es dauerte auch nicht lange, bis sich zahlreiche Stimmen erhoben, welche die Zerstörung des Todtentanzes laut beklagten; denn während in Basel Männer wie Peter Ochs kein Bedenken trugen, eine so hervorragende Aeußerung mittelalterlichen Geistes zu vernichten, ohne die Verantwortung, welche sie auf sich luden, auch nur zu ahnen, fanden sich in Rom diejenigen Jünglinge zusammen, welche als Begründer der romantischen Schule in der Malerei das große Verdienst sich erworben haben, den Sinn für einheimische Kunst vergangener Zeit neu zu beleben und zu pflegen. Ich schließe mit den kräftigen Worten, in welche der Zürcher Maler Vogel, der mitten in dieser Bewegung stand, ausbricht, als er vernahm, daß die Basler ihren Todtentanz niedergelassen: „Das ist ein ewiger Schandfleck für unsere Schweiz, die doch so von Kunstennern, Dilettanten zc. wimmelt. Sie besaß einen Schatz, den man vergebens in dem weiten Deutschland sucht. O die Eitel! Ich glaube, ich wäre zum Bürgermeister und zu Allen geloffen und hätte fußfällig um Gotteswillen gebetten, doch der Kunst den Schaden und der Stadt die Schande nicht anzuthun.“

#### Uebersicht über die 1805 geretteten Theile des Todtentanzes.

Nach handschriftlichen Bemerkungen, welche Herr Peter Bischer († 1823) in ein Exemplar des Merian'schen Todtentanzes, das jetzt in der Bibliothek der öffentlichen Kunstsammlung aufbewahrt wird, eingetragen hat. Kein Bild ist ganz erhalten; es fehlt jeweilen der Tod und die ganze untere Hälfte der Figuren.

1. Ein Fragment des Beinhauses, einst im Besitz von Herrn  
Johannes Burckhardt, jetzt in der mittelalterl. Sammlg.
2. Kaiser einst Dietrich Zselin-Nyhiner jetzt Mittelalt. S.
3. Königin „ Prof. Fäsch „ Mittelalt. S.
4. Cardinal „ Zselin-Nyhiner „ verschollen.
5. Bischof „ Johannes Burckhardt „ verschollen.
6. Herzog „ Prof. Fäsch „ Mittelalt. S.
7. Herzogin „ Peter Vischer „ Mittelalt. S.
8. Graf „ Prof. Fäsch „ Mittelalt. S.
9. Jurist „ Küffel „ Mittelalt. S.
10. Rathsherr „ Daniel Burckhardt „ Mittelalt. S.
11. Doctor „ Daniel Burckhardt „ Mittelalt. S.
12. Edelmann „ Küffel „ Mittelalt. S.
13. Edelfrau „ Küffel „ Mittelalt. S.
14. Kaufmann „ Daniel Burckhardt „ Mittelalt. S.
15. Aebtissin „ Daniel Burckhardt „ Mittelalt. S.
16. Krüppel „ Johannes Burckhardt „ verschollen.
17. Waldbruder „ Daniel Burckhardt „ Mittelalt. S.
18. Jüngling „ Zselin-Nyhiner „ Musée Arlaud  
in Lausanne.
19. Herold „ Daniel Burckhardt „ Mittelalt. S.
20. Schultheiß „ Prof. Fäsch „ verschollen.
21. Narr „ Peter Vischer „ verschollen.
22. Koch „ Schaffner-Dienast „ Mittelalt. S.
23. Bauer „ Peter Vischer „ Mittelalt. S.

## Die mutthige That einer Baslerin.

(Purrtorf, Basl. Stadt- und Landgeschichten, 2. Heft 1635—1661.)

**E**s war auf dem Schlosse Ramstein im Bregwilertal in den ersten Tagen des Wintermonats des Jahres 1644. Bleiern hing das Gewölk hernieder; es tropfte von den steilen Dächern, und um die Zinnen des runden, auf hohem Fels erbauten Thurmes flatterte ein Schwarm schreiender Krähen; von Stunde zu Stunde verdichtete sich der Nebel, und wenn Frau Bischof, die Gattin des Obervogtes von Ramstein, hinauschaute, drang jedesmal ein feuchtkalter Luftstrom in die Stube. Sie hatte einen recht sorgenvollen Tag, die Frau Magdalena; denn ihr Eheherr, Hansjakob Bischof, war schon in der dritten Morgenstunde mit den Söhnen gegen Basel geritten. Sie hatte ihnen eigenhändig den Morgenimbis gereicht, feuchtes Roggenbrod, Landkäse und dampfende Milch; da hatten die Sternlein am Himmel geglizert und Jeder einen schönen Tag prophezeit. Ueber die Fensterbrüstung gelehnt, hatte sie die Reiter aus dem Thore kommen sehen; Jörgli, der Jüngste, saß stramm auf seinem Kößlein und jubelte und rief glückstrahlend hinauf: „Bhüet Gott, lieb Mutterli, ich frame dir von der Baslermes ein vergüldet Lebkuhenherz!“ Mit Fackeln waren die Knechte vorausgelaufen, und noch immer klang ihr der Hufschlag der Pferde in den Ohren, daß sie mehrmals das Fenster öffnete, um zu horchen, ob sie nicht zurückkehrten.

Wie endlos schleppt sich der Morgen dahin, wenn die Lieben schon in der Frühe abgereist sind und uns einsam zurückgelassen haben; wie leer und frostig alle Räume! Frau Magdalena wanderte hin und her und setzte sich zuletzt mit dem Spinnrocken an die Wiege der Kleinen. Da lagen sie auf dem weißen Kisselein, die blonden Köpfschen dicht aneinander geschmiegt, Agnes und Dorle, die Nestvögelein und Lieblinge des Herrn Hansjakob, und mit inniger Mutterfreude ruhte ihr Blick auf den schlafenden Zwillingen. Immer tiefer neigte sich ihr Haupt über den Rand des Bettchens und die Spindel sank zur Erde; die Hausfrau war selbst eingeschlafen, und stille war's in der Kammer, daß man hinter dem Wandgetäfel das Treiben der Mäuse vernahm.

Endlich weckte sie das Geräusch des Kehrens im Flur und das halbblaute Sprechen draußen; sie fuhr erschrocken auf; das Morgenroth warf einen blutigen Schein in das Schlafgemach und eine abergläubische Furcht in das Gemüth der Frau Magdalena: „Barmherziger Gott, es wird ihnen doch kein Leid geschehen!“ so dachte sie der Abwesenden, aber fern lag der Gedanke, daß ihr selbst etwas zustoßen könnte. Mit tiefer Inbrunst wiederholte sie den Morgensegens, und ging dann mit dem Schlüsselbunde an ihre Obliegenheiten. In dieser Jahreszeit hatte man genug zu sorgen, bis die Wintervorräthe eingethan waren; da sollten nun die Knechte auf dem Rückwege Schlachtvieh mitbringen und die Einleggefäßer und die Schlachtbank wurden am Brunnen gescheuert, die kupfernen Kochkessel noch einmal blank gepuzt, Salz und Gewürze gemahlen und die Messer gewetzt; denn alle mußten helfen. Darüber verging der Morgen, und um die erste Stunde setzte sich die Herrin mit dem Gesinde zu Tisch, um den mit Speck geschmelzten Haferbrei zu essen. Jede fuhr der Reihe nach mit dem kurzen Holzlöffel in die breite

Schüssel; dann wurde gebetet; eine Dienerin räumte hernach den Tisch ab, und Frau Magdalena nahm aus der großen Truhe eine Ballen gewalkten Wollenstoff, um daraus Beinstrümpfe für den Gatten und die Söhne zu schneiden. Die Mägde saßen auf Schemeln um den großen Eichtisch und warteten mit Zwirn und Nadel auf die vorgeheftete Arbeit. Das Nähen war damals eine seltene Kunst; doch hatten sie es von der Herrin gelernt. Manchmal neigten sie sich zu einander, um zu flüstern; dann traf sie ein strenger Blick der Hausfrau; zu ihrem Geschäfte bedurfte sie der ungestörten Stille; es war keine Kleinigkeit, von den abgetragenen Winterstrümpfen des vergangenen Jahres die Form richtig abzuschneiden, und dabei dem Wachstum der Knaben und der sich alljährlich erweiternden Rundung von Herrn Hansjakobs Wade gehörige Rechnung zu tragen. Man vernahm in der dunkeln Stube nichts als das scharfe Geräusch der Scheere auf dem Holz und manchmal das Ausprühen der Funken im Kamin, wenn ein Windstoß den glimmenden Buchenfloß anfachte. Die Mägde waren bekümmert, Haus und Hof leer zu wissen. Kein Laut kam aus den Pferdeställen, wenn sie über den Hof gingen; in den Gängen brachte der Fußzug durch die Lücken unheimliche Töne hervor und die beherztesten wagten sich nicht allein vor die Stubenthüre; denn das „Bobberlin“ (Klopfigeist) trieb heute sein Wesen überall, oben und unten. Sie hatten keinen Muth, die Dirnen, wenn die Knechte fort waren.

Endlich war Frau Magdalena mit dem Zuschneiden fertig; sie wickelte den Stoff zusammen und legte ihn in die Truhe und dann trat sie ans Fenster und wischte einige der angelaufenen runden Scheiben ab; draußen war alles grau; nur ein weißes Flöckchen schwebte dicht vor ihrem Auge hernieder: „Es giebt Schnee,“ wandte sie sich zu den Mägden;

„mein Herr wird noch auf dem Schultheißenamt zu Liechstal sein. Er rechnete darauf, um die siebente Stunde am Eichen-  
thore zu Basel einzureiten. Das ist ein schwerer Tag heute,“  
fügte sie seufzend bei..... Wo steckt nur der Präzeptor die  
ganze Zeit?“ fragte sie nach einer Pause; „zum 3'Junnis  
ist er auch nicht dagewesen.“ Die Mägde stießen sich mit  
den Ellbogen und sicherten leise. Eine meinte: „Er wird  
zum Waldfranke auf den Heidenberg gegangen sein —“  
„Sie ist eine Holdmacherin,“ sagte die andere, „und hat dem  
Präzeptor verbrannte Spazenzungen eingegeben, daß er sie  
freien muß.“ „Nein,“ widersprach die dritte: „Weil sie ein  
Frohfastenkind ist, versteht sie mehr als unsereins und  
bringt ihm die schwarze Kunst bei; seit er im Kastell wohnt,  
ist's nicht mehr „just“ drüben; ich sah selbst auf seinem  
Tische blaue und gelbe Zünglein flammen, und es war keine  
Kohlenpfanne dabei, nur ein Krüglein mit Wasser, das also  
braunte, und ist alles voll Wurzeln und Kräutern in  
seiner Kammer — die hat er beim Waldfranke geholt —“  
Angstvoll rückten die Mägde zusammen, da die Thüre in  
diesem Augenblicke rüttelte; auch der Frau Bischof war es  
unbehaglich zu Muth; es mochte etwas Wahres an dem  
Geschwäg der Mägde sein, und sobald Herr Hansjakob  
zurückkäme, wollte sie mit ihm reden. Das Waldfranke  
aber fürchtete sie nicht; sie war die Tochter eines frühern  
Obersvogtes, des Niklaus Vöffel. Dilze, hieß sie, und war  
ohne einer Mutter Zucht also aufgewachsen, daß sie ein  
„überzwerch Wibervolt“ geworden und nicht bei andern  
Menschen wohnen wollte; deßhalb ließ sie sich auf dem ver-  
rufenen Heidenberge zwischen alten Mauerresten ein Häus-  
chen bauen. Ihre Liebhaberei war die Pflanzenkunde, in  
welcher sie bedeutende Kenntnisse besaß. Herr Hansjakob  
war von der Vöffelin mehrmals als ihres Vaters Gast auf



Ramstein bewirtheet worden, als er noch ein lediger Gefelle war und sie hatte eine heftige Neigung zu ihm gefaßt. Als er ihr aber die schöne Magdalena Platter vorzog, kränkte sie sich darüber so tief, daß sie vor jeder Berührung mit dem höhern Stande zurückwich. Nur einmal hatte sie selbst aus Neugier den Anblick der Schloßlente gesucht, als Herr Bischof im Jahre 1635 seinen Einzug als Obervogt von Ramstein hielt. Die Bregwiler hatten eine Ehrenpforte errichtet, die aber so schmal gerathen war, daß Frau Bischof ihr umfangreiches Kleid an den Seiten zusammendrücken mußte, um hindurch zu kommen. Denn auf dem weiten von Polster und Reifen gestützten Unterkleide fiel in zahllosen Falten der dichte Stoff auf die Füße. Der schlanke Oberkörper wiegte sich in einem goldgeschmückten Leibchen darüber; ein kurzer Sammtkragen mit breitem Schloß deckte die Schultern und entsprach den weiten Stulpen am Handgelenke, die von demselben Stoffe waren. Um den Hals war ein dichtes Krös, und auf dem Kopfe trug sie die Frauenhaube, deren durchsichtiger Schleier die weiße Stirn hervorschimmern ließ. Der Obervogt in Pluderhosen, den Mantel über die Schultern, mit dem Degen an der Seite, folgte ihr mit zwei Knaben, die gekleidet waren wie der Vater: Bajelhut und Krös und Schleifen am Knie und auf den Schuhen.

Herr Hansjakob hatte Dilge erkannt und streckte ihr die Hand entgegen; aber ihre Kleidung war so nachlässig, daß die Obervögtin fragte: „Ich bitte dich, wer ist diese Schlampe?“ Das hatte die Köffelin vernommen und während Herr Bischof seine Gattin zierlich an den Fingerspitzen den Berg hinauführte, kehrte Dilge verbitterten Gemüths in ihre Einsamkeit zurück, und schnöde wies sie jede Botschaft aus dem Schlosse ab, bis man sie endlich in Ruhe ließ.

Der Präzeptor war in der That zu ihr gegangen, um ein Kräutlein zu holen, das ihm bei der Bereitung seines „Philtrums“ fehlte. Er hatte die Absicht, sofort wieder umzukehren; als er aber zum Häuschen der Dilge kam, hörte er ein unterdrücktes Wimmern. Schnell schob er die Pflanzenbüschel, die von der räucherigen Decke überall herunterhiengen bei Seite und sah die Jammernde, welche mit einem schweren Leinentuche überdeckt war, auf dem Schemel sitzen. Zu ihren Füßen kniete das Waldfraule und streute Blätter auf eine Pfanne glühender Kohlen und schob sie rasch unter das Tuch. Die Patientin sträubte sich; aber Dilge hielt die Enden fest zusammen: „S'ist's Dorfweiers Urjel, die einen angelaufenen Kopf und Zahureißen hat und thut doch nicht stillhalten,“ sagte sie zum Präzeptor; „sie will mannen und kann nicht einmal ein bißchen Rauch erleiden.“ „Ich erwürge ja,“ schrie das Mädchen unter heftigem Husten; „Luft! ich sterbe!“ „So geschwind geht das nicht,“ meinte Dilge trocken und wiederholte das Verfahren zum dritten Mal. „Laßt's luct?“ Und auf die bejahende Antwort schob sie den Schemel sammt Mädchen und Tuch in die Ecke bei ihrem Himmelsbette und befahl ihr zu schlafen.

Der Präzeptor hatte sich indessen auf den Hackflöß neben der Feuerstelle gesetzt und beobachtete aufmerksam einen Tiegel, dessen Deckel sich in regelmäßigen Pausen hob, um einen wohlschmeckenden Dampf auszuströmen. Einen Schorstein gab es nicht in diesem Häuschen, der Rauch zog sich einer fensterlosen Oeffnung zu, durch welche der Ast eines Vogelbeerbaumes hereingewachsen war; mehrere Samenbüschel der Sonnenblume waren daran aufgehängt und schwarzblaue Amfeln und freche Sperlinge flogen ein und aus und pickten daran. Der Fußboden war Stein und

Mörtel, ebenso die eine Wand von ungeheurer Dicke, welche die Last des einseitigen Daches trug. Das Uebrige bestand aus Gebälke, dessen Ritzen mit Moos und Erde verstopft waren. Keine Macht der Erde hätte die Dorfleute in der Dunkelheit hiehergebracht auf die Stelle, wo die Opfer, welche einst den leichtfertigen Göttern der Heiden gebracht worden, nächtlicher Weise als Gespenster umgingen.

Das Waldfraule aber glaubte nur an die Geister, die Fleisch und Wein haben; sie sorgte darum auch gewissenhaft für ihren sterblichen Theil, daß ihm nichts abgehe. Vor dem Feuer niederkauernd, rührte sie im Tiegel, während ihr begehrlische Blicke des Präzeptors folgten; sie schöpfte mit dem Holzlöffel heraus und hielt ihm's an die Nase und er sog den Duft mit Inbrunst ein: „Es sind Pilze,“ sagte sie, „in Schlehenswein gekocht; hier habe ich einen ganzen Vorrath an Weiden gefaßt zum Trocknen; die Stelle, wo sie wachsen, will ich Euch zeigen.“ „Thut das, liebe Köffelin,“ sprach er eifrig; „aber laßt mich zuerst diese kosten.“ Sie hielt ihm den Löffel an dem kurzen Griff hin und sah mit spöttischem Lächeln der Begier ihres Gastes zu, dann bückte sie sich über die Gluthen, legte neues Reiskorn hinzu und blies die Flamme an. Wie ein rosiges Jugendschimmer flog der Widerschein über ihr Gesicht und die aufgestemmt kräftigen Arme, das schwarze Haar löste sich aus den Knoten und fiel ihr lang über den Rücken, und der Präceptor, noch unterm Einfluß des leckern Gerichtes, umschlang sie und wollte nach ihrem starken Sinn greifen. Ehe aber seine Absicht zur Ausführung kam, fiel ein derber Schlag in sein Gesicht, und er versank, indem er die brennende Wange hielt, in stille Betrachtung über den Zwiespalt der irdischen Dinge; warum mußte gerade dieselbe Hand, die so köstliche Müslein bereitete, auch so schlagsfertig sein? Das Wald-

fraule stand aber mit aufgestützten Händen vor ihm und wollte lachend wissen, wie ihm das geschmeckt habe. „So fürtrefflich, liebe Köffelin, daß ich gesonnen bin, Euch zu freien, Euerm Spott und Hohn zu trug....“

Dilge's Heiterkeit nahm aber ein plötzlich Ende: „Horch!“ sagte sie, „die Kirchenglocke! Es muß eine Brunst sein!“ Beide stürzten zum Ausgange; abgebrochen drangen die Töne herauf; aber von einer Röthe konnte man nichts wahrnehmen, da alles neblig verhangen war.

Plötzlich schlug sich der Präzeptor vor die Stirn. Ihm fiel ein, daß er in Erwartung baldiger Umkehr die Spiritusflamme nicht gelöscht habe; das Feuer schlagen mit Stahl und Zunder nahm immer so viel Zeit in Anspruch. Darüber waren mehrere Stunden vergangen, und leicht konnten die trocknen Kräuter auf dem Tisch von der Flamme ergriffen sein. Sein Haar sträubte sich empor und schlohweiß rannte er, den Weg abschneidend, den Berg hinunter. Nicht einer menschlichen Seele begegnete er, und war doch sicher, daß das Gefürchtete geschehen war. Endlich war er am Fuße des Schloßberges und schlug sich durch den Hollenwald aufwärts. Auf dem schlüpfrigen Grunde unzählige Male stürzend, raffte er sich immer wieder auf; seine Kleider waren zerseht und zitternd und keuchend vom rasenden Laufe kam er endlich an der Schloßpforte an. Niemand antwortete auf sein Pochen und Rufen und in der Stille hörte er deutlich das Knistern der Flamme. Sollte es sein Leben kosten, er mußte hinein, und nun versuchte er über die Mauer zu klettern; er fiel aber hinunter und lag bewusstlos bis zum folgenden Morgen, wo man ihn halb erstarrt aufhob.

Im Schlosse war gegen die dritte Stunde Frau Bischof mit dem Zurüsteten fertig geworden und ging, um sich zu erheitern, in die Kammer der Kleinen, die unter der Auf-

sicht von Frau Magdalenens alter Amme am Boden spielten. Sie nahm die Kinder beide auf ihren Schoß, strich ihnen die Härlein aus der Stirn und trieb allerlei Kurzweil mit ihnen und die Kleinen lallten und tätschelten mit ihren Grübchenhändlein der Mutter Gesicht. Dazwischen plauderte die Hausfrau mit ihrer treuen Dienerin von ihren Lieben und machte ein Bild des Empfanges, welcher dem Jörgli in ihrer Familie zu Theil werden müsse. Es war das erste Mal, daß der Knabe nach Basel kam; er glich ganz seiner Mutter, welche die traditionelle zarte Schönheit der Magdalena Zäckelmann, des Doktor Felix Platters Gattin, von ihrer Vorfahrin geerbt hatte. Wie mögen sich die Alten über den lieblichen Jörgli freuen! „Und jetzt,“ sagte sie, indem sie die Kinder neben der Amme nieder setzte, „jetzt will ich an meines Herrn Statt die Kunde machen“

Die Burg Ramstein, eines der schönsten und festesten Schlösser des Baseldiets, gehörte früher dem Freiherrngeschlechte des gleichen Namens. Es mußte schon sehr alt sein, denn bereits 1185 wird ein Thüring von Ramstein als Zeuge angeführt. In den Jahren 1297 und 1313 wurde das Schloß wegen unbekannter Ursachen von den Baslern belagert und geschädigt und beim Erdbeben 1356 fiel ein Theil der Mauern ein. Darauf wurde ein neues Haus aufgerichtet, welchem man den Namen „neues Schloß“ gab. Die Herrn von Ramstein haben im Zeitraume von 1382—1444 manches Bündniß mit der Stadt geschlossen und mehrer derselben waren Magistratspersonen und Bischöfe und Domherrn in Basel; im Jahre 1444 aber wurde dem Heinrich von Ramstein, weil er, von der östr. Herrschaft dazu bestimmt, dem Einzug der Franzosen Vorschub geleistet und sich nicht auf dem Schlachtfelde eingefunden habe, das Bürgerrecht und selbst der Aufenthalt in der Stadt verweigert. Rudolf von Ramstein, ein

friedliebender Herr, der mit den Baslern in gutem Einvernehmen geblieben war, starb ohne männliche Erben, worauf der Besitz des Schlosses auf kurze Zeit in die Hände der Edelknechte desselben Namens und dann in denjenigen der Stadt überging. Der Kaufhandel dauerte von 1518—1523. Mit ihrer Uebernahme ließ die Stadt Kastell, Ritterhaus und Kapelle in Stand bringen und setzte einen Obervogt über das Schloß und seine Rechte. Herr Hansjakob Bischof war der vierzehnte Basler, welcher auf Ransstein dieses Amt versah.

Außerlich bildete die Gruppe eine von Festungsmauern eingefasstes Ganzes, dessen troziger Charakter durch das schlanke Kapellendach und das vorspringende zierliche Eckthürmchen auf der Bregwilerseite gemildert wurde. Die Ringmauern umgaben das Schloß von allen Seiten und kletterten in Treppenzinien bis zum Haupte des wuchtigen runden Thurmes, der von steilen unzugänglichen Felsen herab die übrigen Gebäude beherrschte. Außerhalb, jedoch von den Festungsmauern geschützt, war zu Füßen des Ritterhauses der tiefe gewölbte Eingang mit einem malerischen Portale; ein gepflasterter Weg mit Brustwehr stieg dazu auf. Wenn man dort stand, hatte man im Rücken das hoch aufstrebende Ritterhaus, dessen obere Räume die Wohngemächer enthielt, vor sich ein abfallendes Terrain, an welchem sich der Weg zwischen Buschwerk durchwand. Ehemals mochte es der Vorsicht wegen baumlos gewesen sein. Auch zwischen dem zackig aufstrebenden Gemäuer des Kastells hatte sich das Grün festgesetzt, und die Tannen und Buchenkronen des Hollenwaldes strebten immer höher am Schlosse empor. Auf der Dorfseite erstreckte sich eine blumeneiche Wiese von den Mauern bis an die Kante der steil abfallenden Felswand.

Und wie sich die Natur bestrebt, mit ihrem Schmucke das graue alte Menschenwerk zu umkränzen, hatte der baierische Sinn für häusliches Behagen das Innere bestellt. Im sauberen Hofe plätscherte ein laufender Brunnen, welchen der Birzmeister und nachherige Obervogt zu Ramstein, Herr Weißlämblein, ungefähr 100 Jahre vorher in's Schloß geleitet hatte. Der Ephen wuchs an den Mauern empor und schlang sich um die Steinornamente des Kapelleneingangs. In den Wohnräumen aber lebte noch die alte Zeit; da waren die Fenster mit ihren Steinsitzen, die dunkle Zimmerdecke, das Getäfel, welches das Alter fast schwarz gebeizt hatte. Nur die bleigefärbten Scheiben waren später hinzugekommen und die Truhen rings der Wände, welche hin und wieder von Kissen belegt waren. In der Mitte des Raumes stand der schwerfällige Tisch. Der Ritteraal, auch jetzt das Prunkgemach des Hauses, hatte zweierlei Steinfließen; die Wände zeigten in Feldern von Schnitzwerk die Wappen vieler elden Geschlechter, die schon ausgestorben waren. Ein Kredenzisch und ein Büffet von massiver Gestalt vermochten nicht den Raum zu füllen, obchon die Eintönigkeit desselben durch schöne Thierfelle und Teppiche der Familie Bischof unterbrochen war. Die Gäste waren, die fehlten.

Das war eine andere Zeit, als uoch die Freiherrn von Ramstein hier hausten! Da verkündete der Thürmer mit Hornruf, daß ein Reitertrupp nahe; das Thor wurde geöffnet und in der Wölbung hallten die stampfenden Pferdehufen. Da sprangen sie in kriegerischer Rüstung vom Pferde, die stolzen Vettern und Schwägern des Hauses; die Sporen klirrten auf dem Steinboden des Saales und sie lösten die Helme von den erhitzten Gesichtern, um sich am gereichten Pumpen zu erfrischen. Und welch' Getümmel bis in die Nacht, ehe die Gäste mit wüchtigem Schritt hinanstiegen

in die Schlafkammer, gefolgt von ihren Edelknechten. Ein süßer Duft von warmem Gewürzwein zog durch die Gänge; es war der Schlaftrunk, den man den Rittern in die Kammern brachte. In der Gesindestube gings ebenso lebhaft her; da erzählten die Knechte von ihren Farthen und schlugen mit den Raunen auf den Tisch und vom Hofe hörte man dazwischen das Wiehern der Pferde, und lange dauerte es, bis der letzte Ruf verklungen war.

Feierlicher ging es zu, wenn einer der Ramstein seine junge Gemahlin heimführte. Da erschien ein Vorreiter an der Schloßpforte und zeigte mit Trompeterfanfare das Kommen des Paares an. Die Mägde huschten über den Hof, um sich in ihr Festgewand zu hüllen; der väterliche Freiherr schnitt Gesichter, weil ers mit seinem Zipperlein im Stiefel kaum aushalten konnte, und die alte Herrin warf noch einen wehmüthigen Blick auf Raunen und Gefäße, die sie immer so blank gehalten; nun wird ihr eine junge Hand das Regiment abnehmen. Die junge Freifrau ist aber schon im Hofe; über die Weichen des weißen Zelters fließen die Sammetfalten des blauen Reitkleides; gelbseidene Puffen schmücken das Leibchen und die Ärmel des Kleides und vom Barette weht die weiße Straußenfeder. Athemlos schaut das Gesinde in ihr von blondem Gelock umrahmtes Antlitz; aber kalt und verächtlich blickt das kalte Auge und die gebeugte Dienerschaft denkt mit Jagen der kommenden Tage.

Manchmal kamen auch die geistlichen Glieder des Hauses, dann klang jeden Morgen das Messglöcklein aus der Kapelle am Fuße des Kastells und der Ministrant schwang das Rauchfaß über die im Hofe knieenden Reibeigenen. Da wurden die Hausgeschäfte, dem geheiligten Gaste zu Ehren, mit ehrfurchtsvoller Stille verrichtet; wer vom Gesinde so



glücklich war, ihm im Hause zu begegnen, verharrte in tiefgebeugter Stellung, und stolz rühmte man sich der Gunst, wenn man den Saum seines langen weichen Gewandes oder seine weiße Hand küssen durfte. Die Tafelgenüsse wurden auch nicht vernachlässigt und mit seinem edelsten Weine füllte der Schloßherr die Humpen.

Vielleicht dachte Frau Magdalena an den Contrast gegen frühere Zeiten, als sie sinnend in den Hof trat; droben aus ihren Wohnräumen hatte sie keine andere Aussicht, als auf den Schloßweg, die Waldungen und Waiden gegenüber und auf die umliegenden Seenhöfe. Den Thurm konnte sie nur von hier aus sehen; welsch ein Schreck fuhr durch ihre Glieder, da sie aus allen Lücken Rauch aufsteigen sah. Das Gespräch der Mägde fiel ihr plötzlich ein; sie eilte die Treppen hinauf zu dem Mittelbaue, welcher das Kastell mit dem Ritterhause verband. Die eisenbeschlagene Thür war verschlossen; sie machte einen Augenblick auf, ließ sie aber mit einem Wehruf sofort wieder zufallen; denn dichter Rauch wirbelte ihr entgegen. Wie vernichtet sank sie an die Wand: ihr Gatte fort; die Knechte unterwegs: und sie allein im Schlosse mit den Mägden. Doch nein! Ulli war noch da, den beim Holzschlagen ein Stamm getroffen und verstümmelt hatte, daß er auf Krücken gehen mußte; seit seinem Unfall hatte er die Pförtnerstelle versehen. Sie flog zu ihm hinab. Statt aber Trost zu finden, verwandelte sich ihr Schreck in Entsetzen: an das Büchsenpulver hatte sie ja gar nicht gedacht: „So ist alles verloren,“ sagte sie tonlos, „es brennt vielleicht seit mehreren Stunden und das Schreckliche kann in jeder Minute eintreffen. Alle müssen fort, alle!“ „Haltet ein, Frau Bischofin,“ rief Ulli, „wenn ich meine gesunden Glieder hätte, vermöchte ich vielleicht noch das Pulver zu retten; der Thurm ist fest und das Feuer kann schier einen

Tag lang brennen, ehe es bis dahin kommt ... aber ich bin ein elender Krüppel und woher den Mann nehmen, der es thut?“ .....

„Ich thue es,“ ... sprach sie „in Gottes Name!“ .....

Dann ging sie zu den Mägden und befahl ihnen, die Kufen und Bottiche in den Hof zu stellen und mit Wasser zu füllen; der Amme vertraute sie die Gefahr und trieb sie, mit den Kleinen zur Dilge zu gehen, wo sie in jedem Falle sicher seien. „Das thue ich nicht, liebe Magdalena Bischofin; die Kleinen mögt Ihr durch eine Dirne hinüberschicken; ich habe Euch von klein an gepflegt und bleibe bei Euch, bis unser Stündlein schlägt.“ „Du wirst gehen, Amme, denn einer Sterbenden, wie ich bin, versagt man nichts; du warst mein zweites Mütterlein und wenn ich nicht mehr da bin, wirst du meine Mägdelein zu frommen, sittigen Jungfrauen aufziehen. Jetzt geh, denn Eile ist noth.“ Sie legte den Kindern noch einmal die Hand aufs Köpfschen und ging dann hinaus. Es war ihr zu Muthe, als stände der Herrgott selber da und triebe sie ans Werk.

Die Mägde waren mit Wehklagen fortgerannt, als man ihnen die Wahrheit sagte; Ulli verschloß hinter ihnen das Thor, deßhalb konnte der Dorfmeier ihnen nicht zu Hilfe kommen; sein Pochen verhallte ungehört; er sandte Boten nach Basel und in die umliegenden Dörfer. Bald läuteten die Kirchenglocke. Die Häuser wurden leer und alles war in und um die Kirche, mit Bittern des Augenblicks harrend, wo das Schloß da droben in die Luft fliegen werde.

Die Obervögtin war schon in Thätigkeit. Zur Pulverkammer führte auch von außen ein gekrümmter Gang. Zwei Thüren hatte Magdalena schon geöffnet; nun stand sie vor der letzten. Die Dellampe stellte sie in die Mauernische

und schob das Lädlein mit dem runden Fensterglase davor. Nun knirschte der Schlüssel im eisernen Thörlein; es springt auf und vor ihr liegt es wie eine Gruft. Mit leisem Gebet nimmt sie ein Pulverfäßchen, umwickelt's mit einem triefenden Leinentuche, daß kein Funke dazu dringe und macht zum ersten Mal den Weg. Es geht über den Hof hinter das Ritterhaus, wo Ulli den alten Sodbrunnen aufgedeckt, das Rad mit der Kette in Ordnung gebracht und statt des Eimers einen Korb befestigt hat; am Fuße desselben ist eine Leine, deren Ende der Knecht in den Händen behält; sie dient zum Umwenden des Korbes, wenn die Last unten angekommen ist. Die Kette kreischt. Frau Bischof ist lautlos verschwunden, und kommt zum zweiten Mal. Es ist Nacht geworden; hier oben ist aber sengende Glut; ohne hinzuschauen sieht Ulli jedesmal den schwarzen Schatten der Herrin vorangehen. „Wird sie das nächste Mal wieder kommen?“ fragt er sich; denn jeden Augenblick kann das Gewölbe ihre Todtenkammer werden ..... „Herr Gott, erbarme dich!“

Die heiße Luft hat ihr Haar versengt; die Kleider sind zerrissen und an Gesicht und Händen mehren sich die Blasen, Risse und Schrunden; das herausfickernde Blut wird sofort zur Kruste; lautlos kommt und geht sie; Ulli wagt nicht zu fragen; über fünfzig Mal ist sie gekommen; er sieht ihr an, daß es noch lange nicht zu Ende ist. Zuletzt hört er sie an ihrem Keuchen, ehe sie da ist; auch seine Zunge ist wie verdorrt und seine Muskeln zucken vor Schmerzen; bald wird er, der arme Krüppel, zusammenbrechen, eher als die muthige Frau, deren Athemzüge sich in Rasseln verwandelt haben. Der Brunnen ist bald angefüllt: wohin mit dem Uebrigen; die Kraft zum Denken ist ihm geschwunden; es flirrt ihm vor den Augen und wird bald zu Ende sein ..... Da kommt Magdalena wieder: Es

ist..... das letzte..... das Gewölb..... voll Rauch!“ Und sie fällt nieder. Noch einmal gibt ihm die Hoffnung Kräfte. Auf dem Leibe rutschend, deckt er die Brunnenöffnung mit Brettern und wälzt feuchten Sand, der an der Maner aufgeschichtet war, darüber hin. Es polstert und kracht drüben, er hört es nicht; denn eben hat er die Herrin liegen sehen und jammert um sie: „Zu den Engeln ist sie hinüber! o daß ich diesen Tag erleben mußte. — Da dröhnte ein Donner Schlag, daß der Berg erbehte. Eine Feuersäule schoß in die Luft und fiel als dichter Funkenregen hernieder. Frau Magdalena hatte sich plötzlich aufgerichtet und starrte abwesend vor sich hin. Da erblaßte der Schein und es ward stille, eine furchtbare Stille und durch die Todesruhe klang wieder die Glocke von Brezwil, welche ihr Sterbestündlein einlängte.....

Ali war kaum im Stande, das Schloßthor zu erreichen; und doch summt es nun den Berg hinauf und durch die Schneelandschaft zog sich eine dunkle Linie; es waren die Nachbarn von Lauwil, die von Reigoldswil und den umliegenden Bauernhöfen, voran die Brezwiler mit ihrem Meyer und dem Gescheid; sie schlugen auf die Pforte, daß es durch die Nacht dröhnte, und bei jedem neuen erfolglosen Schlag brach Schreien und lautes Weinen in der Menge aus. Als dann die Thürflügel sich bewegten, fuhren selbst die Männer erschrocken zurück; aber bald war der Hof voll theilnehmender und neugieriger Menschen.

Der Thurm stand da wie ein ungeheurer felsenfester Blutosen; die Mauern, die sich daran lehnten, waren klaffend aufgesprengt; die Kapelle halb eingestürzt; überall drang dichter Rauch aus den Lücken, sowohl im Zwischenbau als aus den einzelnen Theilen des Kastells. Der Meyer wußte, daß alles von Stein und Mörtel gebaut und dort die größte

Gefahr vorüber war. Die meiste Sorge machte ihm das Ritterhaus, auf dessen Dachboden Niemand eindringen konnte, so dicht war der Qualm. Die Ankunft des Hansherrn wurde darum von Allen sehnsüchtig erwartet.

Und er kam um dieselbe Morgenstunde, zu welcher er am Tage vorher so freudig mit den Söhnen ausgeritten war. Sein Gesicht war fahl, und die Augen, die tief in den Höhlen lagen, schauten mit unaussprechlicher Angst um sich; doch wagte er nicht zu fragen: „Wo ist sie?“ Als er aber seine schwer athmende, furchtbar entstellte Magdalena sah, brach er in die Knie! Hätte er sie erst erblickt, als man sie hinauftrug! Sie lag noch immer in tiefer Betäubung; nur einmal, als Dilge ihre Wunden auswusch, hatte sie die Augen geöffnet. Die Kranke schien es auch zu fühlen, als Herr Hansjakob sich über ihr Gesicht neigte; aber die Pflegerin zog ihn weg, daß er sie ungestört ruhen lasse; sie tröstete auch den Obervogt und gab ihm Hoffnung auf rasche Genesung, und nicht umsonst. Wenige Tage später war Fran Bischof im Stande aufrecht zu sitzen und in Gegenwart aller ihrer Lieben die Abgeordneten zu empfangen, welcher ihr den Dank und die Bewunderung der Stadt für die muthige That und die Errettung des Schlosses überbrachten.

Die furchtbaren Stunden, die Herr Bischof auf seinem stürmischen Heimritte durchgemacht, hatten sein volles braunes Haar gebleicht und Furchen in das blühende Antlitz gegraben. Es mochte ihm zuerst als ein Blendwerk der Sinne erscheinen, als er statt des erwarteten Trümmerhaufens das Schloß noch stehend fand. Das Ritterhaus war verschont geblieben. Der dichte Rauch hatte den Dachboden so angefüllt, daß die glimmenden Stellen nicht auf-flammen konnten; aber das Gebälke war ganz geschwärzt von der Blut. Es war ein Glück, daß zur Zeit des Feuers völlige Windstille herrschte.

Das Schloß erlitt im nämlichen Jahrhundert einen zweiten Brand.

Während drei Jahren blieb Hansjakob Bischof noch auf Ramstein. Ihm folgte Jeremias Fäsch und als letzter Ramstein'scher Obervogt Hans Heinrich Falkner. Im Jahre 1668 wurde die Obervogtei dem Amte Waldenburg einverleibt, und die Schloßgüter verliehen. Ritter Lucas Schaub erhielt 1736 als Erkenntlichkeit für seine am königlichen Hofe von Paris geleisteten Dienste die lebenslängliche Nutzung des Schlosses und der Schloßgüter. Dasselbe wurde nach ihm dem Lucas Fäsch zu Theil bei Anlaß seiner rühmlichen Verrichtungen in Paris.

Zur Zeit der großen Theurung 1770 und 71 ließ die Regierung zu Basel den Thurm durch bedürftige Leute aus der Gegend abtragen. Das Uebrige zerfiel allmählich und bezeichnen nur noch jetzt einige Mauerreste die Stätte, wo das Schloß Ramstein stand; aber die hochherzige Heldenthat der Obervogtin, Magdalena Bischof, geb. Blatter, wird nie der Vergessenheit anheimfallen.

# Bruderschaften und Zünfte

zu Basel im Mittelalter.

Von

Rudolf Wackernagel.

---

„Darumb vor allen bingen thun sich die hünbe  
und brüderschaften in der arbeit zusamen, daß  
ir ganz leben in cristlicher zucht und lieb  
geordnet sy und die arbeit selber geregelt werde.“  
ein cristlich ermanung 1513.

Im nachfolgenden wird ein Versuch gemacht, über das so anziehende Institut der mittelalterlichen Bruderschaften Mittheilungen aus baslerischen Quellen zu geben; diese Quellen sind einige Urkunden und Ordnungsbücher des Staatsarchivs und der bis jetzt erschlossenen Zunftarchive; vereinzelt konnte auch aus der gedruckten Literatur beigebracht werden.

Dabei ist ein Hauptgewicht auf die nationalöconomische Bedeutung der Bruderschaften gelegt, ihr religiöses und kirchliches Wesen nur nebenbei berührt worden, ohne doch zu verkennen, daß jene ihre starke Wurzeln nur in diesem gehabt habe.

Bruderschaft ist eine freie Vereinigung, gebildet zu Erreichung eines religiösen Zwecks, und im Hinblick auf diesen Zweck thätig zum Wohle des einzelnen Bruders, der Bruderschaft oder der Allgemeinheit. Im weiten Umkreise dieser Grenzen des Begriffs sind die verschiedenartigsten einzelnen Bildungen möglich.

Die der Bruderschaft zu Grunde liegende tiefere Idee ist ohne Zweifel der die ganze Lehre der christlichen Kirche erfüllende Gedanke, daß die Glieder dieser Kirche Brüder und eines dem andern gleich sei.<sup>1)</sup>

Es ist nicht dieses Ortes, näher auszuführen, wie dieser Gedanke der christlichen Lehre in den ersten Zeiten auch die Form und Organisation der Kirche bestimmte, wie dann in späterer Entwicklung in dem äußern Bau der Kirche die der Idee völliger Brüderlichkeit entgegenstehende hierarchische Gliederung sich ausbildete, wie aber das durch diese Form unberührte Princip doch auch da noch Anlaß fand, sich auch in äußern Lebensformen wirksam zu erzeigen. Als solche Formen, die wenigstens zu einem Theile ihres Bestehens eine Verwirklichung jener christlichen Lehre darstellen, sind vor allem die Klöster zu nennen, dann aber auch die an die Klöster angegeschlossenen Conversbrüder, Tertiarien, und alle die zahllosen Bildungen freier Vereinigungen, Sammlungen, Brüderhäuser, Begarden, Beginen zc.zc.

Nicht übersehen bleibt, daß bei allen diesen Formationen noch manch andre Motive zu ihrer Entstehung beitrugen; sie sind nur genannt, weil sie zu denjenigen uns beschäftigenden Verbänden überleiten, welche, wenn wohl auch ebenfalls anderweitigen Einflüssen und Triebkräften unterworfen, doch die Idee einer brüderlichen Verbindung nicht nur schon in ihrem Namen aufs bewußteste, sondern auch in ihrem Wesen aufs deutlichste zur Verwirklichung zu bringen sich bestrebten. Diese Verbände sind die Bruderschaften.

Es wird natürlich nicht mit Sicherheit bestimmt werden können, in welchem Grade die neben dieser christlichen Grundlage zur Bruderschaft hindrängenden Bestrebungen vorhanden waren. Man hat dabei namentlich an den ja



besonders in Deutschland mächtig entwickelten Drang zur Association, zur Genossenschaftsbildung, zu denken.<sup>2)</sup> Aber daß bei den Bruderschaften die religiöse Idee doch die zunächst bildende Kraft war, zeigen die bei allen Bruderschaften bestehenden, bei andern Genossenschaften fehlenden Bestimmungen der gegenseitigen Hilfeleistung und Unterstützung in Krankheits- und Todesfall; diese für volkwirthschaftliche Betrachtung gewiß erheblichste Seite der Bruderschaften wäre ja ohne diese religiöse Tendenz für jene Zeiten gar nicht denkbar.

Der Verband der Bruderschaft tritt uns in den aller- verschiedensten Formen entgegen.

Allen diesen gemeinsam, weil aus dem Wesen der Bruderschaft sich ergebend, sind folgende Thätigkeiten: Verehrung von Heiligen, gemeinsame Andachtsübung, gegenseitige Unterstützung vor und nach dem Tode.

Es giebt Bruderschaften, welche sich mit Verfolgung dieser Zwecke begnügen, andere aber fügen noch neue hinzu, wie: Wohlthätigkeit gegen außen, Unterstützung und Beförderung frommer Werke, baulicher Unternehmungen, u. s. w.

### I. Bruderschaften von Geistlichen.

Es handelt sich hier um diejenigen Verbände von Geistlichen, welche in Norddeutschland unter dem Namen der Kalande, der Kalandsgilden bestanden, anderwärts unter der Bezeichnung von Collationen, Capiteln, u. s. w.

Der Name Kaland rührt her von der schon durch kirchliche Verfügungen des 8. Jahrhunderts vorgeschriebenen Übung, daß die Priester eines gewissen Districts an den Calendä, dem ersten Tage jedes Monats, sich versammelten

um einen gemeinschaftlichen Gottesdienst zu feiern, über die Angelegenheiten ihres Amtes sich zu berathen, und ein Wahl abzuhalten.

Entweder als Fortbildung dieser Einrichtung, oder hie und da vielleicht auch ohne einen solchen Vorgang, bestanden dann die Bruderschaften der Geistlichen, welche seit dem 13. Jahrhundert in jeder Stadt Deutschlands an wenigstens einer, oft auch an mehreren Kirchen nachgewiesen werden können. Ihr Wesen ist aber ein anderes als das der alten Kalande. Denn wenn bei diesen der Verband bestanden hatte in der Zugehörigkeit zum gleichen Bezirke, so war nun in den Bruderschaften neben dieser Zugehörigkeit eine andere besondere Vereinigung vorhanden, welche ihren eigenen Zwecken diente. Als solche erscheinen natürlich auch religiöse Zwecke, wie gemeinsame Andachtsübungen und Begehung von Seelenmessen für verstorbene Brüder. Daneben bestehen aber hie und da noch andere Satzungen über gemeinsame Mahlzeit, Vertheilung von Brot, u. dgl.

Im Laufe der Zeit verwißte sich der ursprüngliche Character dieser Bruderschaften als ausschließlicher Vereinigung der Geistlichen eines Bezirkes oder einer Kirche, indem auch Laien in bestimmter Zahl der Eintritt in dieselbe gestattet wurde, wie denn überhaupt der geistliche Character der Verbindung — vielleicht gerade deshalb weil die Mitglieder Geistliche waren und also schon anderweitig mit vielen kirchlichen Verrichtungen sich befaßten — vor den Zwecken der Geselligkeit und der Verwaltung eines oft sehr beträchtlichen Vermögens nicht selten zurückgetreten zu sein scheint.<sup>3)</sup>

Eine solche Bruderschaft läßt sich nun auch für Basel nachweisen, leider mangeln aber gerade hier die nothwendigsten Documente zur Erkenntniß der Organisation dieser Verbindung.

Die Geistlichen eines Bezirkes des Bisthums Basel, nämlich des decanatus St. Johannis super atrio, waren wahrscheinlich schon in früherer Zeit auch zu gemeinsamen geistlichen und geselligen Berrichtungen verbunden gewesen. Im 13. Jahrhundert entstand die St. Johannesbruderschaft auf Burg,<sup>4)</sup> zu welcher die Capläne des Münsters und außer diesen noch einige Geistliche aus den der Stadt zunächst liegenden Gemeinden gehörten. Auch Weltliche konnten später als Laienbrüder den Zutritt in diese Bruderschaft erhalten. Sie hatte ihre eigene Capelle mit mehrern Altären, die St. Johannescapelle, und ihre Angelegenheiten wurden geleitet durch Decan Kämmerer<sup>5)</sup> und Sechser. In welcher Weise aber ihre innere Organisation gewesen sei, ist leider nicht mehr zu sagen; die noch erhaltenen Urkunden dieser Bruderschaft — alle übrigen sind schon am Anfang des 15. Jahrhunderts durch Brand untergegangen — betreffen nur den reichen Besitz an Gütern und Reuten, welchen sie in und außerhalb Basels besaß.<sup>6)</sup> —

Im allgemeinen kann gesagt werden, daß diese Geistlichen-Bruderschaften in der Entwicklung des Instituts eine viel weniger hervorragende Stellung einnehmen, zur Erkennung des Wesens derselben auch minder geeignet sind, als diejenigen, deren Genossen dem weltlichen Stande angehören, als die Laienbruderschaften.

## II. Laienbruderschaften.

Es wird keine Stadt des Mittelalters genannt werden können, in welcher nicht Bruderschaften bestanden hätten. Und zwar waren sie das ganze Mittelalter hindurch vorhanden; aber ihren Höhepunkt, ihre größte Bedeutung und

weiteste Verbreitung erreichten sie gegen Ende dieser Periode. Seit Schluß des 14. Jahrhunderts werden zahlreiche Neugründungen von Bruderschaften erwähnt, oder auch Umgestaltungen, Erweiterungen alter schon bestehender gemeldet. Es war die Zeit höchster Steigerung des kirchlichen Lebens auf allen Gebieten,<sup>7)</sup> und in diese Zeit der Kirchenbauten, der zahllosen Stiftungen von Altären, Psrunden, Messen, der Errichtung von Capellen, der Wallfahrten, u. s. w., paßt durchaus auch die Stärkung des bruderschaftlichen Elements. Es waren die Bruderschaften Gründungen, welche die Kirche in hohem Grade begünstigte.

Dem Wesen der Bruderschaft entspricht, daß ihre Thätigkeit hauptsächlich oder ausschließlich in der Teilnahme an kirchlichen Acten bestand. Hauptsächlich oder ausschließlich; denn es gab Bruderschaften, die nur diesem Zwecke lebten, bei denen der genossenschaftliche Verband nur zur Organisation der frommen Uebungen diente. In dieser Richtung sind zu nennen die allen Bruderschaften gemeinsamen Punkte: Vereinigung der Genossen zur Verehrung eines gewissen Heiligen und daher Vereinigung (mit Zwangsmitteln) zur Andacht an den bestimmten Tagen. Damit im Zusammenhang stand der Anschluß an eine Kirche, wofelbst diese Andachten zu begehen waren, und die Bestimmung eines Altars in derselben. Auf oder vor diesem Altare wurden dann die Kerzen durch die Bruderschaft unterhalten,<sup>8)</sup> sie hatte da und dort auch für einen Priester zu sorgen. sie stattete ihn aus mit kirchlichen Zierrathen, vielleicht auch mit Besitz von Gütern u. s. w. In dieser Weise stellt sich die Bruderschaft dar als die feste durch Satzungen geregelte Genossenschaft zum Zwecke der regelmäßigen Begehung kirchlicher Handlungen.

Dies ist der Kern der Bruderschaft, möglicherweise auch ihre einzige Erscheinung. Aber eine Erscheinung, die für die Geschichte des kirchlichen Lebens von hohem Interesse, für eine andere Betrachtungsweise, namentlich für die social-geschichtliche, ohne sonderlichen Werth ist. Der Werth der Bruderschaften für die letztere liegt vielmehr in den aus diesem rein kirchlichen Trieb sich ergebenden Aeußerungen, die in den meisten Fällen auch bei jeder Bruderschaft wirklich nachzuweisen sind. Als solche Aeußerungen sind zu nennen :

Sorge für arme Genossen, Sorge für kranke Genossen, Sorge für das Begräbniß verstorbener Genossen. Unterstützung einer Kirche, Wohlthätigkeit gegen außen in allen Arten, Unterstützung anderer frommer und guter Werke, wie der Pilgerfahrten u. s. w.

Bevor auf die Betrachtung dieser einzelnen Thätigkeiten eingetreten werden kann, sind die bis jetzt bekannt gewordenen Bruderschaften Basels im Mittelalter namhaft zu machen; dabei werden diejenigen, deren Glieder alle zugleich Berufs- oder Gewerbsgenossen waren, von den übrigen getrennt aufgeführt.

**A. Laien-Bruderschaften, deren Glieder nicht alle zugleich Berufsgenossen sind.**

St. Anna-Bruderschaft bei den Dominicanern.

St. Anna-Bruderschaft in Klein-Basel.

St. Dominicus-Bruderschaft bei den Dominicanern.

St. Jakobs-Bruderschaft bei St. Leonhard.

St. Jakobs-Bruderschaft im Siechenhause.

St. Marien-Bruderschaft für den Bau des Münsters.

St. Marien-Bruderschaft bei den Barfüßern.

- St. Marien-Bruderschaft bei den Dominicanern.
  - St. Onofrio-Bruderschaft.
  - St. Pantaleons-Bruderschaft.
  - St. Petrus Martyrbruderschaft bei den Dominicanern.
  - St. Sebastians- und Antonius-Bruderschaft bei den Augustinern.
  - Spital-Bruderschaft.
  - St. Thomas-Bruderschaft bei den Dominicanern.
  - St. Wolfgang-Bruderschaft bei St. Leonhard.
- 

B. Laien-Bruderschaften, deren Glieder alle zugleich  
Berufs-Genossen sind.

- Bruderschaft der Gärtner.
- " " Gerber zu St. Oswald.
  - " " Grantücher und Nebente.
  - " " Hufschmiede im Münster.
  - " " Krämer zu St. Andreas.
  - " " Küfer bei St. Martin.
  - " " Messerschmiede.
  - " " Müllerknechte im Klingenthal.
  - " " Nebente zu St. Theodor.
  - " " Schildknechte im Münster.
  - " " Schlosserknechte bei St. Leonhard.
  - " " Schneider und Kürschner im Spital.
  - " " Schneidergesellen bei den Augustinern.
  - " " Schustermeister bei den Dominicanern.
  - " " Schustergesellen bei St. Martin.
  - " " Webergesellen im Spital.
  - " " Weinleute im Münster.

Es ist natürlich, daß dieses Verzeichniß noch sehr wird erweitert werden können; denn wenn man vernimmt,<sup>9)</sup> daß in Eöln an 80, in Lübeck an 70, in Hamburg gar über 100 Bruderschaften bestanden, so hat man auch für Basel eine viel größere Reihe als die eben gegebene anzunehmen. Namentlich darf behauptet werden, daß bei allen Handwerken Bruderschaften bestanden; eine weitere Erschließung der Zunftarchive wird daher auch in dieser Hinsicht neue Ergebnisse bringen können.

Von einigen der genannten Bruderschaften sind uns ausführlichere Nachrichten erhalten worden, von den übrigen ist oft nur der Name überliefert.<sup>10)</sup> Was jene enthalten, ist Folgendes:

### 1. Wer bildet die Bruderschaft?

Diese Frage wird verschieden zu beantworten sein; denn entweder sind es die Genossen eines Berufs, die auf dem Grunde des gemeinsamen Bodens zur Bruderschaft zusammengetreten sind,<sup>11)</sup> — oder es sind solche, die ohne dies sich vereinigt haben.

Entweder sind es nur Brüder (wie bei den Gesellenbruderschaften), oder es nehmen auch Schwestern an der Bruderschaft Theil; diese besitzen ganz die gleichen Rechte wie die Brüder.<sup>12)</sup>

Eine weitere Verschiedenheit ergibt sich bei einer Bruderschaft von Berufsgenossen daraus, ob der ersten Absicht gemäß wirklich nur Solche an ihr Theil nehmen oder ob auch Nichtberuflichen der Eintritt gewährt wird. Letzteres ist nämlich in der Dauer des Bestehens oft geschehen. Ein deutliches Beispiel hievon giebt die Bruderschaft der Schildknechte. Sie war 1384 gegründet worden durch die Schildknechte zu Basel, also diejenigen, welche ritterlichen Herren

den Schild zu tragen, Knappen- und Reitknechtdienste zu verrichten hatten. Dem entsprechen auch die Namen auf den noch erhaltenen Listen der Brüder: Der Knecht Herru Johaannes Schalers, der Knecht Herrn Ernis von Bärenfels, Junker Heinrich Münchs Diener u. s. w. Dies ändert sich seit dem Beginne des 15. Jahrhunderts. Da erscheinen im Verzeichnisse noch andere Namen, gewöhnliche Bürger, Handwerker, sogar Geistliche, Frauen u. s. w.<sup>13)</sup> In der neuen Bruderschaftsordnung von 1492 wird ausgesprochen, daß dieser Eintritt anderer Personen, die nicht Schildknechte, sehr überhand genommen habe, und daß darauf Rücksicht genommen werde müsse; es geschieht dies dann in der Festsetzung der Art des Begräbnisses, welches bei Schildknechten mit etwas andern Feierlichkeiten geschehen soll, als bei solchen Brüdern, die diesem Stande nicht angehören.

Auch bei der Wolfgang's-Bruderschaft wird auf die verschiedenen Arten von Brüdern Rücksicht genommen: Priester, Edelmann und Rathsmann brauchen sich nicht zum Meister wählen zu lassen; Priester sind auch des Frohnastengeldes frei; dagegen müssen sie am Vorabend des St. Wolfgang's-festes die Vigilie singen und lesen.<sup>13a)</sup>

Wenn nun auch namentlich bei den Bruderschaften der Handwerker festgesetzt wird, daß keiner der nicht zum Handwerk gehöre Aufnahme finden solle, — so ist andererseits doch ebenso ausdrücklich gesagt, daß Angehörigkeit zum Handwerk keineswegs Eintritt in die Bruderschaft bedinge;<sup>14)</sup> wie z. B. die Bruderschaftsordnung der Müllerknechte 1427 es ausspricht: es solle kein Knecht noch Knabe zu dieser Bruderschaft gedrängt oder genöthigt werden, sondern er soll es williglich und gerne thun und darum bitten.<sup>15)</sup>

Eine besondere Stellung in Bezug auf die Mitgliedschaft nimmt die St. Jacobsbruderschaft zu St. Leonhard ein.



Sie nannte sich: „Elende Bruderschaft des heil. Zwölfboten Jacobus in dem würdigen Gotteshaus St. Leonhard zu Basel.“ — Elende Bruderschaft — Mit diesem Namen wurden sonst meist diejenigen Bruderschaften bezeichnet, welche sich mit Pflege, Besorgung, Beherbergung und Unterstützung fremder landfahrender Leute, namentlich der Pilger, abgaben. So z. B. in Frankfurt a. M., in Ravensburg u. a. w.<sup>16)</sup> Hier in Basel war die Elende Bruderschaft St. Jacobi eine andere Verbindung: sie war die Bruderschaft der Elenden selbst, also der Fremden, der Heimatlosen, der Fahrenden, der Bettler u. s. w., derer, die wir heute Vaganten nennen. Sie hing darum enge zusammen mit der bekannten Freistätte dieses Landfahrvolks auf dem Kohlenberg. Aus eben dem Grunde dieser Natur der Genossen war hier auch die bei den andern Bruderschaften übliche Beschränkung auf das Gebiet von Basel nicht vorhanden; es gab neben den Brüdern von Basel auch viele auswärtige Brüder; letztere hatten ihre besondere Versammlungsstätte eben auf dem Kohlenberg, und ihren besondern Vorsteher, den Meister vom Berge.<sup>17)</sup>

Es ist aber gewiß bezeichnend, daß auch eine solche Menschenklasse, ohne festen Beruf, ohne Heimat und ohne bleibenden Wohnsitz sich zu einer Bruderschaft zusammenschloß; es zeigt dies, wie stark überall das Bedürfnis zur genossenschaftlichen Verbindung war und wie selbstverständlich es erschien, diese Verbindung zu einer auf religiösem Boden stehenden zu machen. Man vergleiche aber damit die ebenso merkwürdige Bruderschaft, welche die Inassen des Ausjäzigen-Hauses zu St. Jacob an der Birse unter sich bildeten;<sup>18)</sup> sehr wahrscheinlich als ein Glied jener großen Bruderschaft, welche alle Ausjäzigenhäuser längs dem Rheine verband.<sup>19)</sup>

## 2. Vorstand der Bruderschaft.

An der Spitze der Bruderschaft stehen die Meister,<sup>20)</sup> Brudermeister genannt, auch Kerzenmeister, Büchsenmeister. In ihren Händen liegt die Leitung aller Angelegenheiten, die Verwaltung des Vermögens u. s. w. Bei der St. Jacobsbruderschaft finden wir zwei Meister: den einen wählen die zu Basel weilenden Brüder, den andern die auswärtigen. Bei den Schildknechten sind es drei, von denen einer das Buch mit Ordnung und Bruderliste,<sup>21)</sup> der zweite die Büchse, der dritte die Schlüssel zur Büchse und die Kerzen zu verwahren und zu verwahren hat. Diese Meister beziehen Eintrittsgeld und Frohnfastengeld, sie ordnen die Versammlungen, bieten auf zur Leidfolge. Sie werden aber nicht durch die Brüder gewählt, sondern die abtretenden Meister wählen jährlich die Meister für das folgende Jahr.<sup>22)</sup>

## 3. Vermögen der Bruderschaft.

Bei der Aufnahme hat der Bruder eine Gebühr in die Büchse der Bruderschaft zu entrichten;<sup>23)</sup> außerdem werden von jedem Bruder alle Fronfasten, bei einigen Bruderschaften<sup>24)</sup> alle Wochen Beitragsgelder erhoben. Endlich sind auch außerordentliche Vergabungen durch Brüder, Vermächtnisse<sup>25)</sup> u. s. w. vorgesehen.

Die Verwendung des so gebildeten Vermögens ist eine sehr verschiedene. In erster Linie hat es zu dienen für Ermöglichung der gottesdienstlichen Handlungen, für Schmuck und Ausstattung des Gotteshauses oder Altars, für Beschaffung der Kerzen.<sup>26)</sup> Dann sind daraus die Zahlungen zu bestreiten, welche die Bruderschaft an das Gotteshaus, bei welchem sie eingebudert ist, zu entrichten hat. Diese Zahlungen sind die Gegenleistung der Bruderschaft für die Leistung des Klosters oder Stifts an Messelesen u. dgl. Wie

aber das Verhältniß zwischen beiden auf die verschiedenste Art geregelt sein kann, so geschehen auch diese Zahlungen auf verschiedene Weise. Die St. Jacobs-Bruderschaft z. B. hatte dem St. Leonhardsstift jährlich 5 Gulden zu entrichten, während andere Bruderschaften nach jeder einzelnen Ver- richtung, Seelenmesse u. s. w. dem ausübenden Priester ein bestimmtes Entgelt zu zahlen hatten.<sup>27)</sup>

Endlich war aber die Bruderschaftsbüchse auch noch dazu bestimmt, die für die Unterstützung armer oder kranker Brüder nöthigen Zahlungen zu bestreiten, von welchen gleich zu reden sein wird.

Daß übrigens das Vermögen der Bruderschaft auch in liegendem Gute bestehen konnte, zeigen mehrere Beispiele: die St. Pantaleonsbruderschaft hatte ein eigenes Haus in Klein-Basel,<sup>28)</sup> die St. Jacobsbruderschaft Haus und Scheuer auf dem Kohlenberg.<sup>29)</sup>

#### 4. Thätigkeit der Bruderschaft.

Bei der Betrachtung der Thätigkeit der Bruderschaft sollen hier ihre kirchlichen Uebungen und frommen Bräuche nur insoweit erwähnt werden, als sie von einer der Leistungen gegenseitiger oder nach außen wirkender Unterstützung nicht getrennt werden können. Im übrigen haben wir es nur mit diesen Leistungen zu thun. Als solche sind zu erwähnen:

##### a. Unterstützung armer und kranker Brüder.

Diese Unterstützung kann auf mancherlei Art geschehen, die Stiftungsbriefe enthalten darüber meist die genauen Angaben. So z. B. bei der St. Jacobsbruderschaft ist bestimmt: „wäre es der Fall, daß jemand von dieser Bruder- schaft, er sei Schwester oder Bruder, in dem Land im Elend, Krankheit oder Armut) erfunden würde, dem soll

sein Mitbruder oder Schwester zu Hilfe kommen mit zwei Schillingen zu Ehr und Lob des hl. Jacobus.“<sup>30)</sup> Also hier eine gegenseitige Krankenunterstützung der Genossen, ohne Inanspruchnahme der Bruderschaftskasse. Anders dagegen bestimmt die Ordnung der Mülleknechte: „Gejhäbe es, daß Gott über einen der Brüder verhängte, daß er siech und krank würde und nicht arbeiten und seine Nothdurft nicht verdienen könnte, demselben soll man auf sein Begehren aus der Büchse leihen 10 Sch.; wäre er aber länger krank, so mag man ihm gegen Pfand 1 lb. aus der Büchse leihen, und sollen ihm die Pfänder ein ganzes Jahr nach der Verleihung aufbehalten werden.“<sup>31)</sup> Hier fungiert die Bruderschaftsbüchse als Vorschußkasse für Krankheitsfälle mit leichten Rückzahlungsbedingungen.

Wieder andere Bruderschaften sorgten für kranke Brüder dadurch, daß sie ein eigenes Bett im Spital erwarben; namentlich von Gesellenbruderschaften wird dies mehrfach berichtet. Der Spital erhielt von der Bruderschaft eine einmalige größere Zahlung und verpflichtete sich dafür, jeden aus der Bruderschaft, welcher krank in den Spital verbracht würde, zu verpflegen; starb dann dieser darin, so war sein mitgebrachtes Gut dem Spital verfallen.<sup>32)</sup>

Endlich ist noch die Ordnung der Schildknechte ihrer Besonderheit wegen zu nennen.<sup>33)</sup> Dieselbe thut keiner finanziellen Unterstützung des Kranken Erwähnung, sondern bestimmt, daß wenn ein Bruder krank werde und des heil. Sakramentes begehre, dieses, wenn es zu ihm gebracht werde, mit der Kerze der Bruderschaft begleitet werden solle.

b. Leidfolge, Seelenmesse und Fahrzeit für verstorbene Brüder.

Hier liegt das Schwergewicht der bruderschaftlichen Thätigkeit, derjenige Punkt, auf dessen Regelung jeweiligen

die größte Sorgfalt verwendet wurde. Wenn man die Statuten vieler Bruderschaften durch ganz Deutschland vergleicht, so wird man allüberall neben den Bestimmungen über die gemeinsamen Andachten, über Beziündung des Altars u. s. w., namentlich Satzungen über das Begräbniß verstorbener Brüder durch die Bruderschaft vorfinden.

Die Ordnung lautet im allgemeinen und bei allen Bruderschaften gleichmäßig so: So oft ein Bruder oder Schwester<sup>34)</sup> gestorben ist, soll der Bruderschaftsknecht allen Brüdern und Schwestern dies verkünden und ihnen ansagen, die Leiche zu Grabe zu geleiten, der Bahre zu folgen. Diejenigen, welche ohne gerechten Grund diesem Vott nicht Folge leisten, haben Buße zu zahlen.<sup>35)</sup>

Das Geleite besteht in der Vortragung der Fahne oder des Kreuzes der Bruderschaft, in der Bedeckung der Bahre mit einem der Bruderschaft gehörenden Tuche,<sup>36)</sup> Einhertragen von Kerzen, Folge der Brüder und Schwestern hinter dem Sarge bis zum Grabe.<sup>37)</sup> Mit dem Begräbniß ist eine Seelenmesse verbunden, die auf dem Altar der Bruderschaft abgehalten wird, und an welcher alle Brüder theilnehmen müssen; diese Seelenmessen werden wiederholt am siebenten und am dreißigsten Tage nach dem Tode.<sup>38)</sup> Endlich kommen dazu noch die an bestimmten Tagen abgehaltenen Jahrzeiten für alle Verstorbenen der Bruderschaft.<sup>39)</sup>

Pflicht der Bruderschaft also das feierliche Geleite der Leiche; hiezu kam in gewissen Fällen ein weiteres.

Im Mittelalter gab es keine besonderen Leichenträger, vielmehr galt es als Liebespflicht der nächsten Angehörigen, Verwandten und Freunde, den Verstorbenen selbst zu Grabe zu tragen; wo dies geschah, hatte die Bruderschaft nur den Trägern nachzufolgen. Anders aber verhielt es sich da, wo der Verstorbene ohne Familie oder wo diese arm und mittel-

los war; hier traten nicht nur die Genossen der Bruderschaft als Träger ein,<sup>40)</sup> sondern die Bruderschaft übernahm auch alle Besorgung und Kosten. Unter diesen Kosten sind außer den gewöhnlichen Beerdigungsanslagen namentlich die Gebühren zu verstehen, welche dem Priester, der dem Begräbniß anwohnte, zu entrichten waren, und in dem Falle, wo der Verstorbene in das Grab der Bruderschaft gelegt wurde, diejenigen Gebühren, welche der Geistliche seiner Kirchengemeinde, bei dem er hätte begraben werden sollen, als Entschädigung anzusprechen hatte.<sup>41)</sup> Diese Kosten wurden aus der Büchse der Bruderschaft entnommen; wo dieselbe nicht ausreichte, wurden sie auf die einzelnen Brüder vertheilt und bei diesen erhoben.<sup>42)</sup>

Außer dieser Uebernahme der Kosten konnte die Bruderschaft dem mittellosen verstorbenen Bruder noch das schon erwähnte eigene Grab gewähren. Ein solches oder auch mehrere solcher besaß nämlich wohl jede Bruderschaft in demjenigen Gotteshause, bei welchem sie eingebudert war;<sup>43)</sup> genaue Regeln bestanden über deren Benützung, namentlich auch für den vorgesehnen Fall, daß bei einem allgemeinen Sterben das Bruderschaftsgrab nicht hinreichen sollte.<sup>44)</sup>

Das zu Grabe tragen, das Gewähren des Grabes selbst, das Uebernehmen der Kosten war also Sache der Bruderschaft da, wo der Verstorbene arm und wo er ohne Verwandtschaft und Freundschaft war.<sup>45)</sup> Es trat dieser Fall namentlich ein in den zahlreichen Bruderschaften der Gesellen. Hier, wo der verstorbene Geselle meist ohne Familie war und seine Heimat anderswo hatte, war es eine große Wohlthat, daß seine Genossen ihm für ein anständiges und christliches Begräbniß besorgt waren und auch für die Kosten aufkommen konnten.<sup>46)</sup>

c. Sonstige Leistungen.

Neben den schon erwähnten Hauptthätigkeiten der Bruderschaft sind nun noch einige wenige andere kurz zu berühren.

Es kommt hiebei in Basel zunächst in Betracht die Spitalbruderschaft.

Dieselbe wird schon frühe erwähnt als eine Vereinigung von Brüdern und Schwestern, welche die im Spital versorgten Dürftigen und Kranken pflegten. Es geschah dies in verschiedener Weise, indem die Einen sich Jahraus Jahrein mit der Krankenpflege beschäftigten, und indem andre sich zu Dienstleistungen bloß für einige Tage in der Woche verpflichteten.

Diese Bruderschaft hatte zugleich eine gewisse Leitung auch der ökonomischen Angelegenheiten des Spitals in Händen.<sup>47)</sup>

Sodann ist hier zu nennen die Bruderschaft des Baus u. d. F. auf Burg. Es war dies eine durch das ganze Bisthum Basel verbreitete Bruderschaft, deren Glieder zu Gaben an den Bau des Münsters sich verpflichteten; sie hatte ihren eigenen Altar im Münster und bestimmte Tage der gemeinsamen Andacht. Da der Eintritt in diese Bruderschaft zahlreicher Ablässe theilhaftig machte, so war sie reich an Mitgliedern, und es entspricht dem die von ihr dem Baue des Münsters gewordene kräftige Unterstützung.<sup>48)</sup>

---

Soviel von den Bruderschaften. Welches ist nun ihre Bedeutung für die Geschichte der Zünfte?

Es ist das Verdienst Nisjs, <sup>49)</sup> zuerst eine klare Unterscheidung der verschiedenen Bildungsformen Gilde, Innung, Amt, Bruderschaft aufgestellt und aus den Quellen darge-  
than

zu haben. Nach seinen Ausführungen wäre folgender Vorgang in der Entstehung der Zünfte anzunehmen:

In ältester Zeit bewegt sich das Handwerk noch völlig im Gebiete des Hofrechts, der Hörigkeit. In demselben sind die Handwerker nach Art ihres Berufes eingeteilt in Aemter, Officia, die noch in völliger Abhängigkeit von dem Hofhalt des Herrn stehen.

In diesen Zustand brachte die Errichtung einer Bruderschaft<sup>50)</sup> ein ganz neues Leben und die Möglichkeit freierer Entwicklung. Zunächst freilich geschah eine solche Bruderschaftserrichtung durch die Mitglieder eines Officiums rein zu kirchlichen Zwecken. Sowie aber diese Constitution geschehen war, die neue Vereinigung sich festgelebt hatte, gab sie den in ihr zusammengeführten Gewerbsgenossen die Möglichkeit, auch für andere als nur kirchliche Interessen Beschlüsse zu fassen, ein Vermögen zu sammeln und zu verwerthen. Damit war der Uebergang zu neuen freieren Verhältnissen eröffnet, das autonome Element war durch die Bruderschaft geweckt und gesichert worden.

Dies der Vorgang im frühern Mittelalter. Da nun, wo in dieser Zeit noch keine Bruderschaft sich gebildet hatte oder wo überhaupt die Anfänge der Stadt erst später liegen, z. B. Lübeck, ist ein anderes Verhältniß zu beobachten, die sog. Verleihung des Amtes; dies ist die Erlaubung und Genehmigung Seitens der Herrschaft der Stadt, daß ein Amt, d. h. hier ein schon festorganisiertes Gewerbe, sich bilde. Es wird damit Kraft höherer Gewalt die Entstehung einer Genossenschaft hier gestattet, welche dort auf dem langsameren aber selbständigeren Wege der Entwicklung sich gebildet hat.

So lauten die Ausführungen von Nitsch; es wird nun zu untersuchen sein, inwiefern dieselben auch für Basel zu acceptieren seien.



Von den Basler Zünften sind bis jetzt nur sechs sog. Stiftungsbriefe bekannt geworden, nämlich die der Kürschner von 1226,<sup>51)</sup> der Metzger<sup>52)</sup> und der Zimmerleute und Maurer<sup>53)</sup> von 1248, der Schneider<sup>54)</sup> und der Gärtner<sup>55)</sup> von 1260, der Weber<sup>56)</sup> von 1268.

Diese 6 Urkunden zerfallen ihrem Inhalte nach in zwei Gruppen:

1) Die drei ersten, von 1226 und 1248, die auch in ihrer Abfassung fast wörtlich übereinstimmen, sagen aus, daß die *pellifices*, die *lanistæ*, die *cementarii* *gipsarii* *carpentarii* den Bischof gebeten haben, das »*condictum super operibus ipsorum pro honore et utilitate civitatis per ipsos noviter factum*« zu bestätigen; also eine eben erst, in letzter Zeit durch die Handwerker aufgestellte Vereinbarung und Satzung, und zwar ausdrücklich eine solche gewerblichen Inhalts. Der Bischof erteilt die Bestätigung und giebt die einzelnen Artikel dieser neuen Ordnung au. Von diesen ist hier von Bedeutung nur die eine Bestimmung, daß von den zu entrichtenden Gebühren  $\frac{1}{3}$  dem Bischof,  $\frac{1}{3}$  der Stadt zufallen und  $\frac{1}{3}$  verwendet werden solle »*ad usus confraternie eorum, quæ vulgariter dicitur Zunft, quam in honore beate virginis Mariæ constituerunt.*« Also Zunft ist nur gleich Bruderschaft und ganz und gar der Name einer solchen kirchlichen Verbindung. Die Zunft in diesem Sinne bestand mithin schon, ehe sie durch die bischöfliche Confirmation ihrer Beschlüsse zu dem wurde, was wir heute Zunft nennen.

2) Die zweite Gruppe wird gebildet durch die Urkunden der Schneider 1260, der Gärtner 1260, der Weber und Leinwetter 1268. Ihr gemeinsames ist vor allem darin zu finden, daß von einem durch die Genossen aufgestellten *condictum*, das dem Bischof zur Bestätigung unterbreitet wird,

durchaus nichts gesagt ist. Vielmehr erklären hier die Bischöfe, daß sie den Handwerkern auf ihre Bitte eine Zunft erlauben, geben, und stätigen. Und als Wesen der so verliehenen Zunft erscheinen dann alle die Punkte, welche in den frühern Urkunden festgesetzt sind, als aus dem *conductum* der Genossen hervorgegangen, zugleich mit Einschluß der auf die rein kirchlichen Verrichtungen der Bruderschaft bezüglichen Sätze. Es ist ersichtlich, daß hier statt des Resultates einer Entwicklung, eine einmalige Verleihung vorliegt, eine Neubildung. Und als Grund dieses Vorgehens wird angegeben, daß endlich auch diese letzten Gewerbe den andern gleichgestellt werden sollen.<sup>57)</sup>

Es ergibt sich also für Basel folgende Entwicklung:

Die Handwerker Basels waren im frühen Mittelalter ganz überwiegend, ja wohl ausschließlich Hörige.<sup>58)</sup> Sie wohnten im untern Teile der Stadt, die dasselbe Gewerbe treibenden in einer Straße beisammen. Dieser localen Vereinigung entsprach die Einteilung in Ämter, deren jedem ein Ministeriale des Bischofs vorgesetzt war.<sup>59)</sup>

Von diesen Ämtern waren einzelne, deren Genossen sich in frommer Absicht und zu kirchlichen Zwecken zu Bruderschaften zusammen thaten. Sie erlangten damit eine Autonomie erst nur in geistlichen Dingen; ihr Zusammenschließen gab ihnen aber die Möglichkeit, auch gewerbliche Dinge von sich aus zu bereden und Beschlüsse darüber zu fassen. Die so entstandenen Satzungen brachten sie vor den Bischof zur Bestätigung und erhielten diese. Die wichtigste dieser Satzungen war die Aufstellung des Zunftzwangs;<sup>60)</sup> durch Annahme derselben Seitens des Bischofs war die Schöpfung der Zunft vollzogen.

So in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Einige Jahrzehnte später erfolgen neue Gewährungen des Bischofs

an Handwerker des Inhalts, daß ihnen auf ihre Bitte die gleiche Stellung gestattet sein solle, welche andre Handwerker schon haben und genießen. Dies geschieht durch „Verleihung der Zunft,“ mit allen den Vorschriften gewerblichen und auch kirchlichen Inhalts, welche in den früheren Briefen enthalten sind. Es ist eine Neuschöpfung nach dem Vorbilde des auf dem Wege des Wachstums gewordenen Vorhandenen, ganz erinnernd an das von Nigisch erwähnte „Verleihen der Ämter“ zu Lübeck. Wie aber diese Neuschöpfungen doch nicht mehr völlig auf dem gleichen Boden mit jenen Bestätigungen aus dem Beginn des Jahrhunderts stehen, zeigt deutlich eine in diesen Urkunden enthaltene Bestimmung, die Bestimmung nämlich über diejenigen Autoritäten, welchen die Leitung und Ueberwachung der Verhältnisse der bestätigten resp. nengegründeten Verbindung zustehen soll.

Zu den drei ältesten Urkunden giebt der Bischof den Handwerkern :

- 1) einen Meister aus ihrer Mitte, auf ihr Begehren.
- 2) einen Ministerialen des Bischofs. Der letztere wird wohl zu betrachten sein als der gleiche Beamte, den schon die alten Officia vom Bischof zum Vorsteher erhielten. Er hatte die öffentliche Controlle auszuüben, während der Meister die innern gewerblichen der Autonomie des Verbandes übergebenen Dinge zu ordnen hatte.

Von diesem Verhältniß wird in den folgenden Urkunden in zwiefacher Hinsicht abgegangen :

- 1) der bischöfliche Ministeriale wird gar nicht mehr erwähnt, er ist weggefallen.
- 2) der ebenbürtige Meister soll den Genossen nun nicht mehr vom Bischof gesetzt werden, sondern der Bischof erlaubt ihnen, sich denselben selbst zu wählen. In der Urkunde der Schneider 1260 wird nur dieser Meister genannt; die

Gärtner 1260 und die Weber 1268 sollen neben ihm sich auch noch Sechser tiefen können.

Es ist aus diesen Bestimmungen leicht ersichtlich, welche Fortschritte die Bestrebungen der Handwerker innerhals weniger Jahrzehnte gemacht haben. Ihre Autonomie ist ganz wesentlich erweitert. Und so wird auch hieran deutlich, daß bei diesen spätern Zunftbewilligungen ganz neue Bildungen vorliegen und sofort mit weitgehenden Befugnissen ausgestattet auftreten, während jenen frühern Verleihungen noch die Reste der ältern gebundenen Zeit anhaften.

---

Es wird aus dem Gefagten deutlich geworden sein, welche mächtige Bedeutung für die Ausbildung der Zünfte den Bruderschaften inwohnte. Sie waren dasjenige Gefäß, in welchem die Freiheit und Selbstverwaltung der Handwerker zu allererst sich entwickelte. Als dieselbe erstarrt war und keines schützenden Gefäßes mehr bedurfte, wurde dieses nicht beseitigt, nur bei Seite geschoben; die Bruderschaft bestand von nun an neben der Zunft weiter, sei es daß sie noch als besonderer Verband weiterlebte unter dem Namen Seelzunft,<sup>61)</sup> sei es daß sie in der Zunft aufgieng und nur in einzelnen Bestimmungen wirksam blieb. In jeder dieser beiden Weisen aber hatte sie diejenigen vielartigen Thätigkeiten zu erfüllen, von denen oben gehandelt worden ist.

---

## Anmerkungen.

<sup>1)</sup> Vgl. Ordnung der Schildknechte zu Basel 1492, Art. 1. Vgl. auch Luthers Sermon von den Bruderschaften 1519 in Zrnischers Ausgabe der Schriften 27, 48.

<sup>2)</sup> Gierke, Genossenschaftsrecht I, 3.

<sup>3)</sup> vgl. namentlich Gierke, Genossenschaftsrecht I. 238.

<sup>4)</sup> vgl. Basel i. 14. Jh. S. 19f. Zahlreiche Urkunden im Dom-Stift Archiv, und anderswo.

<sup>5)</sup> So erklärt sich diese „rätshelhafte“ Bezeichnung, Beiträge der Histor. Gesellsch. Neue Folge I, 126.

<sup>6)</sup> Es mag hier daran erinnert werden, daß die Geistlichkeit im Decanate Sisgau wohl auch eine Bruderschaft gebildet habe; wenigstens scheint das noch heute bestehende Kammergut der dortigen Geistlichen auf einen solchen Ursprung hinzuweisen.

<sup>7)</sup> vgl. Janßen, Gesch. des deutschen Volkes I, 606.

<sup>8)</sup> Diese Kerzen waren mit dem Zeichen der Bruderschaft bemalt. Ordnung der Müllerknechte zu Basel 1427.

<sup>9)</sup> Gierke I, 238.

<sup>10)</sup> Wo im folgenden von Kunst statt Bruderschaft und von Kunstgenossen statt Brüdern geredet ist, beruht dies auf den betr. Ordnungen, die, in späterer Zeit entstanden, allgemeine Kunstordnungen sind und bruderschaftliche Bestimmungen nur zum Theil enthalten.

<sup>11)</sup> Ursprünglich bilden nur die Meister, später die Gesellen oder Knechte eine besondere Bruderschaft. Vgl. Basel i. 14. Jh. S. 53 und Beiträge IV, 403. Ob auch Klosterleute einer Bruderschaft außerhalb des Klosters angehören konnten? vgl. Bruder Georg und die St. Anna Brud. Basl. Chr. I. 518.

<sup>12)</sup> vgl. z. B.: Ordg. der Schildknechte 1384, Art. 6. 1492, Art. 14.

<sup>13)</sup> So trat z. B. 1520 in die Bruderschaft der berühmte Buchdrucker Pamphilus Gengenbach. Ordnungenbuch Bruderschaften 2, Fol. 28.

<sup>13a)</sup> Urkunde Leonh. 629.

<sup>14)</sup> vgl. dagegen Schanz, Gesellenverbände 73.

15) Schmiedezunft, Ordnungenbuch VI, Nr. 1.

16) Kriegf deutsches Bürgerthum 86. 153. 160.

17) Ordnung 1480, Bruderschaften 3. Alljährlich am St. Jacobstage war zu Basel die Versammlung der hiesigen und auswärtigen Genossen der Bruderschaft; die Ordnung an diesem Tage regelte ein besonderes Kammerrecht von 1487. Bruderschaften 6.

18) St. 88. B. 1.

19) Kriegf 184.

20) Von diesem Amt befreit werden bei der St. Wolfgangbruderschaft Priester, Edelmann und Rathsmann. Urk. Leonh. 629.

21) Solche Bruderschaftsbücher sind uns erhalten worden von der Brudersch. der Schildknechte, der Krämer, der Müllerknechte und der Schlosserknechte. Verschieden von diesen Büchern ist das „selbuch,“ das auf dem Bruderschaftsaltare lag, und in welchem nur die verstorbenen Brüder eingetragen waren.

22) Schildknechte Ordnung 1384. Art. 9. 10.

23) Bei der Wolfgangbruderschaft zerfällt die Gebühr in das Geld „umb die bruderschaft“ und das Geld „inzeichriben.“ Urk. Leonhard 629.

24) So bei den Müllerknechten.

25) 1452. Ursula von Loufen, Gattinn des Junkers Rudolf von Halmilt, vermachet der „bruderschaft und geselschaft der Schneiderknechten“ 100 Gld. auf dem Hanse Walpach auf dem Nabelberg. Gerichtsarchiv Urkunden 415.

1497. Die Witwe Agnes Blöglers vermachet der „Bruderschaft des lieben himelfürsten sant Wolfigangs in der lüttischen zu sant Lienhardt“ und „der bruderschaft des heiligen sant Jacobs baselbs“ je 5 lb. S. Leonhard Urk. 814

1510. Der Garthänser Georg Carpentarii vermachet „ein swarke kapp mit grüner syden underzogen der bruderschaft sant Annen in mindern Basel.“ Basl. Chr. I, 518.

26) Besondere eigene Capellen hatten folgende Bruderschaften: die Krämer zu St. Andreas, die Gerber zu St. Oswald, die Küßer bei St. Martin, die eine der St. Anna-Bruderschaften vielleicht zu St. Anna vor dem Pläzthor. Doch ist dieses „Eigenthum“ als solches nur bezeugt für die St. Andreascapelle der Krämer; bei den andern bestand wohl nur ein freies Benutzungsrecht an der zu einer Hauptkirche gehörenden Capelle.

Die übrigen Bruderschaften hatten ihre Altäre, die entweder von ihnen selbst gegründet und nur für sie bestimmt (in diesem Falle mit eigenem Caplan) oder auch Andern zugänglich waren — in den verschiedenen Kirchen, und zwar:

im **Münster**: Altar der Marien-Bruderschaft für den Bau, gelegen inxta gradus dextri chori, geweiht 1493, März 17., zu Ehren der Jungfrau Maria, des hl. Kreuzes, und der Heiligen Stephanus, Blasius, Pantalus, Theodolus, Romanus, Johannes, Paulus, Mauricius und Genossen, Eucharis, Materius, Barbara, Tecla, Regula, Katharina von Senis (Fabrikbuch des Münsters, im Archiv zu Karlsruhe, Fol. 234). Vgl. die abweichende Angabe: Fehrer, Münster 31, und Basel im 14. Jahrh. 12.

— — Altar der Hufschmiede, dem hl. Eulogius geweiht, mit einem Bilde dieses Heiligen, welches die Hufschmiede 1488 durch Meister Hans Walduff hatten malen lassen. Schmiedenzunft Ordnungenbuch IV. Nr. 3 und Manuel fol. 111.

— — Altar der Schildknechte, gelegen im Münsterkreuzgang, geweiht den zehntausend Rittern. Ordnung 1492. Art. 1. vgl. Fehrer, Münster 38.

Vor dem Hochaltar u. l. f. hatte die Bruderschaft der Schildknechte außerdem noch eine eigene große Kerze. Ordnung 1384. Art. 8.

— — Altar der Weinteute, geweiht zu Ehren des hl. Gallus, Weinteuten Ordnungenbuch A. fol. 7.

in der **Barfüßerkirche**: Altar der Marienbruderschaft. vgl. Beitr. der Histor. Ges. I, 127.

in der **Predigerkirche**: Altar der Anna-Bruderschaft; L. A. Burckhardt, Predigerkloster 7.

— — Altar der Dominicus Bruderschaft; ebd. 7. Fehrer, Basel im 14. Jahrh. 125.

— — Altar der Marienbruderschaft, ebd. 6.

— — Altar der Petrus Martyr Br.; ebd. 7.

— — Altar der Schulmeister, geweiht den heiligen Crispin und Crispinianus; ebd. 7.

— — Altar der Thomasbruderschaft; ebd. 7.

in der **Augustinerkirche**: Altar der Schneidergesellen; Fehrer, Basel im 14. Jh. 53. Beitr. der Histor. Ges. IV., 403.

in der **St. Leonhardskirche**: Altar der Jacobsbruderschaft, dem hl. Thomas geweiht. Urk. von 1481. Bruderschaften 4.

Sodann noch ein Altar derselben Bruderschaft, dem hl. Jacobus geweiht. Urk. von 1500: Leonhard 848a.

Ein Gemälde des hl. Jacobus als Besiß der Bruderschaft erwähnt im St. Leonhards Weißbuch 1500, Fol. 128, befand sich wohl auf diesem Altare.

— — Altar der Wolfgangbruderschaft, dem hl. Wolfgang geweiht, am „pfiler zunechst by unser frouwen altar und by dem bouffstein.“ Urk. Leonhard 629.

— — Marienaltar der Schlosserknechte; Bruderschaftsbuch derselben 11. 17.

in der **Martinskirche**: Altar der Schustergejellen; Fechter, Basel im 14. Jh. 53. Veitr. der Histor. Ges. IV, 403.

in der **Spitalkirche**: Altar der Schneider und Kürschner und der Weberknechte; Fechter, Basel im 14. Jh. 32.

in der **Alingentalkirche**: Altar der Müllerknechte, der hl. Maria geweiht. Schmiedenzunft Ordnungenbuch IV, Nr. 1.

in der **St. Theodorskirche**: Altar der Pantaleonsbruderschaft, gelegen vor dem Chor auf der Seite. St. Theodor C, Fol. 20.

— — Altar der Reblente, dem hl. Theobulus geweiht; St. Theodor C, Fol. 72.

<sup>27)</sup> z. B. von der Wolfgangbruderschaft erhielt der Leutpriester zu St. Leonhard 1 sh. frohnsaftentlich, außerdem 5 sh. für die Predigt am St. Wolfgangstage; 1 sh., so er Brüder und Schwestern an der Kanzel verkündete (ihren Tod), 2 sh. bei der Jahrszeit. Der die Collect in der Vesper singende Caplan erhielt 1 sh., der Schulmeister von einer jeden Meß, einer Vesper oder Salve auch 1 sh., und der Provisor das „badgelt.“ Urk. Leonhard 629.

<sup>28)</sup> Urk. von 1484, Bruderschaften 5.

<sup>29)</sup> Urk. von 1508 u. 1509, Bruderschaften 9. 10. 11. 12.

<sup>30)</sup> Ordnung 1480, Bruderschaften 3.

<sup>31)</sup> Schmiedenzunft Ordnungenbuch IV, Nr. 1.

<sup>32)</sup> Verträge über solche Käufe von Bettstellen im Spital, sog. „Spitalbriefe,“ aus den Jahren 1502, 1509, 1516 für die Hufschmied-, Messerschmied- und Schlossergejellen enthält das Urkundenbuch der Schmiedenzunft S. 8. 10. 12. vgl. auch Fechter, Basel im 14. Jh. 31.

<sup>33)</sup> s. Ordnung 1384, Art. 5.



<sup>34)</sup> Bei den Weinleuten war bestimmt, daß man nicht gebunden sei, der Bahre eines zu folgen, der noch unter 15 Jahren gewesen war; ebenso waren auch die unter 15 Jahren ihrerseits nicht zur Folge verpflichtet. Weinleuten Ordnungenbuch A, Fol. 7.

<sup>35)</sup> Bei den Schildknechten durfte sich ein Bruder bei der Leidsfolge durch sein Eheweib vertreten lassen: Ordnung von 1384, Art. 7.

Bei den Weinleuten war die Verordnung, daß Meister und Sechs vor dem Hause sein sollen, bevor man die Todtenbahre aus demselben trägt, und auch in der Kirche bis nach geschehenem Begräbniß beim Grabe verweilen sollen. Weinleuten Ordnungenb. A, Fol. 374. 16.

<sup>36)</sup> Die in Zunftinventarien genaunten Bahrtücher.

<sup>37)</sup> Bei den Müllerknechten war eine Pflicht der Brüder zur Folge nur dann vorhanden, wenn der Verstorbene im Grab der Brud. beigesetzt wurde, sonst stand es im freien Willen des einzelnen. Ordnung von 1427.

<sup>38)</sup> Zur Zeit einer Epidemie setzten die Glieder der Pantaleonsbrud. in Klein-Basel fest, daß bei jedem Todesfall eines Bruders einige der Brüder die Kirche St. Pantaleon bei Rugglar besuchen und daselbst für das Seelenheil des Verstorbenen eine Messe sollen feiern lassen. St. Theodor C, Fol. 92.

<sup>39)</sup> Bei der Schildknechtenbruderschaft bestand die durch den Veruruf der Brüder hervorgerufene Satzung, daß so einer außer Landes reite und da von Todes wegen abgehe, ihm eine Seelmesse soll gehalten werden, sobald die Kunde von seinem Tode eintreffe. Ordnung 1384, Art. 3.

<sup>40)</sup> s. Kriegf. neue Folge, 152, womit vgl. den Schlußsatz von Werthers Leiden.

<sup>41)</sup> So die Ordnung der Müllerknechte 1427.

<sup>42)</sup> So bei den Schildknechten. Ordnung 1384, Art. 4; bei den Müllerknechten hatte jeder Bruder bei einem Todtenamt einen Pfening zu opfern; die Summe wurde den Frauen im Klingenthal, wo der Altar der Bruderschaft war, gegeben, und diese zahlten dem ausübenden Priester einen Schilling. Ordnung der Müllerknechte 1427.

<sup>43)</sup> Grab der Müllerknechte im Kirchhof zu Klingenthal. Ordnung der Müllerknechte 1427.

Grab der Schuhmacherknechte auf dem Kirchhof zu Martin. Basel im 14. Jh. 53.

Die Schildknechte besaßen ein eigenes Grab im Kreuzgang u. Z. Münster, das sie von den Domherren gekauft hatten, und ein anderes „in dem wasen ze nehest“ von Gunst der Domherren. Ordnung 1384, Art. 5. Als Zeichen dieser Bruderschaft war auf dem Stein ihres Grabes ein Striegel abgebildet. Ordnung 1492, Art. 2.

44) Ordnung der Müllerknechte 1427.

45) Ordnung der Schildknechtenbruderschaft 1384, Art. 4: „—sunderlich dem oder denen die also arm oder frömb werend, das sy niemanden anders hettent, der sölich costen oder besorgame mit inen haben wölte —.“

46) Wie wichtig dies erschien, ergibt sich aus dem Umfange, daß Bruderschaften ausschließlich für diesen Zweck des Begräbnisses gegründet wurden, und zwar des Begräbnisses nicht der Genossen, sondern anderer alleinstehender Leute. So z. B. in Niedrich im Rheingau, woselbst eine Bruderschaft bestand, welche sich das Begräbniß der Dienstboten zum bestimmten Zwecke machte. Mone Z. S. XII, 35. Kriegt neue Folge 151; oder die St. Georgsbruderschaft zu Speyer, welche durchweg, nicht nur in den obengenannten Fällen, sowohl die verstorbenen Genossen zu Grabe trug, als auch die Kosten des Begräbnisses völlig bestritt. Mone Z. S. XII, 147. Kriegt neue Folge 151. vgl. Beiträge IX, 403: „starben Leute, die keine Kunst hatten und nichts hinterließen, aus dem man ihnen einen Sarg oder „Paum“ machen lassen konnte, so ließ denselben der Rath euen machen und die Bestattung auf seine Kosten vornehmen.“

47) vgl. Vasel im 14. Jh., S. 30. Beiträge IV, 391.

48) vgl. Basler Fabrikbuch im Archiv zu Karlsruhe fol. 234. 237. 305. vgl. Fehter, Basler Münster 31. 32. vgl. Fehter, Vasel im 14. Jh. 12.

49) Ueber die niederdeutschen Genossenschaften des 12. u. 13. Jahrh. in: Monatsber. d. Akad. zu Berlin 1879.

50) Denn es muß dem Wesen der Sache nach festgehalten werden, daß die Bildung einer Bruderschaft erst dann geschehen konnte, wenn die Genossen schon durch das Band der Berufsthätigkeit im officium zusammengehalten waren. Das umgekehrte wäre für jene früheste Zeit gar nicht denkbar, da der Verband des officium so alt ist wie die Hörigkeit selbst.

51) Fehter, Archiv f. schw. Gesch. XI, 35.

52) Ironillat I, 574.

<sup>53)</sup> Trouillat I, 579.

<sup>54)</sup> Trouillat II, 103.

<sup>55)</sup> Trouillat II, 107.

<sup>56)</sup> Trouillat II, 184.

<sup>57)</sup> vgl. 3. B. „cum fere quodlibet genus hominum nostrae civitatis artes mechanicas exercentium, qui dicuntur vulgariter handwerkklüt, sartoribus exceptis, confratrias habeant vulgariter dictas Zünfte, nos ipsorum sartorum crebris supplicationibus inclinati concedimus ipsis sartoribus et indulgemus, ut inter se confratriam habeant et consimili gratia qua cæteri gaudent gaudeant et latentur.“

<sup>58)</sup> vgl. Fechter, Archiv f. Schweiz. Gesch. XI. Heusler, Verfassungsgesch. 83. 114. Stadtverf. 104.

<sup>59)</sup> Die Hörigen in der Stadt brauchen nicht ausschließlich Hörige des Bischofs gewesen zu sein, sondern haben zum Theil sicherlich auch Stiftern, Klöstern, Herren zugestanden. Daraus ist aber ersichtlich, daß diese Einteilung in officia und Regierung derselben durch einen bischöflichen Beamten nicht im Privatrecht, im Hofrecht ihren Grund hatte, sondern in der öffentlichen Befugniß des Bischofs als des Stadtherrn, Marktpolizei zu üben, die Ausübung des Gewerbes zu überwachen.

<sup>60)</sup> Ueber die Bedeutung des Zunftzwangs siehe namentlich Freusdorff, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 26, 227, wozu folgendes zu bemerken ist: Der Zunftzwang ist ohne Zweifel das zunftbildende Element gewesen, Veranlassung des Zunftzwangs war aber ein weiteres Verhältniß. Es muß hier erinnert werden an die seit dem 11. Jahrh. in deutschen Landen und Städten zu beobachtende Umwälzung des öffentlichen Lebens, an jene große Wanderung vom flachen Lande, von den Höfen, Schlössern und Dörfern herein hinter die Stadtmauern. Heusler (Ursprung der Stadtverfassung 103) und Stieda (zur Entstehung des deutschen Zunftwesens 56. 60) erwähnen dieser Thatsache, Mijsch a. a. O. gedenkt ihrer nicht; und doch ist sie gerade für die Bildung der Zünfte ein so wesentlicher Anstoß gewesen. Denn mit dieser Einwanderung waren Handwerker in die Stadt gekommen, vielleicht nicht so wenige, die frei oder unfrei, jedenfalls den Officia und den Bruderschaften fernstehend von deren Vorschriften nicht gehemmt und gebunden waren. Einer solchen Concurrency zu begegnen, thaten sich die ange-

seßenen Handwerker zusammen, wandten sich an den Bischof als Herrn der Stadt und beehrten von ihm die Bestätigung einer Vorschrift, die ihre Verbände schützte und befestigte, und welche sie innerhalb des officiums, innerhalb der Bruderschaft aufgestellt hatten. Nur der Bischof als Herr der Stadt, der gleichermaßen über die Angehörigen und neu Hinzugekommenen zu gebieten hatte, war befugt, eine solche Verordnung zu erlassen; er that es und zwang damit einerseits die Eingewanderten, sich jenen Verbänden anzuschließen, andererseits die Verbände, die neuen Elemente in sich aufzunehmen.

<sup>61)</sup> Die ältesten Handwerkerkrankenladen und Sterbefassen werden wohl ihren Ursprung von solchen Verbänden herzuleiten haben.

---

# Uebersicht

der

## Baslerischen historischen Literatur.

1878—1882.

---

- Basler Chroniken, herausg. von der historischen und antiquarischen Gesellschaft in Basel. Zweiter Band. Herausg. durch Wilhelm Bischer und Heinr. Voos. 1880. (Chronik des Caplan Johannes Knebel I).
- Thomas und Felix Platter. Zur Sittengeschichte des XVI. Jahrhunderts. Bearbeitet von Heinr. Voos. Leipzig 1878.
- Georg Tanners Briefe an Bonifacius und Basilius Amerbach 1554—1567. Herausgegeben von R. v. Stinzing. Bonn 1879.
- Rechnungsbuch der Froben und Episcopus, Buchdrucker und Buchhändler zu Basel. 1557—1564. Herausg. durch Rudolf Wackernagel. 1881.
- Th. v. Liebenau: Zur Basler Chronik des Nicolaus Gerung, gen. Blauenstein. Anz. f. schw. Gesch. 1879. Nr. 4. 5.
- A. Bernoulli: die Basler Handschr. der Reggauischen Chronik. Anz. f. schw. Gesch. 1882. Nr. 2. 3.
- Hans und Peter Rots Pilgerreisen 1440 u. 1453. Herausg. von A. Bernoulli. Beitr. z. vaterl. Gesch. N. F. I. 329.

Beschreibung Thomä Platters Reysen, die er von Basell auß in Frankreich gethan hatt anno 1595. Herausg. von B. Brömmel. Basler Jahrbuch 1879. S. 13.

Satzungen einer loblichen Gesellschaft der Kunstbuchdruckerei in Basell, vom 20. August 1661. Basell 1879. Baur.

Basler Spruchpoesie aus dem XVI. Jahrh. Herausg. von H. Boos. Basler Jahrbuch 1879. S. 211.

Urkundenbuch der Landschaft Basell. Herausg. von Heinrich Boos. I. Theil. 708—1370. 1881.

---

Verding über den Abbruch des Schlosses Zstein 1411. Basler Jahrbuch 1882. S. 229.

1. Meister Diether des arzet rat der appoteken hasp. 2. Erklärung der Aerzte Basells über das Erlöschen der Pest 1668. Corresp.-Bl. f. Schw. Aerzte. 1880. Nr. 10.

E. v. Muralt: Urkunden der Kirchenversammlungen zu Basell und Lanusanne. Anz. f. schw. Gesch. 1880. Nr. 5.

Das gerettete Basler Banner 1548. Basler Jahrbuch 1882. S. 232.

Eine medicinische Ordonnanz von Dr. Felix Platter. Anz. f. schw. Alterthumskunde 1879. Nr. 3.

Bad- und Aufführungsregeln des Gesund- und Heilbads Neu-Schauenburg 1762. Basler Jahrbuch 1882. S. 235.

---

G. Schönberg: Finanzverhältniſſe der Stadt Basell im XIV. u. XV. Jahrhundert. 1879.

Abel Burchhardt: das Karthäuser Kloster. Bilder aus der Gesch. von Basell. II. S. 3. 1878.

A. Bernoulli: die Schlacht bei St. Jakob an der Birs. Eine kritische Untersuchung. 1877.

- A. Bernoulli: Die Schlacht bei St. Jacob an der Birs. Neujahrsblatt 1882.
- M. Birnmann: Drei Blätter aus der Geschichte des St. Jacobstriegeß. Basler Jahrb. 1882. S. [68](#).
- A. Bernoulli: Die Eroberung des Steins zu Rheinfelden. Beitr. zur vaterländ. Geschichte N. F. I. [93](#).
- A. Bernoulli: Schloß Pfeffingen. Basl. Jahrb. 1882. [S. 40](#).
- Abel Burckhardt: Die Stiftung der Universität. Bilder aus der Geschichte von Basel. II. [S. 73](#). 1878.
- Aug. Stæber: Notes sur les Recteurs de l'Université de Bâle 1460—1524. 2<sup>e</sup> éd. revue et augm. Mulhouse. 1879.
- Abel Burckhardt: Die Schlacht bei Dornach. Bilder aus der Geschichte von Basel. III. [S. 3](#). 1879.
- Basler Kunstfreunde vom Ausgange des Mittelalters bis auf die neueste Zeit. Allg. Schw. Zeitg. 1877. Nr. [241](#), [243](#), [245](#).
- H. Wackernagel: Der Rath von Basel als Friedensvermittler zwischen England und Frankreich. Basl. Jahrb. 1882. [S. 153](#).
- Abel Burckhardt: Der Rappentkrieg. Bilder aus der Gesch. von Basel. IV. [S. 45](#). 1881.
- Ein Basler Freischießen vor bald 300 Jahren. Schweiz. Grenzpost 1882. Nr. [155](#).
- Ab. Burckhardt: Basel zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Erster u. zweiter Theil. Neujahrsblätter 1880 u. 1881.
- Abel Burckhardt: Das einundneunziger Wesen. Bilder aus der Geschichte von Basel. V. [S. 1](#). 1882.
- Ab. Burckhardt: Eine Basler Gesandtschaft des vorigen Jahrhunderts. Basler Jahrbuch 1882. [S. 211](#).
- C. Wieland: Basel während der Vermittlungszeit bis zur Einnahme der Festung Hüningen, 1803—1815. Neujahrsblatt 1878.

- F. Iselin-Rüttimeyer: Zur Geschichte der Vorstadtgesellschaften Basels (zu St. Johann und St. Alban). Beitr. z. vaterländ. Geschichte N. F. I. 121.
- Alb. Burckhardt, Bischof Burchard von Basel, 1072—1107. Jahrbuch für schw. Geschichte. Bd. VII. S. 59. 1882.
- R. Vischer-Merian: Henman Sevogel von Basel und seine Geschichte. 1880.
- Abel Burckhardt: Henman Offenburg. Bilder a. d. Gesch. v. Basel. II. S. 39. 1878.
- E. Blösch: Dr. Johannes a Lapide. Anz. f. schw. Gesch. 1880. Nr. 1.
- Th. v. Liebenau: Thomas Murner in Basel. Basl. Jahrb. 1879. S. 70.
- Abel Burckhardt: Doctor Johannes Desolompadius. Bilder a. d. Gesch. v. Basel. III. S. 33. 1879.
- A. Rivier: Claude Chansonette, iuriconsulte Messin, et ses lettre inédites. Bruxelles 1878.
- Jules Bonnet: La famille de Curione. Récit du XXI<sup>me</sup> siècle. Bâle 1878.
- Liebenau: Ueber eine Arbeit des Goldschmieds Urs Graf. Anz. f. schw. Alterthumskunde 1878. Nr. 4.
- Zur Charakteristik Urs Grafs. Zeitschriften für bildende Kunst von Lützow. 1878. Beiblatt Nr. 19.
- His-Heusler: Holbein's Verhältniß zur Basler Reformation. Repertor. f. Kunstwissenschaft. II. 1879.
- E. Bögelin: Ergänzungen und Nachträge zum Holzschnittwerk Hans Holbeins des Jüngern. Repertor. f. Kunstwissenschaft. II. 1879. V. 1882.
- S. Bögelin: Die Wandgemälde im bischöfl. Palast zu Chur mit den Darstellungen der Holbein'schen Todesbilder. Herausg. von der antiquar. Gesellsch. Zürich in 1878.



- Die Todesbilder in Chur. Zeitschrift f. bildende Kunst von Pügow. 1878. Nr. 19.
- Périer: Les fresques d'Holbein au palais épiscopal de Coire. Revue Suisse de beaux arts etc. 1878. N° 5.
- J. H. Rahn: Die Todesbilder in Chur. Sonntagsblatt des Bund. 1878. Nr. 12—15.
- G. Kinkel: Holbein in Chur. Allg. Augsburg. Zeitung. 1878. Nr. 155. 156.
- S. Vögelin: Der Holbeinisch auf der Stadtbibliothek in Zürich. 1878.
- H. Wackernagel: Notiz zum Leben Holbeins. Basl. Jahrb. 1879. S. 222.
- J. J. Amiet: Hans Holbeins Madonna von Solothurn und der Stifter Hans Conrad. Solothurn 1879.
- Die Solothurner Madonna. Deutsche Rundschau. 1880. S. 476.
- S. Vögelin: Hans Holbeins Madonna von Solothurn. Neue Zürcher Zeitg. 1880. Nr. 73. 75. 76. 77.
- J. J. Amiet: Hans Holbeins Madonna von Solothurn. Eine urkundliche Replik. Neue Zürcher Zeitung. 1880. Nr. 208—210.
- M. Lehrs: Zur Holbeinforschung. Zeitschr. f. bildende Kunst. XVI. Heft 3.
- S. Vögelin: Recherches sur l'origine de la cosmographie de Sebastien Münster. Revue Suisse des beaux arts etc. 1877. N° 17.
- S. Vögelin: Sebastian Münsters Cosmographie. Basler Jahrb. 1882. S. 110.
- Abel Burckhardt: Thomas Plater. Bilder a. d. Geschichte. von Basel. III. S. 77. 1879.
- E. G. Courvoisier: Felix Wirtz, ein Basler Chirurg des XVI. Jahrh. Correspondenzblatt f. Schw. Aerzte. 1880. Nr. 10.

- Abel Burckhardt: Felix Plater. Bilder a. d. Gesch. v. Basel. IV. S. 3. 1881.
- C. Wieland: Leonhard Thurneysser zum Thurm. Beitr. z. vaterl. Gesch. N. F. I. 291.
- C. Raugsch: Johannes Buxtorf der Aeltere. 1879.
- Ab. Burckhardt: Bürgermeister Johann Rudolf Fäsch. Basler Jahrb. 1882. S. 179.
- Abel Burckhardt: Johann Rudolf Wettstein auf dem westfälischen Friedenscongr. Bilder a. d. Gesch. v. Basel. IV. S. 87. 1881.
- Abel Burckhardt: Hieronymus d'Annone. Bilder a. d. Gesch. v. Basel. V. S. 41. 1882.
- Oberst Gustavson in Basel. Basl. Nachr. 1880. Sept. 29. October 2. 3. 5. 7. 8. 10. 17.
- R. Stähelin; W. M. L. de Wette nach seiner theologischen Wirksamkeit und Bedeutung geschildert. 1880.
- A. Wiegand: W. M. L. de Wette (1780—1849). Eine Säkularschrift. 1879.
- A. Linder: Johannes Linder. Lebensbild eines Predigers der Basler Kirche aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. 1879.
- G. Bischoff: Adolf Christ. Basler Jahrb. 1879. S. 1.
- F. Pecht: Arnold Böcklin. (F. Pecht, deutsche Künstler des XIX. Jahrhunderts. Nördlingen 1879.)
- Basler Familienbilder (Merian, Stähelin, Preiswerk, Fäsch). Schw. Volksfreund. 1879. Nov. 13. 14. 21; Dec. 4; 1880. Jan. 1. 3. 4. 6. 14. 16. 20. 22. 25.
- H. Boos: Aus einem baslerischen Stammbuch (Gernler, Zwinger, Just, Curio, Socin). Basler Jahrb. 1879. S. 137.

- Statistik baslerischer Kunstdenkmäler. Anz. f. schw. Alterthumskunde. 1880. Nr. 4 und 1881. Nr. 1. 2.
- S. Bögelin, Façadenmalereien in Basel. Anz. f. Schweiz. Alterthumskunde. 1880, Nr. 3. 4 und 1881, Nr. 1.
- A. Bernoulli: Die Deckengemälde in der Cripta des Münsters von Basel. Mit 7 Tafeln in Farbendruck von A. Gräter. (Mittheilungen der histor. u. antiquar. Gesellsch. zu Basel. 1878. N. F. I.)
- Ad. Burckhardt: Zur Baugeschichte des Basler Münsters. Anz. f. schw. Alterthumskunde. 1879. Nr. 3.
- Wie man vor 400 Jahren unser Münster repariert hat. Christl. Volksbote. 1879. Nr. 51 u. 52.
- R. Stehlin: Notizen zur Baugeschichte des Basler Münsters. Anz. f. schw. Alterthumskunde. 1880. Nr. 2.
- H. Wackernagel: Die Restauration von 1597. Beiträge zur Geschichte des Basler Münsters. Herausg. vom Basler M.-B.-V. I. 1881.
- Die Basler Münsterrestauration. Allg. Schw. Zeitg. 1880. Nr. 246.
- Die Restauration des Basler Münsters zur Zeit des Andreas Kyff. Basl. Nachr. 1880. Nr. 296. 297.
- E. La Roche: Zur Baugeschichte der Façade. Beiträge zur Geschichte des Basler Münsters. Herausg. vom Basler M.-B.-V. II.
- Th. Burckhardt-Piguet, Baucontract der St. Leonhardskirche. Anz. f. schw. Alterthumskunde. 1878. Nr. 4.
- H. Wackernagel: Aus der Geschichte der Barfüßerkirche zu Basel. Basler Nachr. 1882. Nr. 31. 33. 35 und 36.
- Alb. Burckhardt: Das Beinhaus bei St. Theodor in Basel. Anz. f. schw. Alterthumskunde 1879. Nr. 1.
- Th. Burckhardt-Viedermann: Ueber die Basler Todtentänze. Beitr. z. vaterländ. Geschichte. N. F. I. 39.

von Oyen und Becker: Die Capelle der hl. Katharina auf der Mainbrücke zu Frankfurt mit gleichartigen Stiftungen des christlichen Mittelalters. Neujahrsblatt zu Frankfurt a. M. 1880 (mit Bezugnahme auf das Rappeljoch in Basel).

Das Zimmer im Bärenfellerhof in Basel und sein Besitzer. Allg. Schw. Zeitg. 1800. Nr. 22, 26 u. 30.

Die historischen Portraits der Basler Kunstsammlung. Allg. Schw. Zeitg. 1880. Nr. 301, 305.

Oxley, öffentl. Kunstsammlung in Basel. Times. 15. Sept. 1880.  
W. Heyne: Kunst im Hause. Abbildungen von Gegenständen aus der mittelalterl. Sammlung zu Basel. Zeichnungen von W. Bubeck und C. Völlmy. 1880.

Estermann: Ueber das Reliefbild Nr. 240 des Cataloges in der mittelalterl. Sammlg. im Basler Münster. Anz. f. schw. Gesch. 1880. Nr. 1.

Kraus: Ueber ein Eisenbeinrelief aus Baselangst in der mittelalterl. Sammlg. 3. Basel. Bollettino di archeologia cristiana. III. serie. Anno terzo Nr. 1 u. 2.

Une visite à la bibliothèque de l'université de Bâle par un bibliophile français. Lyon 1880.

Medicinische Handschriften und Werke auf der Bibliothek zu Basel. Correspondenzbl. f. schw. Aerzte. 1880, Nr. 10.  
Aus der öffentl. Bibliothek der Universität Basel. Allg. Schw. Zeitg. 1881. Nr. 204.

Aus Baseler Handschriften. Anz. f. Kunde deutscher Vorzeit. 27. Jahrg. Nr. 5.

Alb. Burckhardt: Historische Ausstellung für das Kunstgewerbe in Basel. April 1878. Catalog dieser Ausstellung. Basel. Schneider. 1878.

- W. Heyne: Führer durch die mittelalterl. Sammlung in Basel. 1880.
- J. J. Bernoulli: Catalog für die antiquar. Abtheilung des Museum in Basel. 1880.
- J. W. Heß: Heimatkunde von Basel für Schule und Haus. 1879.
- Aus dem alten Basel. Basler Nachr. 19., 20. und 21. Oct. 1880.
- F. A. Stocker: Basler Stadtbilder. Basler Nachr. 1879, Sept. 13. 14. 16.; Oct. 8. 11. 15. 16.; 1880, Januar 15. 17. 18. 22. 24.; Febr. 7. 11.; Mai 30.; Juni 1. 30.; Juli 1. 2.
- F. A. Stocker: Der Gasthof zu den „Drei Königen“ in Basel. „Aus allen Welttheilen,“ 13. Jahrg. 1882, 6. Heft.
- F. A. Stocker: Das neue Stadttheater in Basel. Helvetia von Hob. Weber. 11. Jahrg. Heft 12.
- Bilder aus Basel (Beim Münster, vom Münsterplatz zum alten Kaufhaus, die Predigerkirche, ein Blick auf die Bilder des Todes am ehemaligen Todtentanz, die Kart- hause in Basel). Christl. Volksbote 1877. Nr. 52.
- Die alte Rheinbrücke in Basel. Allg. Schw. Zeitg. 1879. Nr. 135 ff.
- F. Wagner: Die neue Rheinbrücke in Basel. Deutsche Bau- zeitung. 1879. Nr. 59.
- Achilles Burckhardt: Das Rathsjiegel von Klein-Basel. Anz. f. schw. Alterthumskunde. 1878. Nr. 3.
- H. Wackernagel: Das älteste Stadtjiegel von Basel. Anz. f. schw. Alterthumskunde 1879. Nr. 4.
- B. Meyer-Kraus: Wappenbuch der Stadt Basel. 1880ff.
- Das Wappen von Basel. Blätter für Münzfreunde. 1877/78.

- Lh. Imhof: Schweizerkreuz und Baselstab. Eine heraldische Skizze. Centralblatt der Zofingia. XXI. Nr. 9. 1881.
- A. Sattler: Zur Geschichte der Reichsmünzstätte in Basel. Basler Jahrbuch 1879. S. 201.
- 
- F. Djer: Graf Ulrichs Beichte (Gedicht). Basler Jahrb. 1882. S. 34.
- A. Bernoulli: Die Schlacht bei St. Jacob. Ein Gedicht. 1879.
- (K. N. Hagenbach): Die steinernen Gäste in der Silvesternacht (Phantasiestück). Basler Jahrbuch 1882. S. 9.
- Elij. Hefel: Vergangene Tage. Eine Basler Familiengeschichte.

# Brief einer ausgewanderten Zürcherin

von

## Philadelphia in ihre Heimat.\*)

(1736)

Nachdem Unsere Gn. Herren Ein C. Wohlweiser Rath dieser Stadt über den Zustand jener Leute, welche in Pensylvaniam oder Carolinam gereiset, nachstehendes Schreiben, so vor einigen Wochen erst zu Zürich eingeloffen, und von dortig verburgerten Predigers Mauriz Göttschins sel. Wittib aus Philadelphia, der Haupt-Stadt in Pensylvania schon den 24. Wintermonat 1736 an ihre Schwester zu Zürich geschrieben worden, von der Cansley zu Zürich, mit dem Anhang, daß noch mehrere dergleichen Klag-Schreiben aus gemeldten Landen einkommen, erhalten, als haben hochbesagte Unsere Gn. Herren befohlen, dieses Schreiben, als welches viel wichtige Umständ enthaltet, publiciren und ihren Unterthanen, absonderlich denen, welche noch eine Lust haben in gemeldte Land zu reisen, communiciren zu lassen:

Den 2. Aprilis 1738.

Cansley Basel/fft.

---

\*) Staatsarchiv Basel, Buztorfsche Mandatensammlung. VII. § 2.

Abſchrift eines Schreibens an Fr. Ursula Wehrin,  
gebohrne Werndtlin.

Hertz Vielgeliebte Frau Schwöster und Herr Schwager und alle Menschen in meinem Vaterland. Ich weiß nit, ob die Freud grösser, oder mein betrübter Zustand, darinn ich nach ausgestandener unbeschreiblicher unglücklicher Reiß, da es uns just gieng, wie es M<sup>o</sup>Gn. H<sup>o</sup>rn und andere fromme Leuth treulich vorgefagt, sonderbar dem Vater selig, da Ihme seine grosse Mühe und Sorg vor das gottlose Volk übel ist belohnet, solches wie allen Menschen zum Exempel, er seye Geist- oder Weltlich mit falschem aufrührischem Pöbel, die wider den Willen seiner Gn. H<sup>o</sup>ren aus dem Land ziehen, die billich von Gott mit Blindheit in Verstockung geschlagen werden, und in diesem Land nichts anders von Ihnen zu hoffen, dann daß sie zu Heiden werden, dann von Ihnen eines hier aus, das andere da hinaus kommet. Ein Mensch vor seine Fracht muß dienen 3. Jahr, die Kinder vor die halbe Fracht, die Weittj biß sie 18. Jahr, die Buben biß sie 21. Jahr alt, Unter so viel Religionen, Reformierten, Lutheranern, Catholischen, Tumblern, Meunisten, Pietisten, Quackern, Siebentägeren, Atheisten, auch die sich nennen Nichts, die kein Religion, kein Gottesdienst, kein Kirchen, kein Schulen, ja kein Gott, kein Teuffel, kein Himmel, kein Höll glauben, auch so vielerley Sprachen, Englisch, Schwedisch, Nordwelsch, Hochteütsch, Niderteütsch, Holländisch, da sind viel Neger, die werden nun hier für Slaven verkaufft für ihr Lebtag, die hieländischen Heiden wohnen under uns in Büschen, sind sehr abscheuliche Leuth, braun, recht gottloje Heiden, sie schlagen einander zu tod, wie die Hund, gehen nackend, geschmückt mit roth und grün und Gall-Farb, haben Ring an Ohren und Nasen; Ich



fürcht sie sehr; Summa, der Religionen und Nationen ist hier kein Zahl, dies Land ist ein Zuflucht-Haus vertriebener Secten, eine Freystatt aller Uebelthäter in Europa, ein verwirrtes Babel, eine Behaltuus aller unreinen Geistern, ein Behausung der Teufeln, ein erste Welt, ein Sodom, das bedaurlichste ist, daß sie ale in ganz America lauter Schweizer, was Deutsche aus Stätten, Landen und Dörfern des ganzen Schweizer-Lands treffen wir hier Leuth an.

Es sind lauter Schweizer die vor etwann 30. oder 40. Jahren, vor Hungers-Noth aus der Schweiz in die Pfalz gezogen, nun aber in dis Land gekommen, und viele wegen Mangel des Wort Gottes abgefallen zu allerhand Secten, so daß die Leuth am Leib, und sonderlich an der Seel jämmerlich zu Grund gehen müssen, dem Leib nach verderben sie wegen grausamer Kälte des Winters; dann die Kleider hier erschrecklich schlecht und theur, daß sie nicht zu überkommen sind. Ein schlecht Hemdd kostet 3 oder 4. fl. Man tragt hier nur halbwoollen und leinen. Man vermag hier kein anderes, es ist hier im Winter über die uassen kalt, im Sommer ist es über die massen wärmer weder im Schweizer-Land, daß sehr viel Leuth vor Hit verschmachten, man muß hier sehr schlecht leben in Speis und Trank, das Brod ist sehr rauch, darneben Türcken-Korn, Buch-Weizen, Erd-Neffel ist unsere Speiß, Wasser ist unser Trank, ein Maß Wein gilt 3. fl. Die Leut wohnen sehr weit von einander, die Nachbarn müssen oft eine Stund gehen durch Büsch und Hecken und Dörn, ehe sie zusammen kommen, darum man gar öfft wegen den grossen Wasserren, und wilden Thieren, als Hirzen, Bären, Wölff, wild Katzen, schröcklich böse Schlangen antrifft, man muß reiten und ein Gewehr bey sich tragen, ihre Häußlein sind so ellend als kein Schwein- oder Schaaf-Stall im ganzen Schweizer-

Land, ihr Haußrath ist nüt als Rinden von Bäumen, Ihr Trink-Geschirr und Schüsslen sind nüt anders als Calbast oder Kürbßen. Summa, dies Elend ist nit zu beschreiben: was antrifft das Geistliche, ist viel ein grösser Elend, sie lernē nit lesen; haben weder Bücher noch Schriften, weder Kirchen noch Schulen, weder Kirchen-Diener noch Sacrament. Es kan nichts anders aus ihnen werden dann Heiden, die Jungen wissen nichts von GOTT, darum sind sie so schröcklich ungehorsam den Elteren, wann sie 18. Jahre alt, dürfen ihnen die Elteren nit mehr einreden, darum manche Elteren grausam seuffzen müssen über diejenige, so sie verführen, wie ich leider mit allem andern Unglück auch dieß hab müssen erfahren; Was mich betrifft, so bin ich unter diesen die unglücklichstē Creatur und das allerärmste Mensch, dann was ich aus meinem Vaterland hiehar gebracht, ist noch gar verfaulet und verdorben, muß wohnen bey solchen Menschen, die mir nit nur nichts Guts thun, sondern mir dasjenige, was mir GOTT in meinem Vaterland und Holland durch gute Leuth beschert, mißgunnen, das Esterti und Mari Babeli ernehren sich hin und her mit Spinnen; die drey jüngere Knaben sind verbunden, biß Sie 21. Jahr alt sind; das Jüngste ist bey mir, mein Zustand ist sehr verächtlich, mein Veruff gilt gar nichts in diesem Land, hier kann ich kein Schuß halten, weil mich niemand will aufnehmen, muß im äußersten Elend hier mein Leben zubringen, und von einem elenden Schlüpflin in das ander gestossen werden, und mein Elend meistens under den Widertäußeren bauwen, muß mein armes Leben anch zubringen bey denen, die kein Religion, kein Gottesdienst, kein Sacrament ästimiren, es ist wie ein Schwert in meinen Beinen, wann sie mich täglich schmähē und zu mir sagen, wo ist deine Religion, die du für deinen GOTT haltest. Ich wolt tausend mahl lieber bey Catholischen

wohnen, ich weiß nit, wie es mit dem Heinrich gehen wird, dann er sehr weit reisen muß, seine Predig-Stunden zu verrichten, braucht darzu viele Schuh und Kleider, die Er wegen geringen Solds nit kan zuwegen bringen; Wann die Kleider vom Vatter S. verreißen, so muß er dann auch schier nackend gehen, ist mir sehr angst; O! hätten wir UGn. Hören und allen guten Leuthen gefolget, die uns so treulich gewahrnet, und wir doch nit hören wollen, darum kommt jetz das Unglück über uns, und ist keine Erlösung zu hoffen, über dem abscheulichen Meer, bitte also alle Leuth in meinem Vaterland, daß sie sich nit so muthwillig dem Verbott UGn. Hören widersetzen, und sich mit Leib und Seel ins Elend stürzen, und meine arme Kinder, die an diesem Unglück kein Schuld tragen, wann die wieder einmal solten in ihr Vaterland kommen, daß man ihnen doch gnädig wäre. Ach hätten Meine Gn. Herren ihr Mandat ansgehen lassen, da wir noch daheim waren, es wird gewißlich allen denjenigen solch Unglück widerfahren, die sich ihrem Mandat halsstarrig widersetzen; wie es auch erfahren der Stricker von Wartau, der vor 2. Jahren mit etlich hundert von Bern abgefahren in Carolina, da sie mehr als der halbe Theil in selbigem Land verschmachtet, und Er wiederum mit etlich Frachten hiehar kommen, vor etlich Wochen sein armes Leben elendiglich aufgeben, und hinderließ die Wittwe und ein Söhnlein. Da heißt es: O Israel! dein Verderben ist aus dir, welches ich nun täglich klagen und seufzen muß; Siehe, das Unglück kommt von dem HErrn, was soll ich fehrner auf den HErrn warten, 2c. 2c.

Den 24. Nov. 1736. aus Philadelphia in Pensylvanien.

Esther Werndtlin.

## Kaiser Joseph in Basel.

(1777)

---

**A**ls im Jahre 1563 Kaiser Ferdinand I. der Stadt Basel einen Besuch abstattete und die Regierung sowohl als die Bürgerschaft alles Mögliche aufboten, um den Empfang und den Aufenthalt des Monarchen zu einem höchst glänzenden Feste zu gestalten, da dachte wohl Niemand daran, daß es volle zweihundert Jahre gehen werde, bis wieder ein deutscher Kaiser den Fuß in unsere Stadt setzen würde. Im Jahre 1777 war dies nun allerdings der Fall, allein die Verhältnisse und die Gewohnheiten waren unterdessen ganz andre geworden, die Fürsten hatten angefangen Incognito zu reisen, und ihr Erscheinen war dazu angethan, in den bereisten Ländern und in den besuchten Städten auch ernste Gedanken wach zu rufen.

Erwägungen und Bedenklichkeiten solcher Art waren besonders in der Eidgenossenschaft am Plage, wenn ein Mann wie Kaiser Joseph II. der unbekante und doch überall erkannte Reisende war. Man kannte oder ahnte wenigstens die Pläne des Kaisers, man wußte, daß er auf die Schweiz, besonders auf die Aristokraten, nicht gut zu sprechen war. Im Sommer des Jahres 1777 erschien er in eigener Person unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein. Mit der ihm eigenthümlichen Entschlossenheit und Beweglichkeit wollte er aus persönlicher Anschauung Land

und Leute kennen lernen; in Genf besuchte Joseph den Philosophen und Naturforscher Benedict von Saussure, in Bern den großen Haller. Leutseligkeit und Freigebigkeit gegen das Landvolk, Kälte und Verschlossenheit gegen die Regierungen und die Aristokraten, Eifer und Interesse für Kunst und Wissenschaft kennzeichnen das Benehmen des vornehmen Reisenden. In Langenbruck drückte der Kaiser dem Bärenwirth sein Befremden darüber aus, daß die Landschaft im Rath nicht vertreten sei — es war auch noch nöthig! Am 19. Juli kam Joseph Morgens um 9 Uhr in Basel an und nahm Quartier im Gasthof zu den drei Königen, hier suchte ihn auch als Abgeordneter der Regierung Isaac Fselin auf, wurde aber nicht vorgelassen; wohl mit Recht bemerkt hiezu Ochs, daß der Gastwirth, Herr Ulrich Kleindorf, nur eine Deputation des Kleinen Rathes und nicht den großen Isaac Fselin meldete, welcher letztern Joseph gewiß gerne empfangen hätte. Dagegen hatte der Kupferstecher Christian von Mechel die Ehre, dem Kaiser die öffentliche Bibliothek mit ihren Gemälden zeigen zu dürfen; zum Andenken an diesen Besuch wurde später dieser Sammlung ein großes in Del gemaltes Porträt Josephs durch Vermittlung der Frau von Nagel verehrt. Außer der Bibliothek nahm der Kaiser auch noch die Sarasin'sche Bandfabrik in Augenschein, überall die Leute mit Bewunderung wegen seiner Leutseligkeit erfüllend. Nachmittags um 2 Uhr verließ Joseph die Stadt, um sich nach der Hauptstadt seiner vordern Lande, nach Freiburg im Breisgau, zu begeben. Schaarenweise strömten um zwei Uhr die neugierigen Basler und Baslerinnen vor dem Gasthose zusammen, um den berühmten Fremden noch schnell mit eigenen Augen sehen zu können. Nur mit Mühe gelang es dem Kaiser, den Schlag seines Wagens zu erreichen, so sehr drängte sich

das Volk an ihn heran; ja es wird sogar erzählt, daß der Bauerschuhmacher Meyer, durch die ihn vorwärts schiebende ungeduldige Menge gestoßen, dem Monarchen auf den Fuß getreten sei. Nun war Meyer ohnehin eine stadtbekannte Persönlichkeit und führte schon seit früher Kindheit den Spitznamen »Bolli en bas,« weil mit dieser Phrase seine auf französische Conversation großes Gewicht legende Mutter den Knaben zur Höflichkeit zu ermahnen pflegte, wobei die gute Frau für die damalige Basler Kopfbedeckung, den „Bolli,“ keinen französischen Ausdruck zu finden im Stande war. Kaum war daher die Ungeschicklichkeit Meyers dem Kaiser gegenüber bei seinen Mitbürgern bekannt geworden, als auch der folgende Vers an allen Ecken und Enden ertönte:

Der Bolli en bas ist ein Kuh,  
Er trat dem Kaiser auf den Schuh;  
Dieser schlug ihn aus Dankbarkeit  
Zum Ritter aller Höflichkeit.

Uebrigens war dies nicht die einzige Poesie, welche die Anwesenheit Josephs II. in Basel hervorgerufen hat; der Kaiser, den die Basler seiner äußern Erscheinung nach mit dem Gastwirth zum rothen Löwen, Herrn Caspar Friedrich Hauser, verglichen, entzückte hauptsächlich durch seine Liebenswürdigkeit Jedermann, und einer der besten damaligen Bürger, der geist- und gemüthvolle Vorsteher des Polizeiwesens, Major Ulrich Miville, feierte diesen Ehrentag mit nachstehenden begeisterten Worten:

Der Kaiser kam als Graf von Falkenstein,  
Undkehrte hier bei Herrn Kleindorf ein.

Nicht Pracht, woran sich kleine Seelen laben,  
Hat Er gezeigt, nein, nur die schönsten Gaben;  
Den größten Geist, den wahren Menschenfreund,  
Sah man in Ihm auf's Göttlichste vereint.

Doch nur vier Stund hat Er sich hier verweilet,  
Und ist sodann nach Freiburg hingeeilet.  
Kaum war Er fort, fieng unser Trauren an;  
Die Sonne selbst nahm großen Theil daran,  
Sie hatte sich in Wolken eingehüllet,  
Wo nach dem Blitz des Donners Stimme brüllet,

Bis sich zuletzt ein Regen sanft ergoß,  
Der manche Stund durch unsre Gassen floß.  
Gleichwie das Land durch dieses warme Regnen,  
So wolle Gott den theursten Joseph segnen!  
Dann wie das Land den Segen giebt zurück,  
Sucht Er nicht jein, nein, aller Völker Glück!

Basel den 19. Juli 1777.

## Anrede

des Herrn Rahts-Substitut Bischofs,

im Namen und in Begleitung der übrigen Rathslieder der Canzley

an Ihro Gnaden den neuerwählten

**Herrn Obristzunftmeister Ochs**

bisherigen Stadtschreiber,

oder ersten Vorsteher der Staatskanzley zu Basel

gehalten den 26. May 1791.

---

Hochgeachteter u. Gnädiger Herr Obristzunftmeister!

Empfindung bringt uns zu Ihnen — schwebende Empfindung — wie es sich ereignet, wenn das Herz und der Verstand mit einander im Streite liegen; Wir wissen, was Sie verdienen, empfinden aber auch, was Wir verlihren. Ueberzeugung allein vermag es, uns zu beruhigen, das beklemmte Herz sogar so zu stimmen, daß es Theil nimmt an der allgemeinen Freude, und zwar aufrichtiger, inniger alsdann, als irgend Jemand.

Vaterland ist der große Gedanke, der alle dunkle eigen angehörige Vorstellungen, wie leichten Duff zerstreut, und allen Trübsinn, so gegründet er auch sein möchte, heitert. Der Verfasser der Geschichte von Basel, denken wir, dessen Geist ihr Andenken bereits verewigt, wird zuverlässig durch



seinen Edelmuth dem Staate ebenfalls ein Denkmahl stiften, unvergänglich, wie der Segen, der auf ihm ruhet.

Diese frohe Aussicht macht uns den Tag segnen, wo Gottes weise Absicht Ihro Gnaden ersehen, dero bereits dem Vaterland gewidmete ausgezeichnete Talente in größerm Wirkungskreise zu zeigen. Als Freund der Wissenschaften, als Bürgerfreund, als Stütze des Rechts und der Billigkeit werden Sie bey bekannter Thätigkeit vieles leisten, und ebenso viel Dank sich gerechtest erwerben.

Unsern Dank, unsere wahre Hochachtung haben Sie sich als verehrungswürdiger Vorsteher von uns längst schon eigen gemacht; feyerlichst erkennen wir uns hier noch verpflichtet für das Ansehen, so uns understützt, die Liebe, so uns geleitet, die Einsicht, die uns berathen.

Unvergesslich wird das Andenken daran in uns verbleiben, empfindlich aber auch seyn, es zu müssen; Sie ist entzogen die Perle dem Ring, der die Canzley umfaßte, doch verlohren nicht, verseyt vielmehr nur dahin, wo sie besser noch glänzt in dem Kranz der höchsten Ehre.

Tragen Sie diesen Kranz zum Glück der Menschen, deren Rechte Sie kennen, zur Zierde des Staates und ihrer Ehren-Famillie, zu ihrem eigenen Vergnügen in ununterbrochener vester Gesundheit.

Dies, Wohlweiser Herr Obristzunftmeister! sind unsere innigste Wünsche, wir fügen noch den einzigen, aber angelegenen bey. — Schenken sie gütigst dero ergebenster Canzley ferner diejenige Gewogenheit, die so lange ihren Stolz und ihre Erleichterung ausgemacht hat!

# Basler Chronik

des

Jahres 1882

von

J. Bernoulli, stud. phil.

---

8. Jan. Benefizconcert für Hrn. Capellmeister A. Volkland.

9. Jan. Sitzung des Großen Rathes. Herr Dr. Fjelin stellt einen in nächster Sitzung zu behandelnden Anzug betr. Abhaltung der Ergänzungswahlen zur Synode. Der Bericht der Prüfungskommission wird zu Ende berathen und dabei der Antrag Sarasin betr. Schutz der Arbeiterinnen einstimmig angenommen.

12. Jan. Zweiter Vortrag des Hrn. Prof. Jäger über seine Entdeckung der Seele.

15. Jan. Sechstes Abonnements-Concert.

16. Jan. Sitzung des Großen Rathes. Der Anzug Fjelin betr. Synodalwahlen bleibt gegenüber der Tagesordnung Wackernagel, auf welche 65 Stimmen fallen, mit 39 Stimmen in der Minderheit. Ein Anzug des Hrn. Dr. Brenner, welcher gesetzliche Bestimmungen gegen den Wucher befürwortet, wird der Regierung überwiesen.

17. Jan. Rhapsodie von Dr. W. Jordan aus dem zweiten Liede der Nibelungen „Hildebrands Heimkehr.“

— Vierte Kammermusik-Soirée.

17. Jan. Erstes Gastspiel der Frau M. Kupfer-Berger vom K. K. Hofopertheater in Wien.

23. Jan. Geistl. Concert von August Walter im Münster.

29. Jan. Siebentes Abonnements-Concert.

1. Febr. Erstes Gastspiel des Komikers Oskar Höcker vom Karlsruher Hoftheater.

2. Febr. Die historisch-antiquarische Gesellschaft beschließt eine Petition an den Großen Rath zu richten für Erhaltung der Barfüßerkirche.

4. Febr. Aufführung des Gesangvereins: Der 114. Psalm von F. Mendelson-Bartholdy, die Frühlings-Fantasia von Niels W. Gade und die neunte Symphonie von L. v. Beethoven.

5. Febr. Ergänzungswahlen zur Synode: es werden 19 freijünnige und 3 positive Candidaten gewählt; 2 Nachwahlen sind in der Münstergemeinde nöthig.

10. Febr. Der Kunstverein beschließt eine Petition für Erhaltung der Barfüßerkirche an den Großen Rath.

11. Febr. Sara Bernhardt tritt im Stadttheater zum ersten Male auf.

12. Febr. Bei den Nachwahlen zur Synode in der Münstergemeinde werden beide positive Candidaten gewählt.

— Achtes Abonnements-Concert.

13. Febr. Sitzung des Großen Rathes. Die 4 Petitionen für Erhaltung der Barfüßerkirche, welche eingelaufen sind, — von der historisch-antiquarischen Gesellschaft, dem Kunstverein, der mittelalterlichen Sammlung und der Schweizer. Gesellschaft für Erhaltung vaterländischer Kunstdenkmäler — werden zur Austheilung an die Großrathsmitglieder gedruckt. Der Rathschlag über die Wahl eines besondern Strafgerichts für den Fall Arnold und Conj. wird fast einstimmig an die Regierung zurückgewiesen. Die Verathung des Budget wird begonnen.

14. Febr. Fünfte Kammermusik-Soirée unter Mitwirkung von Frä. Adele Asmann aus Berlin.

17. Febr. Nachts 11 Uhr stirbt Friedrich Weber, Kupferstecher, Mitglied der Academies von Berlin, Wien und Genf, des Institut de France &c.

20. Febr. Sitzung des Großen Rathes. Die Budgetberathung wird beendet. Der Rath bewilligt einen Credit von Fr. 585,000 zum Bau eines Primarschulhauses im Bläsiquartier.

— Erstes Gastspiel von Frä. Pauline Ulrich vom K. Hoftheater in Dresden.

25. Febr. Allgemeine Versammlung der Zupfgegner.

27. Febr. Fastnachtsmoutag.

5. März. Neuntes Abonnements-Concert.

7. März. Auf der Sternwarte wird Abends 6 Uhr ein glänzendes Meteor beobachtet.

— Sechste Kammermusik-Soirée.

— Séance de déclamation par M. Favarger du Conservatoire de Paris, à l'Aula.

11. März. Versammlung der socialdemokratischen Partei der Schweiz, wobei über „die Stellung der verschiedenen Parteien zum Volk“ referiert wird.

12. März. Märzfeier des Arbeiterbundes Basel.

13. März. Sitzung des Großen Rathes. Für die Erhaltung der Barfüßerkirche ist dem Bureau noch eine Petition vom Ingenieur- und Architektenverein eingereicht worden. Der Rath beschließt einstimmig auf Antrag des Hrn. Reg.-Rath W. Klein, der Frau Merian-Burchardt für die großartige Schenkung von Fr. 400,000 zu Gunsten eines neuen Irrenhauses den officiellen Dank abzustatten. Es folgen die Neuwahlen. Präsident des Großen Rathes wird mit 72/81 Stimmen der bisherige Statthalter Herr Dr. J. G. Wacker-

nagel, Statthalter der bisherige Präsident Herr Dr. Ad. Burdhardt-Burdhardt mit 83/88 Stimmen. Zum Präsidenten der Regierung wählt der Rath mit 64/88 Stimmen Herrn W. Klein, zum Vicepräsidenten mit 66/93 Stimmen Herrn Dr. J. J. Burdhardt.

Hierauf kommt die Barfüßerkircheufrage zur Behandlung. Herr Reg.-Rath Dr. J. J. Burdhardt beantragt als Referent der Regierung Tagesordnung über das Gesuch der römisch-katholischen Gemeinde, Abreißen der Kirche und des Chors, trotz der vielen Petitionen und Presfurtheile, und Erstellung einer Töchterchule mit großem Hof auf dem Areal. In Betreff des Gesuchs der römisch-katholischen Gemeinde beantragt Herr Stähelin-Brunner Streichung des regierungsräthlichen Lemmas, über die Verwendung der Kirche oder ihres Areals selbst werden mehrere Gegenanträge gestellt. Herr Dr. Wackernagel will Zurückweisung des betr. Antrages an die Regierung im Sinn der Erhaltung der ganzen Kirche, Hr. Dr. Zutt dagegen im Sinn des Abreißens, Herr Professor Hagenbach endlich will den Chor allein stehen lassen und eine Töchterchule auf das freierwerbende Areal bauen. Nach mehreren Abstimmungen siegt definitiv der Antrag Wackernagel mit 52 gegen 50 Stimmen gegenüber dem Antrag Zutt.

14. März. Concert des „academischen Männerchors.“

17. März. Die römisch-katholische Vorsteherschaft beschließt einstimmig, die zum Erwerb eines Bauplatzes in Großbajel und zur Erstellung einer einfachen Kirche nöthigen Gelder zu sammeln.

18. März. Vernoullifeier zum Andenken an den 100jährigen Todestag von Daniel Bernoulli.

19. März. Zehntes Abonnements-Concert.

— Märzfeier des deutschen Arbeiterbundes.

26. März. Aufführung des „Oedipus in Colonos“ von Mendelssohn durch die Liedertafel.

27. März. Beginn der öffentl. Prüfungen der Musikschule.

29. März. Mozartfeier im Theater: Aufführung der „Entführung aus dem Serail“ (1782 componirt).

29. März. Der Socialdemocrat G. v. Bollmer, Abgeordneter im deutschen Reichstage, tritt hier auf.

3. April. Sitzung des großen Rathes. Herr Albert Huber reicht einen Anzug betr. Revision des Steuergesetzes im Sinn der Entlastung der untersten Klassen ein. Herr Altregierungsrath Carl Burckhardt-Burckhardt wird fast einstimmig zum Appellationsrichter gewählt. Der regierungsräthliche Bericht über die rückständigen Aufträge wird vom Rathe genehmigt.

5. April. Declamation des „Faust“ durch Hugo Wauer, Director der Theater-Academie in Berlin.

6. April. Beginn der Ausstellung von Handzeichnungen und Stichen aus Friedrich Weber's Besitz.

13. April. Constituirung der Basler-Section des „schweizerischen Wahlreformvereins.“

16. April. Ausstellung der Schülerarbeiten aus der Zeichnungs- und Modellschule mit Preisvertheilung im Musiksaal.

18. April. Größerer Münzfund (Bracteaten) an der St. Johannvorstadt.

22. April. Auf der Sternwarte wird der neue Comet zum ersten Male aufgefunden.

23. April. Nachwahlen zum Großen Rath, wobei 5 Conservative und 2 Liberale gewählt werden.

24. April. Die Section Basel des schweizerischen Wahlreformvereins reicht die am 13. April beschlossene Petition um Rücksicht auf Proportionalität bei künftiger Revision der Wahlgesetze der Bundesversammlung ein.

25. April. Künstlerconcert des Herrn Leopold Ketten im Musiksaal.

30. Mai. Eröffnung der Ausstellung von Gemälden schweizerischer Künstler in der Kunsthalle.

2. Mai. Oeffentliche Habilitationsvorlesung des Herrn Dr. Bernhard Riggenschach als Privatdocent über „das Armenwesen der Reformation“ in der Aula.

5. Mai. Oeffentlicher Vortrag von Herrn Dr. S. Bagge in der Aula über Bachs H-moll-Messe.

6. Mai. Concert der Musikschule in der St. Martinskirche.

7. Mai. Frühlingsconcert des gemischten Chors Cäcilia unter Mitwirkung der H. V. Barcher und Joseph Schild in der St. Martinskirche.

8. Mai. Sitzung des Großen Rathes. Der Rathschlag betr. Bau einer neuen Irrenanstalt vor dem St. Johanthor wird angenommen, ebenso wird der Ankauf von Bauplätzen an der Kanonengasse für den Bau einer Töchter-schule genehmigt.

14. Mai. Volksconcert im Münster zu Gunsten der Ferienversorgung.

15. Mai. Starker Frost, der besonders die Neben bedeutend schädigt.

16. Mai. Feier des 25jährigen Jubiläums der mittelalterlichen Sammlung: Morgens 11 Uhr Festrede des Vorstehers, Herrn Prof. W. Heyne, Nachmittags festliche Eröffnung der Sammlung mit Concert, mit den alten Instrumenten ausgeführt, Abends Festessen im Schützenhaus.

16. Mai. Auftreten v. Mlle. Agar im Stadttheater.

21. Mai. Bewillkommnung der deutschen Vertreter an der Einweihung der Gotthardbahn in Basel u. Festfahrt nach Luzern.

— Erste Aufführung der H-moll-Messe von Johann Sebastian Bach durch den Gesangverein, die Liedertafel und das Orchester im Münster.

22. Mai. Kammermusik-Soirée, gegeben von fremden Ehrengästen und einheimischen Künstlern im Musiksaal.

23. Mai. Zweite Aufführung der H-moll-Messe; nachher Bankett zu Ehren der Gäste und Solisten.

1. Juni. Erscheinen eines neuen Blattes: „Basler Zeitung und allgemeiner Anzeiger für die Schweiz.“

— Vortrag von Herrn Nationalrath Frei über das „radical-democratische Programm“ im democratischen Verein.

12. Juni. Sitzung des Großen Rathes. Herr Dr. F. Göttschheim wird auf sein Ansuchen von der Staatschreiberstelle unter Verdankung entlassen. Der Rathschlag betr. den Primarschul-Bauplatz im äußern St. Albanquartier wird mit 52 gegen 46 Stimmen an die Regierung zurückgewiesen, die Vorlage über einen neuen Stadtausgang beim Lohhof dagegen genehmigt.

19. Juni. Sitzung der evangelisch-reformirten Synode. Der Jahresbericht des Kirchenrathes wird genehmigt. Für nächsten Winter wird eine Aenderung der Stunden des Confirmationsunterrichts (§ 13 der Ordnung für den kirchlichen Religionsunterricht) definitiv eingeführt.

25. Juni. Sängertag in Basel.

26. Juni. Sitzung des Großen Rathes. Der Anzug Huber betr. Partialrevision des Steuergesetzes von 1880 wird der Regierung überwiesen. Die Gesetze betr. Einführung des Schweiz. Obligationenrechts und Fahrnißverpfändung werden angenommen, mit Ausnahme eines Paragraphen des letztern, der an die Regierung zurückgewiesen wird.

— Beginn der Festwoche der verschiedenen christlichen Gesellschaften Basels.

29. Juni. Sitzung des Großen Rathes. Das Gesetz betr. Fahrnißverpfändung wird mit dem neu von der Regierung vorgelegten Paragraphen angenommen. Der Landankauf



an der Seevogelstraße für ein Primarschulhaus wird fast einstimmig ratificirt, ebenso ein Landverkauf und die Correction der Holbein- und Bachlettenstraße.

30. Juni. † Friedrich Iselin-Rütimeyer, Conrector des Oberghymnasiums.

1. Juli. Abschiedsfeier für Hrn. Nationalrath Frei, nunmehr schweiz. Gesandten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in der Burgvogtei.

4. Juli. Practischer Versuch mit dem proportionalen Wahlverfahren, ausgeführt von Hrn. Prof. Hagenbach-Bischoff im Verein für Wahlreform.

10. Juli. Die hoch angeschwollene Birs reißt das Wuhr bei der Neuen Welt weg.

15. Juli. Eröffnungsfeier der Johannerbrücke.

20. Juli. Concert des Berliner Domchors in der St. Martinskirche.

25. Juli. † Alt-Obersthelfer Abel Burckhardt.

30. Juli. In der eidgenössischen Abstimmung wird in Basel das Epidemiengesetz (der Impfszwang) mit 4153 Nein gegen 589 Ja verworfen, der Zusatz zur Bundesverfassung betr. Patentschutz dagegen mit 2802 Ja gegen 1243 Nein angenommen.

16. Aug. Versammlung der Gegner des Bundesbeschlusses vom 14. Juni 1882 auf der Bärenzunft, berufen vom Referendumscomité.

19. Aug. Versammlung der Schulgesetzfreunde zu Safran; Präsident Hr. E. Moor, Referent Hr. Reg.-Präs. Wilhelm Klein.

23. Aug. † in Binningen Henri Meili, Bildhauer.

26. Aug. Feier der Schlacht bei St. Jacob; die Festrede hält Hr. Pfr. Altherr, in der Burgvogteihalle sprechen die H. H. Reg.-Räthe E. Burckhardt-Iselin und W. Klein.

26. Aug. Schluß der Unterschriftensammlung gegen den Schulsecretär, deren Summe sich in Basel auf 2683 beläuft.

27. Aug. Oeffentliches Jahresfest des „Bachlettenkämmerli“ im zoologischen Garten.

28. Aug. Das Militärdepartement des Kantons Basel-Stadt erläßt eine Publication, laut welcher die Wiederimpfung der Rekruten von nun an nicht mehr obligatorisch sein soll.

1. Sept. Wettschwimmen über den Rhein.

5. Sept. Recitation von Frä. Helene Wagner in der Aula: „Der wilde Jäger“ von Julius Wolff.

7. Sept. In der Sitzung der medicinischen Gesellschaft wird das Jubiläum der 25jährigen Lehrthätigkeit des Herrn Prof. W. His in Leipzig gefeiert; anwesend ist auch des Jubilars ehemaliger Lehrer, Herr Prof. Virchow aus Berlin.

21. Sept. Sitzung der Synode. Aus der Berathung der Gottesdienstordnung sind folgende Punkte hervorzuheben: Die Beschränkung der Nachmittagsgottesdienste auf je zwei Kirchen während des ganzen Jahres wird mit 38 gegen 26 Stimmen, die Abschaffung der Nachmittagspredigt am Neujahr mit 35 gegen 29, ebenso für die Landgemeinden an Himmelfahrt mit 35 gegen 22 Stimmen beschlossen. Der Antrag der kirchenrätlichen Minderheit bei § 20 über die Parallelgottesdienste, wonach dieselben nicht während der Zeit der officiellen Gottesdienste dürfen abgehalten werden, wird mit 36 gegen 27 Stimmen angenommen.

24. Sept. Wahl des weitem Bürgerraths nach der in den Zeitungen publicirten Liste.

— Versammlung des Grütlivereins in Niesen, Referat von Herrn Reg.-Präf. W. Klein für das Schulgesetz.

— Schau- und Grümpelturnen des Bürgerturnvereins.

25. Sept. Sitzung des Großen Rathes. Der Bericht der Großrathscoumission über die allgemeine obligatorische Krankenversicherung wird zur Canzlei gelegt. Der Anzug Eckstein betr. Hebung des Handwerks durch gewerbliche Vorbildungs- und Fachschulen, wird mit 39 gegen 35 Stimmen der Regierung zur Untersuchung überwiesen. Der Bericht der Commission für eine Wirthschafts- und Biersteuer und ein bezüglichher Gesekentwurf werden vorgelegt. Zum Civilrichter wählt der Rath Hru. Greuter-Eugel. Die Organisation des Baudepartements wird in Berathung gezogen.

26. Sept. Der Bundesrath verwirft von den 2683 Referendumsunterchriften aus Basel 134 als ungiltig.

28. Sept. Sitzung der Section Basel des „eidgenössischen Vereins.“ Gegenstand der Berathung bildet das Referendum gegen den eidgen. Schulsecretär.

— Jahresfest der Diaconissenanstalt in Riehen.

— Constituirende Versammlung der Texas-Landgesellschaft.

1. Oct. Concert in der Martinskirche, theilweise zu Gunsten der Wasserbeschädigten in Tyrol.

— Zwanzigjährige Stiftungsfeier des Vereins junger Kaufleute auf dem Bieneuberg.

2. Oct. Beginn der religiösen Versammlungen in der Burgvogteihalle; später werden sie auch im Vereinshaus und schließlich nur noch in letzterem abgehalten.

— Auf der Sternwarte wird abermals ein neuer Comet beobachtet.

3. Oct. Publication der Gewinnliste aus der Verloosung; im zoologischen Garten.

— Beginn der Herbstübungen der Feuerwehr.

5. Oct. Sitzung der Synode. Der Anzug Hörler für Facultativerklärung der Taufe zur Erlangung der Confirmation siegt über den Antrag Bischer auf Tagesordnung und

wird unter Namensaufruf mit 39 gegen 32 Stimmen dem Kirchenrath überwiesen.

7. Oct. Das Erziehungsdepartement erläßt eine Bekanntmachung, laut welcher in diesem Winter für junge Männer von 18—20 Jahren Fortbildungsschulen eingerichtet werden sollen.

8. Oct. Erstes Abonnements-Concert mit Auftreten der Violinvirtuosin Frau W. Norman-Meruda aus London.

9. Oct. Sitzung des Großen Rathes. In Beantwortung der Interpellation Amstein, betr. die Burgvogteiverammlung, verspricht Hr. Reg.-Präj. Klein Untersuchung — welche dann übrigens nichts Strafbares an den Tag fördert. — Das Gesetz betr. Organisation des Baudepartements, wird angenommen und dabei u. A. dem Architektenverein als Experten-commission Einfluss bei Baurekursen und ähnlichen Fragen eingeräumt. Die Aufhebung des § 81 des Polizeistrafgesetzes betr. obligatorische Impfung wird nach Antrag des Regierungsrathes beschlossen, immerhin mit ausdrücklicher Motivirung des Beschlusses in den Eingangsworten desselben laut einem Amendement des Hrn. Statthalters Dr. Ad. Burckhardt.

10. Oct. Erste Sitzung des neugewählten weiteren Bürger Rathes.

15. Oct. Ausflug der historisch-antiquarischen Gesellschaft nach Colmar.

— Einweihung der neuen Capelle an der Engelgasse.

— Wettfahrt des Rheinclubs.

18. Oct. Oeffentliche Vorlesung von Herrn Dr. S. Bagge in der Aula über „die Symphonie in ihrer historischen Entwicklung.“

19. Oct. Sitzung der Synode. Eine Petition von 200 Gliedern der St. Theodorsgemeinde für Weibehaltung der

10. Nov. Erscheinen der ersten Nummer des „Schulvogt.“

12. Nov. Drittes Abonnements-Concert. Auftreten der Concertsängerin Frä. Dyna Beumer aus Brüssel.

13. Nov. Sitzung des Großen Rathes. Die Berathung über den Gesetzesentwurf betr. Hausirwesen, Wanderlager etc. wird beendigt und das ganze Gesetz mit einigen Aenderungen angenommen; ebenso der Rathschlag betr. Correction der Karthausgasse.

14. Nov. Zweite Kammermusik-Soirée.

19. Nov. Concert zum Besten der Wittwen-, Waisen- und Alterscasse des Orchestervereins.

23. Nov. Liberale Volksversammlung für den Schulsecretär in der Burgvogteihalle.

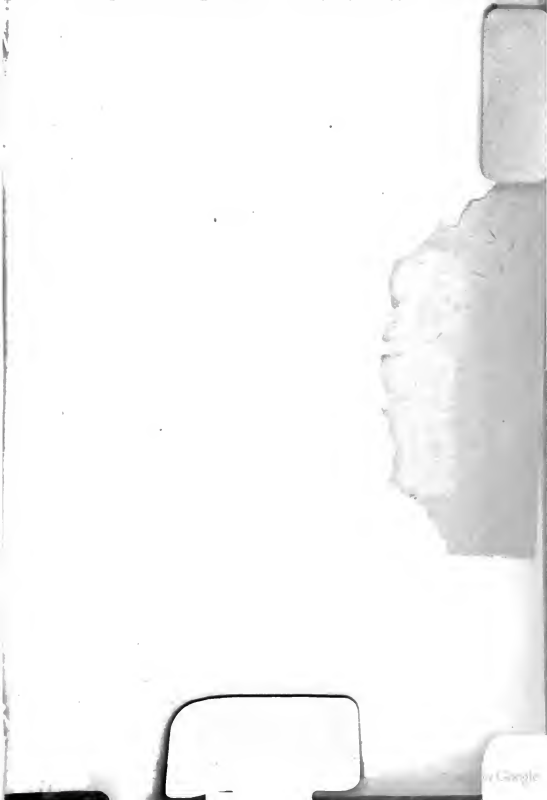
24. Nov. Erstes Gastspiel des Tragöden Herrn Ludwig Barnay.

26. Nov. Viertes Abonnements-Concert.

— Eidgenössische Volksabstimmung über den Bundesbeschluß vom 14. Juni 1882. In Basel wird derselbe mit 4355 Ja gegen 3756 Nein angenommen, in der Schweiz dagegen mit 316,929 Nein gegen 171,959 Ja verworfen.

27. Nov. Sitzung des Großen Rathes. Der Rathschlag betr. Stempelsteuer wird an eine Commission gewiesen. Das Gesetz betr. eine Banknotensteuer von 3<sup>0</sup>/<sub>100</sub> wird angenommen.





© Folge der Buchdruckerei (v. Künzler) in Bielefeld.